This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07574832 1

Flammen

Von **Wilhelm Hegeler** iſt in demſelben Verlage erſchienen:

Mutter Bertha. Roman.

Und alles um die Liebe. Aufzeichnungen eines Philologen.

Pygmalion. Novellen.

Sonnige Tage. Roman.

Nellys Millionen. Ein fröhlicher Roman.

Ingenieur Horſtmann. Roman.

Paſtor Klinghammer. Roman.

Im Verlag von Schuſter & Loeffler, Berlin, erſchien:

Kleiſt. Eine Monographie.

Flammen

Roman

von

Wilhelm Hegeler

Egon Fleiſchel & Co.
Berlin
1905

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
235219A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Alle Rechte
vorbehalten

Copyright by the New-Yorker Staatszeitung 1904

Licht wird alles, was ich faſſe,
Kohle alles, was ich laſſe,
Flamme bin ich ſicherlich.
Nietzſche.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

I

Als der Privatdozent der Philosophie, Heinrich Grabaus, das auditorium maximum der Universität betrat, saß die zuhörende Schar bereits dicht gedrängt auf den Bänken. Das Sommersemester war längst geschlossen, das Kolleg, das der junge Lehrer las, über die klassische Zeit der deutschen Literatur, gehörte zum Ferienkursus. So befanden sich nur wenig Studenten unter der Zuhörerschaft; alle möglichen Stände waren vertreten, behäbige Rentiers, Offiziere, Volksschullehrer, sogar einige Handwerker. Den größten Bestandteil aber bildeten die Frauen.

Grabaus, ein Mann von dreißig, mit dem lang aufgeschossenen, eckigen und unfertigen Körper eines Jünglings, auf dem ein nicht schöner, aber ausdrucksvoller Kopf saß, von dunkelblondem, zurückgestrichenem Haar begrenzt, eine etwas zu große, strenge und klare Gelehrtenstirn, darunter lebhafte, nervöse Augen von wechselnder Färbung, bald heller, bald dunkler, jetzt scharf aufblitzend wie Politikeraugen, jetzt von so verlorenem Ausdruck, als wenn sich fremde Welten darin spiegelten, dazu eine ziemlich spitze Nase und unter graublondem Schnurrbart ein frischer, naiver Mund — dieser so beschaffene Grabaus hatte seinen Schlapphut auf den Nagel gehängt, das Katheder bestiegen und wollte gerade sein Manuskript aufschlagen, als er unter dem eingelassenen, etwas vorstehenden

Tintenfaß einen Veilchenstrauß bemerkte. Duftend und taufrisch. Er konnte erst vor kurzem dorthin gelegt sein. Unwillkürlich streckte seine Hand sich darnach aus, doch im nächsten Augenblick glitt sie zurück. Indem er das Manuskript öffnete, sagte er:

„Meine Damen und Herren, wir kommen heute zu Goethes Faust. Nachdem ich Sie durch eine an Schätzen wahrhaftig nicht arme Welt geführt und Ihnen Schönheit und Tiefsinn, reiche Gestaltungskraft und ethisches Pathos gezeigt, und, soweit es in meinen Kräften stand, gedeutet habe, geht es mir heute wie jenem Wächter des Zauberschlosses, der seinem mit der wunderbegabten Lampe ausgerüsteten Begleiter alle Schätze gewiesen und beleuchtet hatte: die Säle, die mit Erzen gefüllt waren, die Säle, worin die Kristalle glitzerten, die Säle voll schimmernder Edelsteine — doch vor dem Eingang des letzten Saales hieß er ihn die Lampe auslöschen und sagte, indem er die Türe öffnete: ‚Kniee nieder und staune.‘ — Meine Damen und Herren, das Werk, an das wir kommen, ragt aus den Dichtungswerken seiner Zeit empor wie jene allergrößten Berge, die wir nicht in der Kette der andern nennen. Sie bilden eine Gruppe für sich. Mit ihrem breiten und mächtigen Grund steigen sie aus sonnigen Geländen empor, Lieblichkeit, Fülle und Anmut umgürten ihren Rumpf, aber ihr Haupt ragt in die ätherklare, überirdische Ferne. So steht das Werk da, riesengroß, mit den andern Werken seiner Epoche nicht zu vergleichen. Ein ganzes Jahrhundert hat sich daran genährt, es ist übersetzt in die Sprachen fast aller Völker. Und wo immer man ein Wort daraus zitiert, schlägt das Herz schneller und spürt man den Strom einer magischen Lebenskraft wie im Luftstrom, der von den Alpen herniederfährt. Alle möglichen Stände,

die heterogensten Weltanschauungen haben den Faust als Vertreter grade ihrer Meinung in Anspruch zu nehmen versucht. Aber zu groß für alle einzelnen, ist er in Wahrheit der Repräsentant der modernen Menschheit, die aus mittelalterlicher Gebundenheit befreit und auf sich selbst gestellt, dennoch das schöne Erbe vergangener Zeiten nicht zertreten hat. So, zwischen den Zeiten stehend, schließt er sie beide in sich und ist der Zusammenstrom vergangenen und zukünftigen Denkens. Das Werk des reichsten Lebens, das je vollendet wurde, ist es wie kein anderes reich an Fülle des Lebens. Und ich kann mir nicht denken, daß irgend ein Mensch dieser Gestalt ins Antlitz zu schauen vermag, ohne darin seine eigenen Züge und seine Empfindungen in unendlicher Steigerung wieder zu erkennen. Aber die klingendste Saite und der stärkste Ton dieses Menschheitsliedes ist doch der Sehnsuchtsüberschwang der an ihrer eigenen Kraftfülle verbrennenden Jugend, ist Faust der Titan, der Übermensch, von dem Mephisto sagt, daß

‚— alle Näh und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust.‘

Dieser Faust lebt in der Vorstellung jedes Gebildeten: geliebt, bewundert, umstritten — doch niemals völlig erschöpft. Ja, meine Damen und Herren, eine Armee von Gelehrten, mit besseren Waffen ausgerüstet als ich, hat sich gemüht, die Größe, die Schönheit, den Tiefsinn dieses Werks in ihre Bücher zu pressen und es als Ganzes zu deuten. Vergeblich! Werden Sie nun begreifen, wenn ich am liebsten sagte: ‚Knieet nieder und staunt! — Lassen Sie mich mit Ihnen knieen und schweigen?‘“

In der grüngoldnen Dämmerung der Lindenbäume, die ihre breiten Arme bis dicht an die großen, geöffneten Fenster

ſtreckten, zwitſcherten und tirilierten Vögel aller Art, von dem ferner liegenden Platze drang Kinderlärm, Wagengeraſſel und dumpfes Dröhnen von Steinſetzern. Trotzdem ſchien im Saal ſelbſt lautloſe Stille zu herrſchen. Die Zuhörer ſaßen alle noch in den verſchiedenartigen Stellungen, die ſie zu Anfang eingenommen hatten, aber die erwartungsvolle Spannung gab all dieſen einander höchſt unähnlichen, jungen und alten, behäbigen und ſchwärmeriſchen Köpfen einen gemeinſamen charakteriſtiſchen Zug. Wo nur irgend ein Funke geiſtigen Feuers im Innern glühte, trat er jetzt hervor und ſpiegelte auf den Geſichtern den Ausdruck eines neuen, bis dahin verſchleierten, jetzt aber erkennbaren Lebens.

Am meiſten verändert war das Geſicht des jungen Dozenten ſelbſt. Die fröhliche Offenheit war verdrängt von der Kraft einer gewaltigen Konzentration, und wie er jetzt auf die Menge hinunterſchaute, jedem einzelnen ins Auge zu ſtarren ſchien und in Wirklichkeit doch keinen bemerkte, ſah er um Jahre gealtert aus, und in ſeinen Zügen lag etwas wie verborgene Sehnſucht oder heimlich getragenes Leid.

„Wenn ich ſo vom Bewußtſein meiner Unzulänglichkeit erfüllt und überzeugt bin“ — fuhr er fort — „daß, was auch immer ich über dieſes Werk ſage, ich von der Größe ſeines Weſens nicht mehr zu enthüllen vermag, als der durch das Spektrum gebrochene Sonnenſtrahl dem Forſcher vom Weſen der Sonne enträtſelt, ſo will ich dennoch den Verſuch wagen. Aber ehe wir zum Werke ſelbſt kommen, laſſen Sie mich verſuchen, Ihnen den Seelenzuſtand ſeines Schöpfers zu ſchildern, des jungen, aufbrauſenden Genies, das den Urfauſt ſchuf . . .“

Als die Uhr ſechs ſchlug, ſchien es den Zuhörern, daß eine unſichtbare Hand den Zeiger ſchneller als natürlich um-

gedreht hätte. Noch hielten sie den Atem an, nachdem der Vortragende schon geschlossen hatte. Dann begann ein allgemeines Stampfen, zum dumpfen Dröhnen doppelt befohlter Stiefel gesellte sich das aufgeregte, wirbelartige Trappeln spitzer Damenhacken. Grabaus erhob sich, während er sein Manuskript, auf das er kaum hin und wieder einen flüchtigen Blick geworfen hatte, zusammenklappte, legte er zwischen die ersten Seiten den Veilchenstrauß. Darauf verließ er, begleitet von dem rauschenden Wirbel der stampfenden Füße, das Auditorium.

Auf der engen Straße flutete an diesem schönen Herbstnachmittag ein reges Kleinstadtleben. Säbelraffelnde Offiziere, Frauen mit großen Körben, Pennäler mit bunten Mützen und studentisch kecken Gesichtern, dazu Scharen von niedlichen jungen Mädchen drängten sich auf dem schmalen Trottoir.

Einen Augenblick blieb Grabaus nachdenkend stehen. Eigentlich hatte er beabsichtigt seine Frau zu einem Spaziergang abzuholen. Doch während ihn bei dem Gedanken daran ein leises Unbehagen beschlich, beschloß er lieber allein zu gehen.

In dieser Stunde fühlte er sich glücklich und froh. Mochte das Leben in seiner Einförmigkeit und Enge auch noch so trostlos sein, diese Vorträge, in denen er ausschütten konnte, was sein Herz und seinen Sinn bedrängte, gaben ihm immer wieder neue Spannkraft. Als wenn alles, was er in seinen Hörern aufgerüttelt hatte, in ihm doppelt stark flutete und schäumte, fühlte er sich über die Schranken seiner Wirklichkeit hinausgehoben und in den wirbelnden Strom jener reichen, gärenden, wilden und frohen Zeit hineinversetzt, die er soeben geschildert hatte. Und nicht mehr ferne Vergangenheit war sie — ihm schien, als könnte sie seine eigene nahe Zukunft

werden, als könnte er die tausend Stricke, die ihn hier festhielten, zerreißen, als müßten da und dort, wie Schößlinge aus der frühlingsschwangeren Erde, Freunde auftauchen, eine stürmende, gleichgestimmte Schar, als würde alles leicht und rein und kristallisch gestaltet ans Tageslicht treten, was in den dunklen Schächten seines Innern lebte. Glücklich fühlte er sich wie seit langer Zeit nicht, sehnsüchtig, aber auch hoffnungsgeschwellt, gleich einem jungen Baum, unter dessen Rinde die Säfte schießen, und dessen Knospenhüllen von den Strahlen der Sonne zerspringen.

Da erblickte Grabaus plötzlich auf der ihm entgegengesetzten Seite des Marktes, den er soeben überschreiten wollte, vor den Körben einer Gemüsehändlerin ein Ehepaar: beide, Mann wie Frau, klein und dick, beide in lange Mäntel gehüllt, die ihre Gestalten noch unförmiger machten. Die krausen Hosen des Mannes und die Röcke der Frau waren so kurz, daß sie kaum die Gummizüge der ausgetretenen Schuhe bedeckten. Der Mann hatte auf seiner oben breiten und nach unten spitz zulaufenden Nase eine dunkle Brille, die bläuliche Schatten über sein blasses, schwammiges Gesicht warf. Ein schwarzer runder Vollbart hätte die Backen bis zu den Augen hin bedeckt, wenn nicht ein Teil der Wangen ausrasiert gewesen wäre. In der einen Hand hielt er einen vorsintflutlichen Regenschirm, mit der andern aber hatte er seine Frau an einem der großen Knöpfe ihres Mantels ergriffen, den er eifrig hin und her drehte, während er auf sie einsprach. Die Frau nickte ununterbrochen, vielleicht weil sie den Äußerungen ihres Mannes zustimmte, vielleicht auch nur, um ihm verständlich zu machen, daß sie zuhörte. Gleichzeitig aß sie nämlich eine Birne und verzog dabei ihr Gesicht zu einer Grimasse,

die zu sagen schien, das Obst wäre längst nicht so gut, wie die Händlerin ihr angepriesen hätte. In dem Gesicht der dicken Obstfrau, die hinter ihren Körben stand, prägte sich ebensosehr Verwunderung wie Entrüstung aus. Sie sagte nichts, aber ihr Achselzucken und die Blicke, die sie zu den Weibern rechts und links schweifen ließ, schienen allen zuzurufen: Habt ihr je ein so kurioses, lächerliches und dabei unverschämtes Pack gesehen wie diese beiden?

Grabaus hatte kaum das Pärchen erblickt, als er erschrocken stehen blieb, im Begriff sich auf dem Absatz umzudrehn und davon zu machen. Aber schon war die Frau seiner gewahr geworden. Sie ließ den Überrest der Birne auf die Erde fallen, zeigte der Obstfrau durch ein einfaches Kopfschütteln an, daß es mit dem Handel nichts wäre, und machte dann ihren Gatten auf Grabaus aufmerksam. Diesem blieb nichts übrig als näher zu kommen und durch ein freundliches Gesicht seinem Vergnügen über dies unverhoffte Zusammentreffen Ausdruck zu geben.

Der Professor — welcher Wuhlmann hieß — begrüßte seinen jüngeren Kollegen und sagte:

„Sie wollen wohl gerade spazieren gehn? Da schließe ich mich Ihnen an. Ich möchte Sie ohnehin etwas fragen."

Nachdem die Frau Professor sich verabschiedet hatte, setzten die beiden den Weg gemeinsam fort. Die ersten Minuten gingen sie schweigend, dann sagte Grabaus:

„Ich muß Ihnen gestehn, Herr Professor, daß ich Ihren Aufsatz noch nicht gelesen habe."

Dieser hielt im Gehn inne und ergriff seinen Begleiter an einem Knopf seines Rockes, was immer seine Gewohnheit

war, wenn er mit jemandem sprach, gerade als wenn er fürchtete, daß der Zuhörer ihm davonliefe.

„Soo? Na, das tut ja nichts. Sie müssen nicht etwa denken, daß ich Sie darnach fragen wollte. Mein Aufsatz ist ja auch nicht zum Gelesenwerden. Studiert will er sein! Aber machen Sie sich nur mal dahinter. Sie werden da manche Nuß zu knacken finden. Jaa, mancher liebe Kollege wird sich da die morschen Zähne ausbeißen. — Aber hören Sie mal, was treiben Sie denn? Erzählen Sie doch mal. Beschäftigt Sie irgend ein bestimmtes Problem? Wem sind Sie denn momentan auf der Spur?"

„Nun, es gestaltet sich so allerlei," erwiderte Grabaus, den das Ausgefragtwerden verdroß.

„Allerlei? Na, hoffentlich auch was Bestimmtes. — Erzählen Sie doch! Ich habe Sie in der letzten Zeit so wenig zu Gesicht bekommen. Warum ließen Sie sich nie sehn? Sie wissen doch, daß ich es gut mit Ihnen meine."

„Davon bin ich vollkommen überzeugt, Herr Professor."

„Jaa, aber Sie dürfen es auch nicht vergessen. Ich habe nur Ihr Bestes im Auge. Es gibt wenig Menschen, für die ich mich interessiere. **Homines nominantur, non sunt.** Aber von Ihnen hoffe ich noch bedeutende Dinge. In gewissem Sinne hoffe ich" — er machte Halt und vor seinen Begleiter hintretend, starrte er ihm gerade ins Gesicht — „daß Sie mal mein Nachfolger werden könnten."

Grabaus hatte das Gefühl, etwas sagen zu müssen, aber auch die unklarste und verschwommenste Form, seine Freude auszudrücken, erschien ihm noch zu sehr als Lüge. Er nickte nur stumm mit dem Kopf.

„Aber warum schließen Sie sich so ab?" fuhr der Pro-

feſſor fort. „Da Sie nicht dazu gekommen ſind, meinen Aufſatz zu leſen, der — ſeit acht Tagen! — bei Ihnen lagert, welche bedeutenderen Werke haben Sie denn ſo gefeſſelt?“

‚Wenn ich ihm nun ſagte, daß ich Maupaſſants ‚Notre coeur‘ geleſen habe, was würde dieſer Maulwurf dann wohl für Augen machen?‘ dachte Grabaus. Aber er kam überhaupt nicht zu einer Antwort, denn im ſelben Augenblick ſtieß ihn ſein Begleiter in die Seite und ſagte aufgeregt:

„Paſſen Sie auf! Paſſen Sie auf! Sie werden ein Schauſpiel erleben. Ein — Schauſpiel!“

Ihnen entgegen kam ein ſtattlicher Mann, der trotz des Schlapphuts und des lockeren Havelocks etwas militäriſch Straffes in ſeiner Erſcheinung hatte. Es war der Geheimrat Teichmann, Leiter des bakteriologiſchen Inſtituts der Univerſität, unlängſt noch ein ſimpler Stabsarzt, jetzt aber nach Erfindung eines Heilſerums eine weltberühmte Größe, dem aus der Verwertung ſeiner Erfindung jährlich ein Vermögen zufloß. Neben ihm ging ſeine Frau, eine junge, reizende Dame aus der eleganten Geſellſchaft.

Sobald Wuhlmann des Paares anſichtig geworden war, hatte er den Schirm unter den Arm geſchoben und beide Hände ſo tief wie möglich in die Taſchen ſeines Rocks vergraben. Mit ſtarrem Geſicht und einem Blick, als wenn er ihnen die Peſt anwünſchte, ging er den beiden entgegen, und erſt als er bemerkte, daß der Geheimrat ſeinen Hut zog, lüftete auch er den ſeinen. Aber kaum war er einige Schritte weiter gegangen, als er Grabaus an einem Knopf ergriff und in einem erſchütternden Flüſterton, wie man ihn ſonſt nur auf dem Theater hört, hervorſtieß:

„Haben Sie's gesehn? Haben Sie's gesehn? Er hat uns zuerst gegrüßt —“

„Verzeihen Sie, Herr Professor —“

„Er hat mich zuerst gegrüßt! Dies Faktum nagele ich hiermit öffentlich fest. Trotzdem eine Dame bei ihm war, und er warten mußte, ob ich ihn grüßen würde, hat er —“

„Aber Herr Professor —“

„— zuerst den Hut gezogen! Was nützt ihm das nun, daß der Staat sich nicht geschämt hat, ihn über den Kopf der Fakultät hierherzusetzen? Er ist sich doch seiner Würdelosigkeit bewußt. Dieser Krämer! der aus der Wissenschaft ein Geschäft macht. Dieser Ignorant! Dieser hergelaufene Lazarettgehilfe! Er möchte, daß wir ihm seine schmutzigen Millionen verzeihen. Deshalb kriecht er vor uns. Deshalb —“

„Aber Herr Professor, verzeihen Sie —“

„Was, was? Ist es nicht wahr? Sind Sie nicht Zeuge? Haben Sie's nicht gesehn? Wir waren noch zwei, noch drei Schritt entfernt, da riß er den Hut herunter.“

„Ja, aber nur, weil ich ihn zuerst gegrüßt habe.“

„Was?“

„Ja, Herr Professor, das ist doch ganz natürlich —“

„Sie — haben — diesen Menschen zuerst gegrüßt?“

„Da ich ihn kenne und der jüngere bin — außerdem — —“

Wuhlmann hatte die Brille von der Nase auf die Stirn geschoben und starrte mit blöde zwinkernden Augen seinen Begleiter an. Nach dessen letzten Worten aber stürmte er plötzlich davon, indem er den Schlapphut tief ins Gesicht zog. Einen Moment stand Grabaus ganz verblüfft, ehe er sich entschloß, ihn einzuholen.

Eine ziemliche Strecke gingen die beiden schweigsam die

Straße hinunter, dann sagte Wuhlmann, wobei er zur Bekräftigung mit seinem Regenschirm auf das Pflaster stieß:

„Wenn Sie nicht dabei gewesen wären, hätte er mich zuerst gegrüßt. Moralisch ist er jedenfalls der Blamierte."

Übellaunig rannte er weiter, bis er am Ende der Straße den Vorschlag machte umzudrehn. Aus einer Querstraße kam ihnen eine muntere Gesellschaft entgegen, junge Mädchen und Männer, die einen abendlichen Ausflug vorzuhaben schienen. Sie grüßten Grabaus mit hervorgehobenem Enthusiasmus.

„Wer sind denn die schon wieder?" brummte Wuhlmann. „Merkwürdige Bekanntschaften haben Sie."

„Das sind Zuhörer aus meinem Ferienkursus."

„Ach, dieser Ferienkursus! Das ist auch ne recht verfehlte Geschichte. Wie konnten Sie sich nur dazu hergeben?!"

„Herr Professor, die Vorträge, die ich da halte, sind seit langer Zeit wieder glückliche Stunden für mich. Stunden, in denen ich das Gefühl habe, wirklich das zu lehren, was in mir lebendig ist."

„Na, hören Sie mal, was lehren Sie denn in Ihren Semestervorlesungen?"

Grabaus zuckte die Achseln.

„Das würde mich interessieren, was Sie da eigentlich lehren."

„Ich wollte schon längst mit Ihnen darüber sprechen. — Als ich hierher kam, da las ich, wie Sie sich vielleicht erinnern werden, im zweiten Semester ein Kolleg über Schillers Weltanschauung. Mein Hörsaal reichte nicht aus für meine Hörer. — Man hat mir von der Fakultät nahe gelegt, ein derartiges Thema nicht wieder zu wählen."

„Ja, lieber Freund, was geht Sie als Philosophen der Dichter Schiller an?"

„Schön. Ich habe Themata gewählt, die den Wünschen der Fakultät mehr entsprachen.“

„Und aus denen Sie selbst auch viel mehr lernen konnten.“

„Mag sein. Aber weil ich das, was in mir drängte, loswerden wollte, begann ich zu schreiben. Auch das legte man mir nah, in meinem Interesse zu unterlassen.“

„Ja, glauben Sie, es machte einen guten Eindruck, wenn Ihr Name in allen möglichen seichten halbwissenschaftlichen Blättern prangt? Damit können Sie dem großen Publikum imponieren, aber ein Beweis für den Ernst Ihres Forschens ist das nicht.“

„Ich habe also auch das gelassen. Ich habe mich auf meine Fachwissenschaft beschränkt und im übrigen still geschwiegen. Aber da Sie mir wohlwollen, Herr Professor, kann ich Ihnen sagen, oft überfällt mich eine wahre Mutlosigkeit und Verzweiflung. Mein Kopf ist zum Zerspringen voll. Ich muß mich mitteilen. Ideen ringen und drängen nach Gestaltung. Aber ich bin einfach abgeschnitten vom Verkehr mit der Jugend, auf die zu wirken doch mein sehnlichster Wunsch ist. Ich bin mundtot gemacht. — Ich weiß nicht, ob Sie diesen Zustand verstehn —“

„Mein lieber Grabaus, was wir Ihnen da Schlimmes angetan haben, das ist nur zu Ihrem eigenen Besten. In Ihnen gärt's und ringt's. Junger Freund, in welchem Menschen gärt's nicht, wenn er dreißig ist? Aber glauben Sie, das wäre was Gescheites, was da gärt? Das muß sich mal erst hübsch setzen. Das muß erst mal einen chemischen Zersetzungsprozeß durchmachen. Und was dann übrig bleibt — viel wird's ja nicht sein — das könnte möglicherweise etwas Gescheites enthalten.“

„Einen chemiſchen Zerſetzungsprozeß durchmachen," ſagte Grabaus bitter. „Das heißt mit anderen Worten: vermodern."

„Na, wie Sie's nennen wollen," erwiderte Wuhlmann immer liebenswürdiger werdend. „Ich würde vorziehn, zu ſagen: klären. Das Tohuwabohu der Anſchauungen ſoll ſich klären, ſich niederſchlagen zu einigen reinlichen, klaren Begriffen. Denn Begriffe — erſt die ſind Wiſſenſchaft."

„Nun, in meinem Kopf lebt der Begriff ſchon in den Anſchauungen," verſetzte Grabaus ziemlich barſch.

„Glauben Sie, Ihr Kopf wäre beſonders konſtruiert? Ne, mein Freund, nur ſind Sie noch ſehr jung. Sehr jung! Ja, wie alt ſind Sie denn? Kaum dreißig! Seien Sie doch froh, daß wir Ihnen noch Gelegenheit geben, zu lernen. Zum Lehren kommt man noch immer früh genug. Lehren ſollte man überhaupt erſt mit grauen Haaren."

„Und totem Herzen. Jawohl!"

„Ja, natürlich! Was hat denn das Herz mit der Wiſſenſchaft zu tun? Die Wiſſenſchaft des Herzens — die ſparen Sie ſich auf für die Weiblichkeit in Ihrem Ferienkurſus."

„Und doch iſt noch kein fruchtbarer Gedanke geboren, Herr Profeſſor, an deſſen Werden das Herz nicht ſeinen Anteil gehabt hätte."

„Ach, wirklich!"

„Und wenn Sie das nicht glauben, dann beweiſt das —"

„Nun — was beweiſt es, bitte?"

„Es beweiſt, daß Ihre Begabung dahin geht, den Gedanken anderer nachzuſpüren, aber daß nie ein eigner Gedanke in Ihnen gelebt hat."

„Was?!"

Den Schirm horizontal unterm Arm, die Hände über dem Bauch gefaltet, starrte der dicke, kleine Herr mit offnem Mund seinen ihn um Haupteslänge überragenden Begleiter an.

„Verzeihen Sie meine Offenheit, Herr Professor," murmelte Grabaus.

„Also das ist Ihre Verehrung für mich!" schrie dieser und ergriff ihn heftig am Rockknopf, ließ ihn aber sofort wieder los, als wenn es in diesem Falle nicht nötig, oder als wenn sein Abscheu zu groß wäre. „So spricht der Mensch zu mir, der sich als meinen Schüler vorgestellt hat. Heute sind Sie wenigstens ehrlich! — Nun dann will ich auch ehrlich sein. Und ich versichere Sie — mein heiliges Ehrenwort drauf! — so lange ich lebe, so lange mein Wort noch das geringste Gewicht bei der Fakultät hat: so lange wird hier nie ein Platz für Sie frei. Verstehn Sie! — Adieu!"

Damit rannte er fort, und Grabaus schaute ihm mit verwundertem und etwas verlegenem Lächeln nach. Dann aber tat er einen kräftigen Atemzug. Trotz allem hatte ihn das doch sehr erquickt.

Als Grabaus nach Hause kam, ging er an dem Kinderzimmer, in dem er seine Frau wußte, leise vorbei, in sein eigenes Zimmer. Er wollte allein sein.

In einer sonderbaren Zwiestimmung befand er sich. Nun er die ganze Auseinandersetzung überlegte, kam ihm seine schroffe Antwort höchst ungeschickt vor. Wie zwecklos! dachte sein Verstand. Doch sein inneres Gefühl erkannte den Zweck und die Notwendigkeit sehr wohl, wenn es sie auch nicht beweisen konnte.

Was habe ich gewonnen? fragte die eine Stimme. Ja, aber was haſt du denn verloren? erwiderte die andere. Wenigſtens iſt Klarheit geſchaffen. Und nun heißt es überlegen, was geſchehn ſoll.

Vor fünf Jahren war der junge Doktor der Philoſophie Heinrich Grabaus zu dem ordentlichen Profeſſor Wuhlmann, bei dem er mehrere Semeſter gehört hatte, gekommen mit der Bitte, ihm bei ſeiner Habilitation behilflich zu ſein. Wuhlmann war nicht der erſte, an den er ſich wandte. An größeren Univerſitäten hatte Grabaus zuerſt ſein Glück verſucht. Mit dieſer naiven Sicherheit eines Menſchen, der von der Kraft der in ihm lebenden und nach Wirkung ringenden Ideen vorwärts getrieben wird, hatte er die berühmten Profeſſoren einen nach dem andern aufgeſucht, überzeugt, als Freund und brüderlicher Kampfgenoſſe aufgenommen zu werden. Aber höchſt übel hatte man ihn empfangen, wie einen gepäckbeladenen Fahrgaſt, der zu nachtſchlafener Zeit in ein beſetztes Abteil ſteigt. Daß in ſeinen Schriften, von denen die ‚Urſprünge der Philoſophie‘ als das Hauptwerk galt, vielfach eine neue Wertung der Dinge verſucht war, hatte ihn offenbar verdächtig gemacht. Als Grabaus zu Wuhlmann kam, war er ſchon erfahrener und zurückhaltender geworden. Die beiden Männer verſtanden ſich anfangs ganz gut, indem jeder aus den Worten des andern grade das heraushörte, was er wünſchte. Aber ſehr bald kam es zwiſchen ihnen durch die Verſchiedenheit ihrer Charaktere zu Differenzen. Wuhlmann verdankte ſeinen wiſſenſchaftlichen Ruf vor allem ſeinen Forſchungen auf dem Gebiete der Geſchichte der Philoſophie. Eine rein rezeptive Natur ohne ſchöpferiſche Begabung, beſaß er eine ungeheure Gelehrſamkeit und beherrſchte die entlegenſten Strecken ſeiner Wiſſenſchaft. Seine

Kunst bestand vor allem darin, den Gedanken nachzuspüren im Laufe ihrer Entwicklung, von ihren ägyptischen, syrischen oder indischen Anfängen an ihre unbedeutendsten Spuren und verkümmertsten Rudimente zu verfolgen. Aber nie hatte diesem unablässig, maulwurfsartig wühlenden Arbeiter das Licht eines eigenen Gedankens gestrahlt, nie war ihm auch nur ein fremder Gedanke zum wirklichen inneren Erlebnis geworden, das sein Herz mit jener heiteren Ruhe, die am Ende die schönste Frucht aller Philosophie ist, erfüllt hätte. Von Machtverlangen und der Sucht nach äußerer Anerkennung geplagt wie nur irgend einer der unfreien und gewöhnlichen Geister, die sich selbst einzig in der Schätzung der Umwelt finden, war er der ärgste Intrigant und Tyrann. Zerfallen mit den Professoren der andern Fakultäten, die ihn nach seiner Meinung nicht aufkommen lassen wollten, hatte er seine engeren Kollegen, frühere Schüler von ihm, ganz unter seinem Bann. Und diese Stellung eines kanonisierenden Papstes wollte er auch Grabaus gegenüber einnehmen. Als er sah, daß der junge Lehrer seine eigenen Wege ging, bestimmte er ihn durch wohlwollend klingende Ermahnungen sich einzuschränken. Schließlich stand die gesamte Fakultät gegen den jungen Gelehrten, der die Wahl hatte, entweder auf ein Weiterkommen an der Universität überhaupt zu verzichten oder sich zu fügen. Fünf Jahre lang hatte er sich gefügt und den lebendigen Strom eingedämmt mit der Geduld eines Menschen, der fühlt, daß er innerlich wächst, und weiß, daß seine Stunde kommen wird. Aber immer stürmischer war seine Sehnsucht geworden, brennender und verlangender der Wunsch, zu sein, was er wirklich war. Nun hatte heute ein einziges unüberlegtes Wort alle Frucht des langen Wartens zerstört. Und doch war er, je länger er sie bedachte, desto

weniger entmutigt durch diese schnelle Tat. Ihm schien, nicht, daß er heute den Bruch herbeigeführt habe, sei das Verkehrte, sondern daß er den Druck so lange getragen. Aber was sollte nun werden? Bilder verschiedenster Art stiegen aus dem so plötzlich geöffneten Schoß der Zukunft empor.

Er hatte noch nicht lange gesessen, als heftig die Tür geöffnet wurde, und seine Frau ihren Kopf hereinsteckte. Offenbar hatte sie ihn nicht im Zimmer vermutet und war nun sehr erstaunt, ihn doch zu sehn.

„Du bist da —? Und ich sitze und laure. Ach nö, höre mal, du hast doch versprochen mich abzuholen!“ sagte sie, die einzelnen Vokale recht lang ziehend und voll tönen lassend, wie das die Art der gebildeten Berlinerinnen ist, bei denen der Dialekt gebrochen nachklingt.

„Warste etwa allein spazieren?“

„Sei nicht böse, Liebling, die Vorlesung hat mich heute so erregt, daß ich lieber allein gehn wollte.“

„So was! Und mich läßte ganz einfach bei den Jöhren sitzen? Du bist 'n schöner Pappi! — Mach ma Tü tu, Mammitind,“ sagte sie zu dem älteren der kleinen Geschöpfe, die sich hinter ihr hereingedrängt hatten, einem vierjährigen, dickköpfigen Mädchen.

Während sich dieses noch besann, war ihr kleiner Bruder an ihr vorbeigestürmt und hatte die Tür aus Leibeskräften zugeschlagen.

„Also allein hast du gebummelt? Ich wette, daß dich wieder 'ne Schülerin angesprochen hat. Da war die bessere Hälfte natürlich überflüssig.“

„Was du dir wieder denkst!“ erwiderte Grabaus kopfschüttelnd.

„Na, na, gewiß haſt du ein kleines Privatiſſimum leſen müſſen.“

Eiferſüchtige Männer pflegen ihre Frauen durch gewaltſame Ausbrüche zu quälen. Die Eiferſucht der Frauen aber äußert ſich meiſt in unaufhörlichen Sticheleien. Frau Konſtanze Grabaus gehörte zu den Frauen, deren Eiferſucht ſchon das Normale überſteigt. Dieſe ſonſt ſo nüchterne und temperamentloſe Frau lebte in der beſtändigen Furcht, ihren Mann zu verlieren. Wegen der unſchuldigſten Veranlaſſung und oft auch ohne jeden Grund konnte ſie ihn mit Anzüglichkeiten plagen. Dem gleichgültigſten Geſpräch verſtand ſie dann eine Wendung zu geben, die zu dieſem Thema führte. Grabaus reſpektierte die Schwäche ſeiner Frau als eine ihr treues und anhängliches Weſen notwendig ergänzende Eigenſchaft, doch litt er mit der Zeit immer mehr unter ihren Reden wie unter leis bohrendem Zahnweh, das einen auf die Dauer mürber machen kann als der grimmigſte vorübergehende Schmerz, und er vermied es ängſtlich, je mit ihr über andere Frauen zu ſprechen.

Das Mammikind, Elsbeth getauft, doch auf alle möglichen Namen hörend, nur nicht auf dieſen, hatte ſich unterdes am Tiſch zu ſchaffen gemacht. Es beſaß eine außerordentliche Vorliebe für alles, was mit Schreibwerk zuſammenhing, und war beſonders auf ſeines Vaters Manuſkripte erpicht.

Jetzt hatte es den Zipfel eines Haufens loſer Blätter ergriffen und zerrte daran mit ängſtlichem Vergnügen.

„Ach Mammikind, du bringſt mir ja die ganze Äſthetik durcheinander. Komm zum Vater! Komm, ſetz dich auf meinen Schoß!“

Das Kind folgte und war glückſelig, als es auf einer leeren Seite in einem fort ſeinen Namen malen durfte.

„Also, mein Herz, sei nicht böse," wandte Grabaus sich an seine Frau. „Was meinst du, wenn wir den Spaziergang nach dem Essen nachholten?"

„Nach dem Abendessen? Im Dunkeln? Nö, da bin ich zu müde. Nun wart ich schon lieber bis morgen. Aber ein schlechter Mensch bist du doch, mich einfach zu versetzen. — Nicht wahr, schlecht ist der Papi, Mammikind. Böse Papi, nit wah?"

Mit ernsten Augen sah die Kleine ihren Vater an und runzelte die Stirn. Aber der Bube kam von der andern Seite des Zimmers herbeigelaufen.

„Nein, bute Papi. Papi eiei! Eiei Papi!" schrie er, indem er nach seinem Vater die Arme ausstreckte.

Die Eltern lachten.

„Ach, du Bengel!" sagte die Mutter und hob den zappelnden Jungen auf. „Gott — aber wie doch die Männer zusammenhalten!"

„Ich glaube gar, du bist auf deinen Jungen eifersüchtig."

„Eifersüchtig?" erwiderte Konstanze geringschätzig. „Ach, wenn ich dazu Anlage hätte —"

„Na na."

„Ich hätte ja keine ruhige Stunde mehr. Zum Beispiel, was heute wieder kam — na, das ist aber 'ne Überraschung. Das erfährst du erst morgen."

„Was ist denn gekommen?"

„Heut sag ich's nicht. Strafe muß sein."

„Nun sag's schon, Liebling! Du weißt ja, wir Männer sind das neugierige Geschlecht. Übrigens —"

Er brach ab. Aber aus dem einen Wort, aus seiner Miene, wie er die leise Sorgenwolke verscheuchte, hatte seine Frau schon alles mögliche vermutet.

„Was — ‚übrigens?‘ Hast du auch 'ne Überraschung? Was Schlimmes? Sag mir!“

„Ach nichts.“

„Ist dein Aufsatz zurückgekommen? Hat Wuhlmann dir was gesagt? Sind wir gesteigert?“

„Nichts, nichts. Wir können nachher mal in Ruhe drüber sprechen. Erst sag mir mal deine Überraschung!“

Frau Konstanze zog einen Brief aus der Tasche.

„Da, lies! Aber werd mir nur nicht zu eitel. — Ja, wenn ich eifersüchtig wäre! Eine eifersüchtige Frau hätte den Brief längst verbrannt.“

Grabaus hatte, ohne auf die letzten Worte zu hören, mit dem Lesen begonnen. Es war der Brief eines jungen oder vielmehr alten Mädchens, das ihm für die aus seinen Vorlesungen gewonnenen Anregungen dankte. Der Brief war überschwenglich, und doch hatte die Verfasserin aufrichtige und zugleich feine, kluge Worte gefunden, sowohl um die Freudlosigkeit ihrer einsamen Existenz früher, wie um ihre frohe Gehobenheit jetzt zu schildern: dieses Gefühl, aus niedriger, dumpfer Sorgen Enge in die freie Atmosphäre einer großen Gedankenwelt geführt zu sein. ‚Ich weiß nun‘ — schrieb sie — ‚und darüber bin ich so glücklich, als wenn ich in meinen alten Tagen noch Haus, Herd und Familie gefunden hätte, daß, wenn man nur sein Herz öffnet, man nicht allein zu sein braucht auf der Welt. Mir ist zumut, als wenn Sie mich in einen Kreis von Menschen eingeführt hätten, die, mir unendlich überlegen und tausendmal klüger als ich, mich doch als jemand längst Vertrautes willkommen hießen und das Beste und Intimste, was ihr Inneres bewegt, mir mitteilten. Was früher schön gebundene Bücher für mich waren, Bücher, an denen der Hauch

längst vergangener Schulstunden, ernster, pedantischer und mürrischer Männer, die sie mir zuerst öffneten, hing — aus diesen toten Büchern sind lebendige, unverlierbare Freunde geworden. Und das alles, diese Erweckung eines neuen, reichen Lebens in meiner müden und verödeten Brust danke ich Ihnen. —'

Nicht ohne Ergriffenheit und Freude hatte Grabaus die Zeilen gelesen. Er ließ das Blatt sinken und sah seine Frau an, deren Augen gespannt auf ihm ruhten.

„Ein schöner Brief, nicht wahr?" fragte sie.

„Schön und wirklich echt," erwiderte er.

„Ich möchte nur wissen, wer die Person ist?"

„Warum? Wenn man sie kennen lernte, wäre man vielleicht enttäuscht. So hat die Phantasie ihr freies Spiel."

„Du! Mal sie dir nur nicht zu schön aus."

„Ach, schöne Frauen schreiben nicht solche Briefe," sagte er mit leichtem Spott.

Das Dienstmädchen kam herein und meldete, daß das Bad für die Kinder hergerichtet sei. Frau Konstanze, welche ihre Kinder selbst zu baden pflegte, schickte sich schon an hinauszugehen, blieb aber noch vor der Tür stehn.

„Und deine Überraschung?" fragte sie.

„Die erzähle ich dir nachher."

„Es ist doch wirklich nichts Schlimmes?"

„Nein, nein. Je länger ich mir's überlege, desto mehr empfinde ich, daß es sogar etwas sehr Gutes ist."

Als Grabaus allein war, nahm er noch einmal den Brief zur Hand. Ein schöne, frohgemute Stimmung erfüllte ihn jetzt ganz. Vom Garten her flutete, durch das Zweiggewirr der Apfelbäume vielfach zerteilt, der goldenrote Abendsonnenschein und ergoß sein gedämpftes Feuer über die lange Reihe der

Bilder von Shakespeare, Goethe, Schiller, Kant und all der andern verstorbenen oder noch lebenden Großen im Geist, die in dieser Dämmerstunde von dem geheimnisvollen Glanz seltsam erhellt, beredter und teilnahmsvoller als sonst auf ihn hinabschauten.

„Aus toten Büchern haben Sie lebendige Freunde gemacht" — wiederholte Grabaus mit glückverkündendem Lächeln. Nun, dachte er, bin ich denn etwa allein und verloren? Habe ich nicht die Gewißheit, daß diese hier mir Recht geben, und daß mein Wort, mögen auch alle Professoren mich mundtot machen wollen, doch durchdringen wird! Warum sollte ich den Mut sinken lassen? Ach und dann — ich habe ja selbst immer geglaubt und gelehrt, daß, wo nur ein Mensch mit eigenen neuen Ideen erscheint, er auf den stärksten Widerstand stößt. Wenn ich bisher nicht gewußt habe, daß ich etwas bin, so habe ich es heut erfahren.

Als Frau Konstanze wieder herein kam, war der Tisch zum Abendessen schon gedeckt. Doch vorher mußten die Eltern den Kindern noch Gute Nacht sagen. Besonders rotbäckig und niedlich wie stets nach dem Baden schauten die beiden Kleinen aus ihren weißen Kissen hervor. Der Bube kroch sofort unter die Steppdecke, indem er vorgab, den Bergmann zu spielen. Seine Mama, die mit ihm immer etwas auf Kriegsfuß stand, drohte mit der Rute und hatte nicht geringe Mühe, bis er sich schließlich zu einer vernünftigen Lage bequemte. Elsbeth aber ruhte höchst sittsam und artig mit ihrer Puppe im Arm, sorgsam bemüht, das Tüchlein, das man ihr aus Vorsicht unter die nassen Haare gelegt hatte, nicht zu verschieben. Nachdem sie ein etwas lang ausgesponnenes Nachtgebet gesprochen und sich selbst, den Buben, Papa, Mama, die Puppe und den Kanarienvogel

der Fürsorge Gottes empfohlen hatte, gaben die Eltern beiden Kindern noch den letzten Kuß und gingen dann zu Tisch.

Es gab Pellkartoffeln.

Nicht ohne einen gewissen Stolz hob Frau Grabaus den Deckel von der blanken Nickelschüssel, und nicht ohne Grund brach ihr Mann beim Anblick der so behäbig dicken und runden Knollen in Bewunderung aus. Mit diesen Kartoffeln hatte es seine eigene Bewandtnis: sie waren selbstgepflanzt.

Knapp ein halbes Jahr war es her, daß der junge Privatdozent, dem der Arzt freie Luft und körperliche Arbeit verordnet hatte, in aller Herrgottsfrühe mit dem Spaten in den Garten gegangen war, um die Erde umzugraben. Höchst ungeschickt hatte er sich bei dem Geschäft angestellt, und als er nach einer Stunde das bearbeitete Stück Land überschaute, das mit seinen Löchern und Hügeln den Eindruck erweckte, Hühner hätten darauf mit Maulwürfen um die Wette gehaust, war er nicht wenig verzagt. Aber ein alter pensionierter Briefträger im Nachbargarten ließ ihm Hilfe angedeihn mit guten Ratschlägen, die er ihm über den Staketenzaun herüberschrie: wie man den Spaten richtig anfassen und dann hübsch gleichmäßig Scholle auf Scholle umkehren müsse. So kam Grabaus mit der Zeit hinter die uralte Kunst des Grabens. Und allgemach ergriff ihn ein ganz neues, bis dahin nie so recht gekostetes Frohgefühl: daß sein Körper im Schweiß der Arbeit dampfte, während sein Kopf immer sorgenfreier und leichter wurde. Selbst hatte er sich dann — immer den Anweisungen des alten Briefträgers folgend — ein Pflanzholz zugeschnitten und eine Kartoffel nach der andern ins braune Erdreich vergraben, überzeugt, daß er von ihnen nie wieder etwas zu sehen bekommen würde. Aber welche Freude, als im Mai die Sonne

lauter grüne Schößlinge hervortrieb! Und wie er nun vor wenigen Tagen mit seiner Frau zur Ernte ausgezogen war, da hatte er sich in nicht geringerer Aufregung befunden als ein Adept, der um Mitternacht nach Schätzen gräbt. Sollten da unten wirklich Kartoffeln vorhanden sein? Er grub — und rund und sauber lagen sie in die Erde gebettet, nesterweise, aus einer waren bald zehn, bald zwölf, bald acht geworden. Nie hatte er so eigentümlich, so einfach und überzeugend die rätselhafte Fruchtbarkeit der Mutter Erde erkannt, wie bei diesem Anblick. Er hatte das Gefühl, jemandem danken zu müssen und wußte doch nicht wem? Von dunklen, weiten Gefühlen durchströmt, die sein Verstand nicht entwirren mochte, lag er auf den Knieen und wühlte behutsam nach immer neuen Schätzen in der lockeren, sonnedurchwärmten Krume und war glücklich in dem Bewußtsein, daß auch er ein Teil sei dieser ewigen, unbegreiflichen und gütigen Kraft.

Heute nun sollte er die Kartoffeln essen. Und während er sich in übermütiger Stimmung an den Tisch setzte, sagte er zu seiner Frau:

„Na, Konstanze, heute geht's doch hoch her! Wenn alle Stricke reißen, werde ich Bauer."

Seine Frau war mit dem Schälen beschäftigt. Unter Lachen und Scherzen verging die halbe Mahlzeit, als ihr plötzlich einfiel, daß er ihr noch etwas erzählen wollte.

Der Stimmung gemäß, in der Grabaus sich befand, berichtete er auf lustige Weise, welcher Schreck ihn ergriffen, als er das Paar bei der Obsthändlerin entdeckte, dann, was für einen Tobsuchtsanfall Wuhlmann bekommen hatte beim Anblick des Geheimrats Teichmann, und wie sie sich zu guter Letzt selbst in die Haare gefahren waren. Aber als Grabaus

hiervon ſprach, trat unwillkürlich bei ſeiner Erzählung das heraus, was ihn, ohne daß es ihm ſelbſt zum Bewußtſein gekommen wäre, am meiſten getroffen hatte. Nicht, daß er durch ſeine unkluge Offenheit ſich Wuhlmann zum Feind gemacht und ſeiner Karriere geſchadet hatte. Darüber war er längſt hinweg! Aber das ſchmerzte und entſetzte ihn, wie Wuhlmann ſein übereiltes Wort beantwortet hatte. Dieſe Art, die eine ſo niedrige und gewöhnliche Seele verriet, auf ein unerfreuliches Urteil mit einer perſönlichen Gehäſſigkeit zu reagieren. Der ehrliche und ſachliche Menſch in ihm war empört, und verwundet war der argloſe Enthuſiaſt, der, ſo gut er die Schrullen ſeines Lehrers kannte, doch bis dahin noch immer zu ihm aufgeblickt hatte.

Aber mitten im Sprechen ſah er, daß ſeine Frau die Gabel beiſeite legte und mit aufgeſtütztem Kopf vor ſich hinſtarrte.

„Was iſt dir, Herz?“ fragte er erſchrocken. „Du wirſt das doch nicht tragiſch nehmen. — I, darum ſoll's uns doch ſchmecken.“

Damit griff er in die Schüſſel und wollte ihren Teller wieder füllen.

„Laß!“ ſagte ſie finſter. „Mir iſt der Appetit vergangen!“

„Warum nicht gar! Komm, mach gleich ein vergnügtes Geſicht.“

„Ich bitte dich, laß die Scherze!“ erwiderte ſie heftig. „Sag mir lieber, was jetzt aus uns werden ſoll?“

„Ja, glaubſt du denn, ich würde meinen Weg nicht trotzdem machen? Weil ein neidiſcher Profeſſor mich nicht aufkommen laſſen will, deswegen ſollte ich für meine Zukunft

fürchten? Du lieber Himmel, das wäre doch einfach kindisch!“

Aber seine Frau schien überhaupt nicht zu hören, sondern nickte nur immer düster mit dem Kopf vor sich hin.

„Das hab ich mir doch immer gedacht, daß es mal so kommen würde. Du mußtest dir ja den Mund verbrennen mit deiner Unvorsichtigkeit. Nun kannst du hier als Privatdozent sitzen, bis du schwarz wirst. Und paß auf, dein Stipendium wird dir von der Regierung auch noch entzogen. Ach, du lieber Gott! Du lieber Gott, was soll denn nun werden?“

„Du sprichst, als nagten wir schon am Hungertuch.“

„Das wird auch noch kommen. Paß nur auf! Wenn du so weiter machst —“

„Nun höre mal zu, mein Liebling! Haben sich unsere Verhältnisse nicht einfach glänzend gestaltet, nachdem wir mit dreihundert Mark Vermögen geheiratet haben, und die ganze Welt uns das schönste Elend prophezeit hat? Habe ich nicht gleich im ersten Jahr so viel Vorträge gehabt, daß wir allein davon zur Not hätten leben können?“

„Aber die hast du jetzt doch nicht mehr!“

„Narr, ich habe sie aufgegeben, um mich lieb Kind bei den Kollegen zu machen. Um mir den Nimbus des gelehrten Mannes zu wahren, für den das große Publikum nicht existiert. Aber die Rücksichten brauche ich jetzt doch nicht mehr zu nehmen. Jetzt, wo ich frei wie ein Vogel bin —“

„Ja, ja, vogelfrei! Das stimmt.“

„— jetzt kann ich doch schreiben und Vorträge halten, so viel ich will.“

„Ach, aber das alles ist doch nichts Festes. Vorträge — Vorträge —“

„Na, und glaubst du, es gäbe nicht mehr Universitäten? Ich versuch's eben anderswo."

„Als ob du jetzt irgendwo ankämst! Bilde dir doch das nicht ein. Nein, wie kann man nur? Wie kann man nur so dumm sein?! Sich selbst alles verderben."

„Liebe Konstanze," sagte Grabaus plötzlich scharf, „nun ist es wirklich genug. So sollte meine Frau nicht sprechen. Du kannst sagen: ‚du hast dich wie ein Esel benommen, aber in gewissen Fällen muß sich ein anständiger Mensch eben wie ein Esel benehmen.' — Siehst du, ich dachte, du würdest mir die Hand drücken und sagen: ‚dumm von dir, aber auch schön von dir! Ich hätt's ebenso gemacht.'"

„Das fehlte noch! Das möchte dir so passen, daß ich das auch noch schön finde."

„Ja, wär's dir denn lieber, ich hätte still geschwiegen?"

„Natürlich! Was denn?"

Ein leiser Ausruf des Schreckens entfuhr ihm. Er sprang auf. Während er das Zimmer verließ, hörte er, wie seine Frau ihm nachrief:

„Du hättest auch wohl deine Serviette falten können!"

Sie schellte dann dem Mädchen und befahl diesem in ihrem ruhigen gewöhnlichen Ton, bei dem Herrn die Lampe anzustecken.

Grabaus saß in seinem Stuhl, die Arme über der Brust fest zusammengepreßt, als suchte er sein aufgeregt pochendes Herz zu beruhigen. Das alles war ja so plötzlich gekommen! sagte er sich. Ein unüberlegtes Wort des Zorns bei ihr so gut wie vor einigen Stunden bei ihm. Sie würde zur Besinnung kommen, und sich dann als die treue und hochherzige Frau bewähren, für die er sie bis heute gehalten ... Sein

Blick fiel auf das Bild der heiligen Barbara über dem Bücher-gestell, das vom Lampenschimmer gerade hell bestrahlt war. Dies Bild hatte er während seiner Verlobungszeit gekauft als einzigen Schmuck seines kargen Studentenlogis, da er in den sieghaften und edlen Zügen jener Frau Ähnlichkeit mit denen seiner Braut entdeckt hatte. Nun richtete sich sein Auge wieder darauf, und all die Erinnerungen einer gläubigen, verehrungsvollen Liebe, die ihn Jahre hindurch erhoben hatte, kehrten zurück. Aber heimlich stechende Angst umschnürte ihn zur selben Zeit enger und enger, während längst verklungene Worte, plötzliche Erleuchtungen, die aber, ehe sie noch Gesicht und Gestalt deutlicher Wirklichkeiten bekommen hatten, davon gehuscht waren, eine ganze Schar böser Eindrücke aus dunklen Winkeln hervorkrochen.

Seine Frau trat ins Zimmer, mit noch trägeren Bewegungen als sonst, schraubte die Lampe ein wenig niedriger und setzte sich ihm dann gegenüber.

„Das ist doch gar keine Art, so ohne gesegnete Mahlzeit davon zu rennen," sagte sie ruhig.

„Entschuldige."

Er lächelte und schlug einen scherzenden Ton an, aber die Angst schaute verräterisch aus seinem Gesicht, während er sprach:

„Schau, Herz, ich bin doch wirklich nicht der Phantast, für den du mich hältst. Ich weiß so gut wie du, daß man im Leben paktieren muß. Daß es sinnlos ist, jedem mit der Wahrheit ins Gesicht zu fahren. Es kommt mir doch wahrhaftig auf eine Notlüge nicht an. Aber in diesem Fall ist es doch nicht so, als wenn ich heute zufällig einen Fauxpas gemacht hätte. Sondern es mußte einfach so kommen. Und

wenn es nicht an mich herangetreten wäre, so hätte ich hingehn müssen, um Klarheit zu schaffen. Denn da, worin ich lebe, was mich einfach zu dem macht, der ich bin, da kann ich auf die Dauer doch nicht lügen. Das hieße einfach meine Ehre vernichten und mich selbst auch. Das mußt du doch einsehn!"

Sie blickte ihn noch einen Augenblick an, wie er bang an ihren Lippen hing, dann zog sie müde und gleichgültig die Stirn hoch und erwiderte in einem durchaus nicht erregten, sondern wie selbstverständlichen Ton:

„Das alles klingt ja ganz schön. Aber schließlich sind das doch nur Phrasen. Aber ich und deine Kinder, wir sind keine Phrasen. Und für uns hast du mal in erster Linie zu sorgen."

„Hab ich das nicht getan?"

„Nein. Immerfort hieß es: ‚Ich! Ich! Ich! Meine Ideen! Meine Weltanschauung! Meine Ehre!' — Wie wir dabei wegkamen, das war dir höchst gleichgültig."

„Das ist nicht wahr."

„O doch!"

„Die schwärzeste Ungerechtigkeit ist das!"

„Durchaus nicht. Ich sage nur ganz einfach, wie die Dinge liegen. Gewiß — gehungert haben wir noch nicht. Das fehlte auch gerade noch! Aber wie leben wir denn eigentlich? Du merkst das freilich nicht, was es heißt, sich einschränken und mit hundertfünfzig Mark Wirtschaftsgeld auskommen. Dir ist ja auch höchst gleichgültig, was du auf dem Leibe trägst. Mir aber nicht. Ich will nun endlich auch mal anfangen und was vom Leben haben. Als wir verlobt waren, hast du immer renommiert, in zwei Jahren wärst du Pro-

feſſor. Aber nun ſind fünf Jahre vergangen, und du biſt noch immer Privatdozent und auf das Stipendium angewieſen. Und Wilhelmi, der damals um mich anhielt, iſt jetzt Bauinſpektor. Und die andern Männer von meinen Freundinnen haben auch alle ihr feſtes Einkommen. Nur wir nicht."

„Konſtanze, alles das iſt doch nicht dein Ernſt? Das kann doch nicht dein Ernſt ſein! Was hab ich dir denn zuleid getan, daß du ſo ſprichſt?"

„Ach, warum ſollſt du mir was zuleid getan haben, wenn ich dir die Wahrheit ſage?" fuhr ſie mit dieſer trägen, etwas weinerlichen, unerbittlichen Stimme fort. „Ich will eben auch mal Klarheit ſchaffen, wie du dich ausdrückſt. Fünf Jahre habe ich mir blauen Dunſt vormachen laſſen. Aber nun hat das ein Ende. Und du mußt dich auch mal drauf beſinnen, wofür du denn eigentlich auf der Welt biſt, und ſehn, daß du endlich was Feſtes bekommſt. Denn deine Bücher bringen doch auch nichts ein. Die lieſt ja doch kein Menſch."

„Und wie haſt du davon geſprochen, als wir noch verlobt waren!"

„Na ja, da habe ich eben geduldig zugehört, wenn du mir ſtundenlang vorlaſt. Das war auch langweilig genug. Und begriffen hab ich nichts davon, will ich dir nur geſtehn. 'ne Frau kann das überhaupt nicht begreifen. Aber ſo ſeid ihr Philoſophen ja: man braucht bloß ſagen, großartig, dann denkt ihr, man hätte das tiefſte Verſtändnis."

Ihm ſtanden Tränen in den Augen. Seine Lippen zuckten, und er machte krampfhafte Anſtrengungen, um nicht laut aufzuſchluchzen.

„Konſtanze! Konſtanze! Du trittſt dich ja ſelbſt mit Füßen.

Besinn dich doch, wer du bist. Beschimpf dich doch nicht! Sieh dein Bild an, Konstanze!"

Er hatte ihre Hand ergriffen und wies auf das Bild der Santa Barbara an der Wand, das jetzt im Dunkel, dem leiblichen Auge kaum erkennbar, doch so stark vor seinem geistigen stand.

Frau Grabaus aber machte unwillig ihre Hand los.

„Ach, das ist doch langweilig, dies ewige Vergleichen! Was geht das Bild mich an? Das bin doch ich nicht."

„Und doch hab ich dies Bild geliebt!"

„Aber mich hast du geheiratet."

Er ließ den Kopf sinken, und vor seinen geschlossenen Augen stand plötzlich, hell leuchtend wie ein Transparent: Dann bin ich also betrogen!

„Du mußt jetzt nicht vom Thema abschwenken," fuhr sie fort. „Das ist auch eine schlechte Angewohnheit von dir, daß du immer ausweichst und einen mit schönen Versprechungen tröstest. Aber ich lasse mich nicht mehr so abspeisen. Du mußt jetzt ernstlich was tun, damit du endlich was Festes bekommst. Das Gescheiteste wäre, du gingst noch heute zu Wuhlmann und —"

Er sprang auf und sagte mit tonloser Stimme:

„Verzeih, ich kann nicht mehr —"

„Wohin willst du?"

Aber er hatte das Zimmer schon verlassen, ohne eine Antwort zu geben.

Er saß in der Gartenlaube, einem schwerfällig plumpen Bau, wie die Urväter ihn, nicht schön aber haltbar für eine halbe Ewigkeit, zusammengezimmert hatten, aus dicken, dichtgereihten Kiefernstämmen, mit niedriger Tür und undurchlässi-

gem Dach, von hundertjährigem Efeu eng umsponnen wie ein Grab; kein Sternenschimmer fiel hinein, vom heißen Mittag lastete noch die Schwüle mit ihrem Modergeruch darin. Grabaus saß in eine Ecke gekauert, mit zusammengesunkener Brust und verschränkten Armen. Eine ungeheure Angst umgürtete ihn, ein Gefühl, als wäre ihm der Boden unter den Füßen und die Luft zum Atmen weggenommen. Betrogen — nicht von seiner Frau, von allen, an die er bei seiner Arbeit je gedacht. Es war, als wenn das Leben selbst durch die Stimme seines Weibes gesprochen hätte: Wir brauchen das alles nicht, was du uns bringst. Wir brauchen ganz andere Dinge — und ihm alles vor die Füße geworfen hätte.

Er hatte nie seine Jugend genossen und nie mit nüchternen, ausruhenden Augen in der Welt umhergeschaut. Gerade in den Entwicklungsjahren, als die embryonenhaften Gestalten seiner inneren Welt sich bildeten, war diese eigentümliche Verblendung gegen die äußere Umwelt, diese unbewußte Abgeschiedenheit von der gegenständlichen Wirklichkeit am stärksten gewesen. Bekannte hatte er wohl gehabt, aber nie einen Freund. Um den zu besitzen, hätte er einen Menschen finden müssen, der entweder ihm ebenbürtig oder ein willenloses Werkzeug für ihn gewesen wäre. Denn ohne daß er es wollte, beherrschte er immer den Kreis, in dem er sich befand, und erfüllte ihn mit dem Geist, der in ihm lebendig war. Aber die Menschen, die er traf, waren doppelgesichtige Mittelmäßigkeiten, Zweiseelenmenschen, mit einem solid gebauten, unfehlbaren Organ für ihren Vorteil ausgerüstet und einem Seelchen, das sich gern über die gemeine Schätzung der Dinge erhob. Sie berauschten sich an seiner Gegenwart, fühlten sich groß und frei, aber bald zog die innere Schwere sie herunter, und seiner über-

brüsk, ließen sie ihn seinen Weg einsam weiter gehn. Er wurde dessen kaum gewahr. Die Menschen, die zu ihm kamen, nahm er enthusiastisch auf und war nicht böse, wenn sie wieder gingen. Erst als er seine Braut kennen lernte, nahm diese ihn ganz gefangen. All die Jahre, während sie mit ihrer ruhigen, scheinbar nie müden und so seelenvollen Teilnahme ihn in ihrem Bann hielt, lebte er nur für sie. Sie war ihm Geliebte, Freundin, Publikum. Und so stark und dauernd war diese Selbsttäuschung, daß auch in der Ehe ihre wachsende Gleichgültigkeit und Stumpfheit sie nicht hatte zerstören können. Gewaltsam mußte dieser Wahn zertrümmert werden — und das hatte seine Frau heute besser, als sie selbst ahnte, getan.

Lange Zeit saß Grabaus wie betäubt und in undurchdringliches Dunkel gehüllt. So wenig man nach einem heftigen Sturz wagt, seine Glieder zu rühren, so wenig vermochte er in dem dumpfen Chaos irgend einen Gedanken festzuhalten und richtig zu stellen. Schließlich aber stand er auf und ging über die Gartentreppe ins Haus zurück. Er hatte ein instinktives Bedürfnis nach Bewegung, als wenn dadurch die schwergeballte Masse seines Schmerzes zerteilt und lockerer würde. Während er auf dem Korridor Licht machte, um Hut und Stock zu nehmen, trat seine Frau aus dem Schlafzimmer. Sie war schon fast entkleidet, ihr dünnes, fettiges Haar hing in einem Zopf auf dem weißen Frisiermantel.

„Da bist du ja. — Komm doch!“

Er schüttelte den Kopf.

„Wo willst du denn jetzt noch hin?“

„Weg — ich muß noch gehn.“

Sie verzog voller Verachtung ihren Mund.

„Dann geh! Aber schön finde ich das nicht. Wenn man

dich in die Enge treibt, dann drückst du dich. Du solltest mir lieber eine klare Antwort geben."

Nachdem Grabaus ein kurzes Stück die Straße hinuntergegangen war, blieb er stehn und dachte: Wenn ich einen Schmuck habe, den ich für Gold hielt, und merke, er ist von Blech, dann werfe ich ihn weg. Einem Freund, der nichts taugt, gebe ich den Abschied. Aber an mein Weib bin ich gebunden bis an mein Lebensende.

Es gibt Worte, die wir hundertmal gehört und selbst ausgesprochen haben, ohne daß sie uns allzu viel sagten. Dann aber kommt eine Stunde, wo die ganze Schwere ihres Inhalts sich aus ihrer Schale löst und uns zermalmt.

Bis an mein Lebensende — das war wie ein schwarzer, tiefer Schlund, der ihn verschlang. . . Wenn ich je wieder das Bedürfnis habe mich auszusprechen, — dachte er — dann ist sie es, an die ich mich wenden muß. Kinder habe ich von ihr. Nachts liege ich an ihrer Seite. Morgens stehe ich mit ihr auf. Sie hat Rechte an mich. Sie und ich, wir sind eins. Aber wer ist sie? Ein fremder Mensch, mit dem mich innerlich nichts mehr verbindet. Und trotzdem — eins mit ihr bis an mein Lebensende.

Als er endlich nach Hause zurückkehrte, hatte er den Eindruck eines endlos langen, dunklen Weges, den er einsam und doch als ein Unfreier zurückgelegt hatte, mit einer Kette am Hals, die, je stärker er daran riß und zerrte, sich desto fester zusammenzog. Und das Gefühl, daß so wie dieser Weg seine Zukunft sei, lastete auf ihm während der ganzen Nacht.

Mehrere Tage vergingen, während derer die beiden Gatten in stummem Groll miteinander verkehrten, ohne sich auszusöhnen. Nicht genug konnte Grabaus sich wundern, daß seine Frau,

weit entfernt ihr Unrecht einzugestehn, im Gegenteil ihn wie einen verstockten Sünder behandelte und durch ihr ganzes Gebaren ausdrückte, daß sie jeden Augenblick darauf wartete, er würde endlich zur Einkehr kommen.

Und in der Tat, eine unbedeutende Kleinigkeit bewirkte in ihm eine ganz andere Auffassung. Da in seinem Zimmer die Fenster geputzt wurden, hatte er sich ins Eßzimmer zurückgezogen, wo er zu dieser Morgenstunde ungestört saß, denn die Kinder tollten im Garten. Er hatte sein Buch sinken lassen und schaute auf die Straße. Dort stand seine Frau und handelte mit dem Gemüsemann. Die beiden schienen wegen eines Sackes mit Äpfeln nicht einig werden zu können. Der Mann, ein furchtbar ausgemergelter Kerl, schäbiger gekleidet als mancher Bettler, redete aufgeregt auf Konstanze ein, rechnete ihr an den Fingern vor, streckte beschwörend die Arme aus, schlug sich aufs Knie und gestikulierte wie ein leidenschaftlicher Italiener. Wohl zehn Minuten währte die Szene. Jeden Augenblick dachte Grabaus, nun wäre es genug, seine Frau würde nachgeben. Aber diese blieb unbewegt, bis schließlich der Mann wütend seine Peitsche auf den Wagen warf, den Sack herunterriß und mit dem ganzen Ausdruck eines erbosten Menschen seine Last ins Haus trug. Frau Konstanze aber warf einen Blick zum Fenster hinauf, wobei sie zum ersten Mal seit mehreren Tagen wieder lächelte.

Grabaus klappte erregt das Buch zu und dachte: wie hätte ich wohl diesen Einkauf besorgt? Offenbar hätte ich nicht bloß sogleich den geforderten Preis bezahlt, sondern womöglich auch noch dem Gemüsemann einen anständigen Rock geschenkt. Und dabei besitzt der Kerl Grundstücke und ist in einer höheren Steuerklasse als ich. Blamiert hätte ich mich und als gänzlich

untüchtig erwiesen . . . Ich aber verlange von meiner Frau, die eine tüchtige Hausfrau ist, die ihre Kinder in Zucht und Ordnung hält, die feilscht und sorgt und sich abmüht von früh bis spät um unser Wohl — ich verlange von ihr, daß sie die Welt mit meinen Augen ansieht, was ihrer Natur so wenig entspricht wie das Gegenteil meiner! Betrogen fühle ich mich? War nicht vielleicht ich es, der sie um ihr Ich betrügen wollte, der ohne ihr Wesen zu erkennen, ihr immer vorredete: so bist du und nicht anders! Ja, wenn ich schon betrogen bin, so hat doch sie nicht Schuld, sondern ich. O, ich Narr, dachte er. Mich selbst sollte ich ausschelten und niemand anders!

Während solche Gedanken ihn ergriffen, hatte er zwar noch immer ein bitteres Gefühl von Enttäuschung und Leere. Gleichzeitig aber regten neue Kräfte sich. Und während er die Zukunft überschaute, glaubte er sich stark genug, von nun ab bewußt auf seinem Wege einsam vorwärts zu schreiten.

Nach der stumpfen Niedergeschlagenheit der letzten Tage kamen die Einfälle und Pläne jetzt in Fülle über ihn. Vor dem Essen ging er noch zu seiner Frau, die auf dem Boden ihre Äpfel auspackte, und sagte, er hätte sich entschlossen, in der nächsten Woche nach Berlin zu reisen und beim Ministerialdirektor Wohlbold um eine Audienz nachzusuchen. Der Ministerialdirektor, dem das gesamte Universitätswesen unterstand, war ein Studienfreund seines Vaters und ihm selbst wohlgesinnt.

Frau Grabaus hörte diesen Plan ruhig an, während sie damit fortfuhr, die Äpfel sorgfältig einen nach dem andern blank zu putzen. Schließlich sagte sie:

„Na ja, also bist du doch zur Vernunft gekommen. Lange genug hat's ja gedauert. — Das mit Wohlbold leuchtet mir sehr ein. Ich hab an den gleich gedacht."

„Sooo?“

„Das ist doch ganz klar, daß du dich an den wenden mußt. Aber ihr Philosophen braucht ja immer erst drei Tage Gedankenarbeit, ehe ihr das findet, was 'ne Frau sofort sieht. — — Übrigens, du“ — rief sie ihm nach — „wenn du nach Berlin reist, mußt du mir bei Wertheim Verschiedenes besorgen. Meine Schwestern möchte ich nicht damit betrauen, die machen bei solchen Gelegenheiten immer einen Schmu für sich.“

Weißschimmernde Lichtkugeln in bläulichem Dunst und vom Horizont her ein Sprühen rotgoldener Funken, letzter Goldglanz über den bräunlichen Blättern, die langsam hier eins und dort eins in kreisendem Tanz zu Boden fielen, ein Fluten von Menschen und Wagen über den breiten Platz und die endlose Straße hinunter, ein Aufleuchten blitzender Augen, seidener Stoffe, künstlicher Blumen, ein Wogen, Hasten, Lärmen, Klingeln und Rasseln — und das alles doch gedämpft, wie aufgetrunken von der weichen Herbstabenddämmerung: in diesem ersten Eindruck, den Grabaus nach langem Fernsein von Berlin empfing, lag etwas von festlicher Feier, als wenn die große Stadt sich nach vollbrachter Sommerschlafenszeit zur Winterauferstehung rüstete. Er selbst fühlte sich gehoben, leichter, mutiger; die Sicherheit und Energie, mit der all diese Tausende ihren Zielen entgegeneilten, wirkte ansteckend auf ihn, vom Sturmschritt der Menge fühlte er sich fortgerissen, von ihrem Leicht-

ſinn ſich angeſteckt, vom heißen Atem ihrer Begierden durchwärmt, wie berauſcht von dieſem brandenden Wogen, das aus Millionen Wellen zuſammenklingend, ein einziges zu verkünden ſchien: Leben! Wie war das anders, als wenn er in Jena durch die nachtſchlafenden Straßen ſchritt, an dunklen Häuſern vorbei, ein einſamer Spätling, deſſen hallender Schritt allein die ſtummen Gedanken begleitete.

Faſt hätte er gewünſcht, um dieſen Abend allein genießen zu können, ſein Freund der Maler Fritz Gebhard, den er zu beſuchen ſich vorgenommen hatte, wäre nicht daheim. Und nachdem er die vier Treppen eines Hauſes in der Potsdamerſtraße hinaufgeſtiegen war und ziemlich raſch hintereinander geklingelt hatte, ohne daß jemand öffnete, wollte er ſchon umkehren. Doch da blickte Fritz Gebhard grade durch den Türſpalt.

„Naa?“ fragte er in mißtrauiſchem Ton.

„Kennſt mich wohl nicht mehr?“

„Ja — was? Du biſt's?! Ja, was treibt dich denn hierher? Aber das iſt ja großartig! 'n Tag! 'n Tag!“

Dabei ſchüttelte der Maler ihm beide Hände. Dann folgten Fragen und Antworten, nach Befinden, Reiſe, wie es Frau Konſtanze und den Kindern ginge, was die Kunſt, was die Wiſſenſchaft machte — dabei ſtanden die beiden noch immer zwiſchen Tür und Angel. Schließlich ſagte Grabaus:

„Höre, da ich dir hoffentlich nicht läſtig bin, könnteſt du mich eigentlich auffordern, einzutreten.“

„Hm — nämlich — ich habe Damenbeſuch!“

„Ach — — das heißt, eigentlich hätte ich mir das ja denken können.“

„Es geniert ja weiter nicht. Nur — ſprich, bitte, nicht drüber.“

„Na hör mal!“

Während Grabaus seinem Freund durch den schmalen Gang folgte, hielt er ihn noch am Rockärmel fest.

„Ach erlaube — es ist doch nicht eine verheiratete Frau?“

„Gott bewahre.“

„Das wäre mir auch etwas peinlich.“

„'n junges Mädchen wäre doch eigentlich noch peinlicher,“ murmelte Gebhard.

Sie traten in das von einer Bogenlampe erhellte Atelier. In einem Winkel saß da an einem Teetischchen, ihnen halb den Rücken zukehrend, eine verschleierte junge Dame, die den einen Handschuh halb ab- oder wieder übergestreift, eifrig und unverwandt ihr eigenes Bildnis auf einer in der Mitte des Ateliers stehenden Staffelei lorgnettierte.

Bevor Gebhard noch seinen Freund vorstellen konnte, erhob die Dame sich eilig, aber mit der vollkommenen Natürlichkeit einer ihrer selbst sicheren Weltdame und sagte:

„Es tut mir sehr leid, Herr Gebhard, aber mein Kutscher fährt mir davon, wenn ich nicht komme. Das Bild hat mir ausgezeichnet gefallen, und ich werde nicht verfehlen, der Baronin —“

„Ach, Maggie,“ sagte der Maler leichthin, „das hier ist mein bester Freund. 'n anständiger Mensch obendrein.“

„Aber — Herr — —“ unterbrach Maggie ihn in leicht befremdetem, doch nicht unwilligem Ton.

„Weißt du, Schatz, ihm gehören all die Taschentücher H. G. in meiner Kommode. Seit sechs Jahren hat er sie noch nicht zurückverlangt, die gute Seele. Daraus kannst du doch sehn, was für gute Freunde wir sind. Heinrich Grabaus, Philosophieprofessor. Maggie Thön vom deutschen Theater.“

Auf dem schönen Gesicht des Fräulein Thön verrieten Bestürzung, Verwirrung, Scham, Besiegtheit von der kecken Weise ihres Freundes sich in einem so reizenden Spiel der Züge, daß Grabaus von dieser lieblichen und so schnell sich ihm menschlich nähernden Erscheinung ganz entzückt war. Der großen Dame aus der Gesellschaft machte er eine mehr als tiefe Verbeugung, das schöne, liebenswürdige Mädchen gewann ihm ein herzliches Lächeln ab, die Schauspielerin betrachtete er mit neugierigen, Geheimnisvolles ahnenden Augen.

Nachdem Grabaus so als Freund vorgestellt war, vertauschte Fräulein Thön ihr zurückhaltendes und würdevolles Wesen mit einer anmutigen Vertraulichkeit. Sie legte Schleier und Handschuh ab, goß dem Gast Tee ein und holte von einem Wandbrett ein Kästchen mit allerhand Knusperzeug gefüllt, das sie herumreichte. Sich selbst zündete sie eine Zigarette an. Dann fragte sie Grabaus, wie lange er sich in Berlin aufzuhalten gedächte, und als dieser antwortete, er wollte nur einige Tage bleiben, um seine Angelegenheit zu ordnen, meinte sie, er müßte doch auch von den Anregungen Berlins, den Theatern und Konzerten etwas genießen.

Während die beiden so ins Plaudern kamen, warf Gebhard dazwischen:

„Was hast du eigentlich für heute abend vor?"

„Einstweilen nichts. Falls du frei bist —"

„Es tut mir riesig leid, aber ich muß nachher zu einer Komiteesitzung. Und wenn die zu Ende ist —"

Maggie biß sich auf die Lippen und sagte:

„Also willst du wirklich dahin?"

„Ich kann nicht anders. Es ist doch nicht zum Vergnügen — einfach Dienst."

„Minnedienst!“ sagte sie etwas höhnisch. „Dich lockt ja bloß die schöne Frau Platen.“

„Tata!“ machte er und zog die Stirn hoch. „Was du für Ideen hast!“

„Warum gehst du denn sonst hin?“

„Ich muß. Ich hab's versprochen. Wenn ich mich nirgendwo zeige, wie soll ich dann Aufträge bekommen?“

„Laß doch die Leute zu dir kommen.“

„Aber wenn sie nicht wollen? — Die Kunst geht nach Brot.“

„Ach! Glauben Sie das alles nur nicht!“ wandte Maggie sich an Grabaus. „Die Kunst ist ihm nur ein schöner Vorwand. Verliebt ist er. Verliebt wie ein Primaner in eine herzlose, kalte, stolze Frau. Ach, was die Leute nur an der finden! Da kommt sie her aus ihrem Provinznest, und alle liegen vor ihr auf den Knieen. Aber unterhalten Sie sich nur mal mit ihr! Eine Puppe! So fad! So fad! — Ich hab sie gesehn. Auf 'nem Basar. Vor lauter Stolz hat sie den Kopf nicht bewegt, aus Angst, ihre siebenzackige Krone fiele herunter. Dabei ist sie nicht mal von Adel.“

„Erlaube,“ sagte Gebhard nicht ohne Wichtigkeit, „sie ist eine geborne von Hellen.“

„Sekt hat sie verkauft. Mit 'ner Miene wie 'ne Mutter Gottes, die den Segen austeilt. So kredenzt man doch nicht Sekt. — Schau, Liebster, was hast du an der Frau? Meinst du, die würde dich je erhören! Ach, ihr Männer! Nein, nein, was seid ihr für ein Volk!“

„Recht so! Bravo!“ sagte Gebhard. „Ich würde zur Bekräftigung gleich eine Teetasse zerschlagen. Eine ganz ordinäre, niederträchtige Gesellschaft sind wir Männer. Man sollte

uns allen — oder vielmehr euch allen die Kehle abſchneiden. Nur du dürfteſt am Leben bleiben — du und um dich knieend hunderttauſend Mannsbilder."

„Ach, mach keine Scherze. Tatſache iſt, daß du in die Frau verliebt biſt und mich abſcheulich vernachläſſigſt."

„Aber wenn ich dir nun ſage, daß Frau Platen überhaupt heute abend nicht da iſt? Und wenn ich dir verſpreche, dich vom Theater abzuholen?"

„Wirklich?!"

„Ich ſchwöre."

„Ach, du biſt doch ein lieber Kerl. — Und Sie, Herr Doktor? Hätten Sie vielleicht Luſt, mit ins Theater zu kommen? Wir haben heut Hero und Leander, mit mir als Yante."

„Das wäre eine Idee!" ſagte Gebhard vergnügt. „Nachher ſpeiſen wir alle bei Maggie zu Abend. Was es halt gibt. Kinder, das wird ſehr gemütlich!"

„Mögen Sie?" wandte Maggie ſich mit liebenswürdigem Lächeln an Grabaus.

„Ja, wenn ich nicht —"

„Ach, nur keine Höflichkeiten! Sie können mir keinen größeren Gefallen tun, als mit mir ins Theater zu kommen. Wenn ich einen Bekannten dort weiß, geht's mit dem Spiel gleich viel beſſer. Und ihm tun Sie den größten Gefallen, wenn Sie uns nachher begleiten."

„Ohne 'ne kleine Spitze geht's doch nicht," lachte Gebhard.

„Das ſoll keine Spitze ſein! — Aber Herrſchaften" — ſie hatte ein Ührchen aus dem Buſen gezogen, das ſie mit komiſchem Entſetzen anſtarrte — „es iſt allerhöchſte Zeit. Ich will mich nur geſchwind abbürſten, gleich bin ich wieder da."

Sie verschwand in des Malers Kammer, und kaum war sie draußen, als Gebhard seinen Freund bei der Hand nahm.

„Liebster, vor Mitternacht kann ich unmöglich aus der Sitzung sein. Nicht wegen Frau Platen. Die ist gar nicht da. Aber — na, ich kann einfach nicht. Wenn ich Maggie das gleich sagte, wäre sie vor Eifersucht außer sich. Ich hab sie furchtbar gern, wirklich sie ist reizend, gut, lieb, ein bezauberndes Kind — aber eifersüchtig! Du mußt sie ein bißchen trösten, nimm dich ihrer an, sag ihr einige Süßigkeiten, dann merkt sie gar nicht, wie die Zeit herumgeht, bis ich komme."

Grabaus machte ein etwas entsetztes Gesicht.

„Ja — aber —"

„Sprich mit ihr über ihre Kunst. Vertreib ihr die Zeit. Mein Gott, sie ist doch kein Drache!"

„Nein, wahrhaftig nicht!"

„Na, also! Du verplauderst eine reizende Stunde mit ihr, und ich komme viel zu früh. Ach, du Glücklicher, und ich muß in diese blödsinnige Sitzung. Wenn wenigstens Frau Platen da wäre — ja, das ist's eben, es lassen sich famose Wirkungen erzielen, aber die Geschichte hält nicht," fuhr er in demselben Ton ohne die geringste Unterbrechung fort, als Maggie wieder hereingekommen war.

„Was hält nicht?" fragte diese.

„Wir sprechen von Öl und Pastell, mein Liebchen. Mit Pastell lassen sich famose Wirkungen erzielen, aber die Geschichte hält nicht. Ist eben 'ne oberflächliche Sache. Öl aber, das dringt tief ein. Das ist der große Unterschied."

„Ja," sagte Maggie, „Pastell und Öl — das ist wie die Liebe bei Männern und Frauen."

„Sehr fein gesagt! Maggie, da hast du dir 'nen brillanten

Abgang verſchafft. Aber nun macht auch, daß ihr fortkommt!"

Gleich darauf ſaß Grabaus mit ſeiner niedlichen Nachbarin im Wagen und fuhr zum deutſchen Theater. Während der Fahrt fragte ſie ihn über ihren Freund aus, Grabaus mußte erzählen, wie ſie zuſammen die Schulbank gedrückt hatten, was für tolle Streiche Fritz ſchon als Gymnaſiaſt verübt hatte. Auch wollte ſie wiſſen, wie viele Geliebte er beſeſſen? Darüber aber erklärte Grabaus nichts zu wiſſen.

„Ach," ſeufzte Maggie, „es hackt eben keine Krähe der anderen die Augen aus. Nur die gerechnet, die er ableugnet, geben ein ganzes Regiſter. Und von wie vielen weiß ich nichts!"

Im Theater ließ ſie es ſich nicht nehmen, für ihn ein Billett zu beſorgen. Nachdem ſie ſich ſeinen Platz gemerkt hatte, eilte ſie ſchnell durch den Schauſpielereingang in ihre Garderobe.

Es war noch ziemlich leer, und Grabaus hatte einige Zeit zum Nachdenken. Daheim brachte um dieſe Zeit Frau Konſtanze die Kleinen zu Bett, und Mammikind würde den abweſenden Vater gewiß beſonders warm dem lieben Gott empfehlen. Und morgen früh würde er zeitig aufſtehen und ſich in Frack und weißer Binde aufs Miniſterium begeben müſſen. Angenehme Ausſichten! Doch weder das morgen noch ſeine Familie konnte ſeine Gedanken beſchäftigen, als wäre das alles durch eine Kluft vom heutigen Abend getrennt, als wäre es unwirklich nnd unwahrſcheinlich — während jenes reizende Mädchen, das gleich vor ihm auftauchen würde, Wirklichkeit war. Sie ſchwebte ihm vor, und er fragte ſich, was eigentlich das Hübſcheſte an ihr ſei? Die biegſame und doch volle Geſtalt mit dem wunderbar feinen Gliederbau, ihre Augen, deren ſammetdunkle Sterne ſo weich und tief in der weißen Netzhaut

ruhten. Ihr Weſen ſuchte er zu ergründen, die Bedingungen ihrer Exiſtenz, ihre Herkunft, Erziehung — doch kaum hatte der trockene Verſtand dieſe Fragen geſtellt, als eine haſtige und energiſche Stimme ſagte: Sie iſt ſo, wie ſie iſt! Wie könnte ſie wohl anders ſein? Reizend iſt ſie. Ihre Hand — man denkt, ſie müßte abbrechen vom Arm, ſo fein iſt das Gelenk, und doch wie feſt iſt ihr Druck! Und Fritz muß einfach verrückt ſein. Ein kalter, gefühlloſer Unmenſch! Ich werde ſie tröſten nachher! Mit aller Kraft meiner Überzeugung werde ich ihr zureden, daß ſie ſich losmachen ſoll von ihm, ihn vergeſſen, um — nun was um? Um ſich in mich zu verlieben? Bin ich denn verrückt? — Er blickte nach oben, der Kronleuchter begann ſich zu drehn, die Lichter floſſen auseinander und wieder zuſammen. Ihn ſchwindelte. Da ertönte ein Klingelzeichen. Er nahm den Theaterzettel, und während er die Namen durchlas, atmete er bebend und erwartungsvoll.

Der Vorhang ging auf. Und als in feierlich heiterem Rhythmus die Einleitungsworte des Dichters an ſein Ohr ſchwebten wie ein klarer Luftſtrom von Blau und Sonnengold durchwirkt, da wurde ihm ſelbſt feierlicher und ſtiller zu Sinn. Hinausgehoben wurde er aus dem Sinnenrauſch, der ihn umnebelt hatte, die Umwelt verſank, die ungeheure Stadt mit ihrer wogenden Unraſt, die zahlloſen Geſichter, die ſich leicht und tief im Vorüberhaſten ihm eingeprägt hatten, der Maler, die reizende Freundin, ſie alle vergaß er; einzig Hero, die Prieſterin ſtand vor ihm, das junge Geſchöpf der Erde und doch wie überirdiſch, lockend in ihrer Mädchenſchönheit und unnahbar zugleich in ihrer Reinheit, in deren Bruſt alle Wünſche ihres Geſchlechts wohl lebten, aber eingeſchlummert waren wie Vögel in ihrem ſtillen Neſt — ſie allein war da und ſchien zu ſagen:

Tritt ein in mein Heiligtum einer höheren und reineren Welt. Und als dann Maggie die Szene betrat als muntere Yante, da war er zuerst beinahe enttäuscht. Gegen Heros anmutige Hoheit verschwand fast ihre Zierlichkeit. Doch dann nahm sie ihn wieder gleich gefangen, wie sie, die spöttische Keckheit ihrer Worte mildernd, mit ihrer Schalkheit alle fröhliche Lust neu erwachen ließ und mit geröteten Wangen, schnell atmender Brust den ganzen Zauber einer jungen, spielenden Welt hereintrug, Mädchenlachen und Mädchenneugier, Waldduft und tanzenden Sonnenflimmer. Ein schöner, großer Eindruck steigerte sich immer mehr.

Am Schauspieler-Ausgang wartete er auf sie. Dicht gehüllt in einen Schleier wegen der kalten Nachtluft nahm sie seinen Arm und stieg mit ihm in eine Droschke. Sie fror und manchmal fühlte er, während unter dem Mantel ihr Arm den seinen leicht berührte, wie sie zusammenschauerte. Sie sprachen von dem Stück. Gern wollte Maggie wissen, wie jeder einzelne Schauspieler und jede Schauspielerin ihm gefallen hatte. Er aber stand noch ganz unter dem Bann der Dichtung selbst, und an die traurigen, schlecht vorbereiteten Aufführungen zu Haus gewöhnt, hatte er nur den Eindruck einer vollkommenen Harmonie des Zusammenspiels, ohne diese gegen jene Leistung gleich abwägen zu können.

Rascher als auf der Herfahrt langten sie diesmal am Ziel an.

Während Maggie die Treppe hinaufeilte, sagte sie:

„Ich will nur hoffen, daß Fritz da ist. Weh ihm, wenn er mich warten läßt."

„Wär's denn so schlimm, wenn er ein bißchen später käme? Es könnte ihm doch was in die Quere gekommen sein?"

„Ach, ach, in die Quere kommen! Wenn er nicht da iſt, hat er nicht da ſein wollen. Früher war er immer pünktlich!“

Ein altes Dienſtmädchen, ſchwarz und fett, einer Zigeunermutter ähnlich, öffnete den Korridor.

„Huſcha, iſt Herr Gebhard ſchon da?“

„Herr Gebhard? Ne, der is noch nich da.“

Maggie ſtampfte auf, und wie ſie jetzt mit ſchwärzeren Augen, blaſſeren Wangen und mit gerunzelter Stirn unter dem weißlichen Gaslicht ſtand, ſah ſie ganz verändert gegen vorhin aus.

„Hm — alſo doch! Huſcha, mach uns geſchwind was zu Abend. Wir ſind drei. Herr Gebhard muß jeden Augenblick kommen.“

„Wenn's man wahr is,“ erwiderte dieſe, indem ſie den neuen Gaſt mit nicht allzuviel Wohlwollen muſterte. „Ich glaube, heut kommt er jewiß nich mehr. Der macht ſich anderswo 'n vergnügten Abend.“

„Ach, ärgere du mich auch! Mach und koch Eier. Eh ſie gar ſind, iſt er da.“

„Wenn's das jnädje Fräulein ſo jenau weiß. Ich glaub's aber nich,“ brummte die Alte ſkeptiſch.

„Nein!“ ſagte Maggie, als ſie ins Zimmer getreten waren. „Wie die mich mit ihrem Peſſimismus ärgert. Die könnte einem die ganze Welt greulich machen. Und was mich am wütendſten macht, ſie hat immer recht. Immer trifft's ein, was ſie ſagt.“

Maggie ſchob ein mit Büchern und Rollen bedecktes Taburett, das neben dem Diwan ſtand, beiſeite und bot ihrem Beſucher Platz. Sie ſelbſt wollte nur ſchnell die Schuhe wechſeln.

Es war ein nicht allzu großes Zimmer. Auf dem mit graugrünem Gewebe bedeckten Fußboden ſtanden weiße Lackmöbel. Einige herunterhängende Leuchtkörper in Form von Kleeblättern ſpendeten mildes Licht, das durch die hinter dem Diwan ſtehende rotverſchleierte Stehlampe eine wärmere Tönung erhielt. Grabaus hatte nur kurze Zeit in den Büchern geblättert, als Maggie wieder erſchien.

„Noch immer nicht!“ ſagte ſie vorwurfsvoll, während ſie einen Schulterhaken an dem lang herunterfallenden Gewande zuneſtelte. „Iſt das nicht geradezu empörend?“

„Aber warum ſoll er denn nicht einfach verhindert ſein? Das kann doch dem pünktlichſten Menſchen paſſieren.“

Maggie ſetzte ſich auf einen der kleinen Hocker neben dem Diwan.

„Daß Sie ihn auch noch entſchuldigen! Warum wollen Sie nicht ehrlich ſein und ſagen: er iſt abſcheulich!“

„Wenn er dafür kann, allerdings, dann iſt er abſcheulich!“

„Und wenn Sie an ſeiner Stelle wären, würden Sie dann auch ſo ſein?“

„Wenn ich an ſeiner Stelle wäre — — wahrhaftig, nein, ich glaube, ich wäre ſehr pünktlich geweſen.“

„Das iſt lieb von Ihnen! Ich glaube auch, Sie ſind ein ehrlicher Menſch, der ſein Wort hält. Aber von mir iſt es gar nicht hübſch,“ fuhr ſie mit plötzlich veränderter Stimme fort, „daß ich ſo viel Aufhebens mache, weil er fehlt, ſtatt froh zu ſein, daß Sie mir Geſellſchaft leiſten.“

Sie öffnete einen Zigarettenkaſten und reichte ihm Feuer.

„Wir wollen vergnügt ſein und plaudern. . . . Sehn Sie mal, das iſt meine neue Rolle. Die Edrita in ‚Weh dem, der lügt‘. Ach, darauf freu ich mich. Ich will ſo natürlich, ſo

munter, so treuherzig, so täppisch sein, wie ich nur kann. Und doch dabei immer das listige Mädchen, das schlau durch die Liebe wird. Die ersten Akte kann ich schon. Hören Sie zu! Sie geben mir die Stichworte."

Sie reichte ihm die Rolle, und während er die abgerissenen Endworte sagte, sprach sie in einem für ihn wieder neuen Ton die Verse ihrer Rolle.

Doch mitten in dem Spiel wurde die Tür aufgerissen, und Maruschka erschien mit der ganzen Breite ihrer Person auf der Schwelle.

„Inädjes Fräulein, es is angerichtet."

„Ja doch," rief Maggie ungeduldig.

„Die Eier sind auch gar."

„Ja, ja."

„Is denn Herr Gebhard nu da?"

„Nein. Merkst du das nicht? — — Ach dies Untier! Sie ist so gut und treu, aber ihre Bosheit kann sie nicht lassen. — Kommen Sie, wir wollen essen. Ach, aber ich mag nicht. Ich hatte mich so auf ihn gefreut. Nun geht's auf Mitternacht — —"

„Er wird schon noch kommen."

„Ja, gegen Morgen. Todmüde, blasiert, gähnend.... Ach wir Frauen. Ach Gott, die arme Hero! Was muß die ausstehn wegen ihrer Liebe. Und doch war Leander ihr treu. Warum muß das sein, die Liebe? Warum müssen wir Frauen so sein, daß wir nicht ohne das auskommen können? Warum sind die Männer so treulos! Sehen Sie, bei jedem, den ich kennen lerne, und der mir gefällt, muß ich denken: wie lange wird's dauern! Ich hab eine förmliche Angst mich zu verlieben. Und doch kann ich nicht leben ohne Liebe."

„Aber gibt's denn nichts, was noch ſtärker iſt?“ wandte Grabaus ein. „Haben Sie nicht Ihre Kunſt?“

„Ach, ohne Liebe iſt es auch mit meiner Kunſt nichts. Zum erſten Mal habe ich mit Talent geſpielt, als ich mich das erſte Mal verliebt hatte. Die Liebe gibt mir Kraft, Feuer, Leben, alles, alles. Ohne Liebe bin ich ein Lämpchen ohne Öl. Ich könnte hungern, auf Stroh ſchlafen, aber jemand müßte an meinem Lager knieen und ſagen: ‚Maggie, ich liebe dich! Maggie, ich liebe dich!‘“

Ganz weich, wie traumverloren klang ihre Stimme durch die rote Dämmerung, wie ſie mit geſchloſſenen Augen, den Kopf zurückgebeugt, flüſterte, als wenn ſie an der eigenen Stimme ſich verzauberte: „Maggie, ich liebe dich.“

Sie ergriff ſeine Hand und ſich näher zu ihm beugend, flüſterte ſie: „Sagen Sie's mal! Ich möchte hören, wie's von Ihrer Stimme klingt: Maggie, ich liebe dich.“

Weicher und einſchmeichelnder ſchienen ihm nie Worte geklungen zu haben, voll dunkler Sehnſucht ſchauten ihn die ſchwarzen Augen an, unter der gepreßt atmenden Bruſt glaubte er den ſchnellen Herzſchlag zu hören. Eiskalt lag ihre ſchmale Hand in ſeiner, und ihm war, als müßte er ſtatt aller Antwort ihre Hüften umſchlingen und mit einem Kuß ihr den Mund verſchließen. Da richtete er ſich auf, und leicht ſeine freie Hand auf ihre Schulter legend, ſtieß er hervor:

„Maggie — im Scherz mag ich's nicht ſagen. Und im Ernſt — darf ich's doch nicht.“

Einen Augenblick ſchaute ſie ihn noch an, wirr und wie umnebelt. Dann ſprang ſie auf und ging haſtig hin und her.

Er hatte ſich auch erhoben und ſagte in unſicher ſcherzendem Ton:

„Man ſoll nicht mit dem Feuer ſpielen, Maggie.“

Doch ſie, wie gänzlich umgewandelt, ſtreckte ihm mit ihrem ſchönſten Lächeln die Hand hin.

„O, das iſt ſchön von Ihnen!“ ſagte ſie voll Enthuſiasmus. „Das iſt edel! Tauſend Männer an Ihrer Stelle hätten mir jetzt Liebe geſchworen, hätten die Situation ausgenützt. Daß ſie mich belügen, daß ſie den Freund betrügen, das wäre ihnen gleichgültig geweſen. Aber Sie ſind beſſer! Ich danke Ihnen. — Wollen Sie mein Freund ſein?“

Er drückte ihre Hand.

„Sie ſind ein reiner Menſch! Sie ſind treu, edel, wahrhaftig. Ach, ſolch einem Manne bin ich nie in meinem Leben begegnet. Alle wollen ſie mich beſitzen. Alle ſchwören beim Heiligſten, Teuerſten, bei ihrer Ehre, bei ihrem Gewiſſen, bei allem, was es Unzerſtörbares geben ſollte — und alle brechen ihre Schwüre. Aber Sie ſind nicht ſo! O, dafür bin ich Ihnen ſo dankbar! Nun mag Fritz bleiben, wo er will. Ich habe einen Freund gefunden. Nicht wahr, Sie werden mein Freund ſein? Ach, ich will Ihnen nicht läſtig fallen. Sie ſollen mir nur manchmal raten, mir zuhören, im Guten an mich denken. Nicht wahr, das iſt nicht viel? Kommen Sie, nun bin ich ſo vergnügt, als wenn ich's große Los gewonnen hätte. Nun wollen wir's uns ſchmecken laſſen.“

Kaum vermochte Grabaus dieſem Wirbelſtrom der Worte zu folgen. Noch war er zu verwirrt. Halb reute ſeine Standhaftigkeit ihn, er kam ſich töricht vor, und im Innerſten fühlte er ſich doch erleichtert, als wenn er nach banger Schwüle friſchere Luft atmete, und die tiefſte Stimme gab ihm recht. Maggie ging voran in ein kleines, holländiſch eingerichtetes Eßzimmer. Auf dem Büfett ſtanden Delfter Teller neben

mattglänzenden Zinnschalen. Der Tisch in der Mitte war sauber gedeckt. Maggie bot ihm Platz und schnitt ihm Brot, reichte ihm die Schüsseln und ließ es sich nicht nehmen, ihm selbst aufzulegen.

„Eine Viertelstunde müssen Sie jetzt still sein und essen, essen, essen. Sie müssen nach der Reise wütend hungrig sein. Nichts schrecklicher für einen Mann als ein leerer Magen, so schlimm wie für die Frau ein leeres Herz. . . Hier die Sardinen müssen Sie kosten. Das ist Fritzens Leibgericht. Wir wollen sie ihm rein aufessen. Wenn er die leere Büchse sieht, das wird ihn tiefer kränken, als wenn er erführe, Sie hätten mich ihm gestohlen. — Ach, aber was schwatz ich alles! Sie sollen essen."

Mit einem Ruck lehnte sie sich zurück und verstummte gänzlich. Ihr selbst schien das Essen mehr Spielerei zu sein, und sie achtete weniger auf die Stillung ihres eigenen Appetits als darauf, daß ihr Gast tapfer zulangte. Als sie dann fertig waren, nahm sie die Weinflasche und ein Glas und beide saßen wieder auf ihrem alten Platz.

„Nun machen Sie sich's bequem. Denken Sie, Sie wären zu Haus. Ich wäre Ihre Frau. Ach, wie hübsch muß das sein, so als Mann und Frau zu sitzen. Die Kinder schlafen. Tagesmüh und Plage ist vorbei. Der Regen trommelt gegen die Scheiben. Ach, Sie müssen doch sehr glücklich sein. Nicht wahr?"

Er lachte und sagte in leichtem Ton:

„Man schätzt das, was man hat, immer weniger, als das, was man nicht hat. Eine undankbare Kreatur ist der Mensch."

„Was machen Sie, wenn Sie abends mit Ihrer Frau zusammensitzen?"

„Alles mögliche. Man lieſt ſich vor. — Was täten Sie denn, wenn Sie meine Frau wären?“

„Ich? . . . Am liebſten machte ich Zukunftspläne. Das wäre meine Leidenſchaft. Wenn ich einen ſicheren Boden unter den Füßen hätte und an morgen denken dürfte — ich lebte ganz in der Zukunft. Ich ſtellte Reiſen zuſammen. Ich baute Häuſer. Ich begleitete meine Kinder auf ihrem zukünftigen Lebensweg. Ach, ſchön muß es ſein, Zukunft zu haben.“

„Aber Maggie, wie ſprechen Sie denn? Liegt vor Ihnen nicht die ſchönſte Zukunft?“

„Meine Zukunft — haha! Möchten Sie wiſſen, wo meine Zukunft liegt? Im Souffleurkaſten, im Spital, im — und das wäre vielleicht noch das beſte — im Bett eines alten, reichen Juden. Aber ſterben werde ich da nicht. Ich werd im Elend ſterben. On revient toujours — — — Ich bin auf der Gaſſe groß geworden. Warum ſoll ich da nicht auch ſterben? Wenn ich ein altes Weib mit Streichhölzern ſehe, denke ich immer: Grüß dich Gott, Zukunft!“

„Ach, was ſind das alles für Einbildungen? Sie mit Ihrem Talent!“

„Daß ich jung und hübſch bin, das iſt das beſte an meinem Talent . . . . Komm mir nur keiner mit Zukunft. Ich hab kein geſtern, kein morgen. Manchmal finde ich alte Briefe, leſe ſie wieder, ſehe noch die Tränen auf dem Papier. Und dann denk ich und denke: ja, wer war's denn nur, der dich damals liebte? Und den du ſo liebteſt? Um den du geweint haſt. Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht. Ich kann mich nicht darauf beſinnen. Ich mag's auch nicht. Ich leb im Augenblick. Was geſtern war und morgen kommt, da pfeif ich drauf. Ich will nicht wiſſen, wie die Tage fliegen, wie

ich älter werde, wie die Runzeln kommen, Fettpolster, hohle Zähne — nichts will ich wissen, als das, was ist. . . Ach, und doch muß es schön sein, still sitzen und Träume spinnen zu können."

Sie lehnte sich zurück und leicht die Augen schließend wiederholte sie: „Ja, schön wär's. Wie ich noch als Kind oft abends auf der dunklen Hoftreppe saß, nichts hatte — alles hoffte. . . Nun hab ich alles und hoffe nichts."

Es war so still, daß man nebenan die Uhr ticken hörte.

„Warum erzähle ich Ihnen das alles nur? Komisch! Glauben Sie, ich hätte je mit einem Menschen so gesprochen? Mit Fritz, mit irgend 'nem anderen? Nie!"

Sie sprang auf.

„Nie! Warum mit Ihnen?"

„Vielleicht weil Sie fühlten, daß die anderen das Weib in Ihnen sahen, und ich uneigennützig bin."

„Das wird's wohl sein," sagte sie nachdenklich. „Den anderen gegenüber war ich so, wie sie mich wollten, gegen Sie aber kann ich sein, wie ich bin. Ich hab Vertrauen zu Ihnen. Drollig!"

„Was ist drollig?"

Aber sie schien ihn nicht zu hören, sondern summte halblaut vor sich hin und sah ihn dabei von Zeit zu Zeit lachend mit zwinkernden Augen an.

„Maggie, ich glaube fast, Sie mokieren sich über mich."

„Nein! Ach nein. Wirklich nicht. Und doch ist es so drollig."

Sie kam wieder näher.

„Was ist so drollig? Sie oder ich?"

„Wir beide! Ein uneigennütziger Mann? Sie mögen

mich nicht. Sie sind in Ihre Frau verliebt. Obwohl das kein Grund wäre. Aber ich gefalle Ihnen nicht. Ich bin nicht Ihr Genre. Oder warum sind Sie so uneigennützig? Wirklich aus Uneigennützigkeit?"

„Ja. Wirklich. Aber wenn Sie noch viel reden — — Weiß der Himmel, von Stein bin ich auch nicht."

„Ach!" machte sie, scheinbar grenzenlos erstaunt. „Nicht von Stein? Wirklich nicht?"

Er ergriff ihre Hand und wollte ihre Hüften umschlingen. Da wand sie sich wie eine Eidechse aus seiner Umklammerung.

„O, o! Nun brennt's! Hilfe, Hilfe! Das Strohfeuer brennt . . . Adieu Uneigennützigkeit!"

Grabaus aber, leicht berauscht und erregt wie er war, stieß das Weinglas beim Niedersetzen so heftig auf, daß es zerbrach.

„Sie sind ein Satan, Maggie! Lassen Sie mich gehen."

Im ersten Augenblick wollte sie aufjubeln vor Übermut. Doch wie sie ihn da stehn sah, mit finsterem Gesicht, wurde sie plötzlich zaghaft.

„Was — was heißt denn das?"

„Verzeihen Sie — — aber es ist doch wohl besser, wenn ich mich empfehle. Seien Sie nicht böse.

„Ich — böse?" murmelte sie. „Nein nein, nur nicht gehn. Doch jetzt nicht. Ein solcher Abgang —" stammelte sie.

Ganz kleinlaut sammelte sie die größeren Scherben und holte dann von nebenan Schaufel und Besen, um alles rein fortzuwischen.

„So — so! Weg mit den Scherben! Darum soll doch unsere Freundschaft nicht zerbrochen sein. Hier" — sie reichte ihm ein neues Glas, das sie voll geschenkt hatte — „bitte

trinken Sie, zum Zeichen, daß Sie nicht mehr böse sind. Oder sind Sie noch böse?"

Er sah sie kopfschüttelnd an und sagte:

„Ich möchte nur wissen, was Sie eigentlich für ein Wesen sind?"

„Ach, das weiß ich selbst nicht. Aber Sie müssen mir verzeihen."

Sie ergriff seine Hand und drückte einen Kuß darauf.

„Nicht mehr böse sein!"

„Ist das alles nun Spiel oder ehrlich?"

„Ehrlich!" Sie sah ihn mit vollen Augen an. „Wirklich ehrlich! Ich wäre so glücklich, wenn Sie mein Freund sein wollten. Anders . . . ach, das wäre ja schrecklich gewesen."

„Warum sind Sie denn so?"

„Ich weiß nicht. Ich bin eben so. Aber Sie müssen mich deswegen nicht verachten. Sie müssen" — ihre Stimme wurde weich und wie im Traum verschleiert — „Sie müssen mein guter, uneigennütziger Freund bleiben."

Er nickte, und als sie ihr Glas hochhielt, stieß er mit ihr an. Darauf trank sie lächelnd in langsamen Zügen den Wein aus.

Sie nahm wieder Platz und begann ein harmloses Gespräch. Sie erzählte ihm von ihrer Kindheit, ihren Anfängen beim Theater, ihren Kollegen. Still und friedlich saßen sie, als wäre nie etwas zwischen ihnen geschehn. Als dann die Tür sich öffnete und Fritz Gebhard eintrat, fuhr Maggie erschrocken auf. Zögernd ging sie ihm entgegen, ihre aufgeregte Freude hinter Gleichgültigkeit verbergend.

„Du bist's? So spät noch?"

„Herz, sei nicht böse! Die Sitzung zog sich endlos hin. Ich war der erste, der ging. Alle andern sind noch da."

„Auch Frau Platen?"

„Ja."

„Was, die war da?" schrie sie aufgebracht.

„Der reine Zufall! Nachher will ich dir alles erzählen. Erst gib mir was zu essen. Ich bin zum Umfallen hungrig."

„Ach du! Betrüger! Und dabei hat er mir doch hoch und heilig geschworen, sie käme nicht hin."

Gebhard machte eine hilflose Handbewegung.

„Nachher! Ich bin vor Hunger blödsinnig."

„Hast du denn überhaupt noch nicht zu Abend gegessen?"

„Ach, was man so nennt. Wie's bei diesen Leuten ist. Aristokratisches Geschirr und plebejisches Essen. Sei gut, Maggie. Geh, schenk mir was!"

Er nahm sie um die Taille und gab ihr einen herzhaften Kuß. Und als wäre mit einem Schlage ihr Zorn verflogen, rückte sie ihm gleich Teller und Messer zurecht.

„So, du armer Kerl! Nun stärk dich."

Grabaus und Maggie setzten sich mit an den Tisch. Maggie, die jetzt ganz in ihrer Sorge für Fritz aufging, hatte für Grabaus kaum noch einen Blick.

„Ach, Kinder, seid ihr aber gemein!" sagte der Maler und blickte schmerzlich enttäuscht auf die leere Sardinenbüchse.

„Ich hole dir 'ne neue. Es muß noch eine da sein!" sagte Maggie und eilte hinaus.

Der Maler stützte die Hand auf und sagte verträumt:

„Marie Luise — Marie Luise."

„Wer ist das?" fragte Grabaus.

„Ach — Frau Platen! Solch eine Frau hast du noch nie gesehn. Ach, rein vom malerischen Standpunkt. Fleischtöne und ein Haar — aber das alles — — der Mensch! — der Mensch!!"

Nach dieſen dunklen Worten goß er ſich mit elegiſcher Handbewegung Wein ein.

„Ich bin verliebt! Ertrunken in 'nem Meer von Liebe. — Und ſie — Luft bin ich für ſie. Wir alle ſind Luft. Sie ſieht uns kaum. Spricht nur mit alten Leuten. — Marie Luiſe — der Name allein — — — Maggie, du biſt ein Engel!“

„Ach, das wäre Maruſchka auch, wenn ſie dir Sardinen brächte,“ ſagte Maggie lachend.

Beinah mit Neid verfolgte Grabaus nun, wie Maggie für ihn kaum noch einen Blick hatte, ſondern ganz Auge und Ohr für den Geliebten war. Als die Uhr eins ſchlug, wollte er ſich empfehlen. Sofort ſtand Gebhard ebenfalls auf.

„Freilich, es iſt höchſte Zeit. Maggie muß auch zu Bett. Sonſt verſchläft ſie die Probe.

„Gehſt du auch ſchon?“

Sie ſah ihn an mit ſtumm flehendem Blick, und als er nur mit leiſem Kopfſchütteln antwortete, behingen ihre Wimpern ſich mit blinkenden Tränen. Die Männer zogen ſich ſchweigend die Mäntel an. Gähnend kam Maruſchka, die ſo lange auf der Küchenbank geſchlafen hatte, heraus, um ihnen zu leuchten. Grabaus verabſchiedete ſich zuerſt. Noch einmal wollte Fritz die Geliebte zum Abſchied küſſen.

„Adieu Maggie.“

„Geh nur! Ich haſſe dich!“

„Das war kein guter Abgang,“ murmelte er.

Auf der Straße ſchob Gebhard ſeine Hand unter den Arm ſeines Begleiters und ſtieß einen langen Seufzer aus. Es war dunkel und ſtill, nur in der Ferne ſahen ſie auf der kreuzenden Friedrichſtraße den hell erleuchteten Menſchenſtrom ſich

vorbeiwälzen. Nachdem sie eine Weile schweigend gegangen waren, sagte Grabaus plötzlich:

„Eigentlich hättest du dableiben sollen."

„Hätt ich sollen? Ja, was sollte man nicht alles?! Aber in der Liebe und in der Kunst gibt es keine Sollen und Müssen. Man kann's oder kann's nicht."

„Und doch ist sie reizend."

„Aber mich reizt sie nicht. — Ach, glücklich lieben ist schön. Hoffnungslos lieben, auch das geht an. Aber hoffnungslos geliebt werden ist entsetzlich."

„Und doch hast du Maggie mal geliebt."

„Wie ein Wahnsinniger. Sechs Wochen war ich von ihr behext. Da war sie die Welt für mich. Da hab ich die größten Dummheiten für sie gemacht. Alle Aufträge fortgeschickt, niemanden gemalt, niemanden gesehn als sie. Dann war's aus."

Sie traten in ein Café und suchten sich einen Tisch in einer Ecke.

„Warum ist das so?" fuhr der Maler fort. „Mit der Kunst wie mit der Liebe. Ein Rausch, der nie wiederkehrt. Ich sehe ein Motiv, eine Landschaft, einen Menschen, bin frappiert, Tag und Nacht schleppe ich's im Kopf mit mir herum, wenn ich davor trete, fange ich an zu zittern. Ich muß es malen. Gut, ich tu's. Wenn das Bild so wird, wie ich gewollt habe, dann ist das Motiv für mich erledigt. Ich mag's kaum noch ansehn. Es widert mich an, bestenfalls ist es mir gleichgültig. Manche malen zeitlebens dieselben Bäume, benutzen dasselbe Modell. Ich nicht. Und mit der Liebe geht's mir ebenso. Eine Frau, die ich gehabt habe, ist wie ein leergetrunkenes Glas. Ohne Reiz, ohne Duft, ohne Frische. —

Ach, erobern, das ist schön. In Ruhe besitzen, das ist Philisterglück. Hab ich nicht recht?"

„Höre," sagte Grabaus mit einiger Heftigkeit, „ich kann das wirklich nicht beurteilen. Wenn mir jetzt Indianer oder Malayen von ihren Sitten erzählten, so könnte mich das kaum fremdartiger berühren als das, was du mir erzählst. Ich kann mir einfach kein Urteil erlauben. Aber das muß ich allerdings sagen: etwas indianisch und barbarisch kommt mir deine Art zu lieben vor."

Der Maler lächelte nur und erwiderte:

„Vielleicht bin ich ein Barbar."

„Was du vom Motiv sagst," fuhr Grabaus fort, „auch das stimmt nicht mal ganz. Malst du denn wirklich nur den Baum, den Fels, das Wasser? Nein, die Luft malst du, die Spiegelung, die ewig wechselnde Stimmung. Und so ist der Mensch doch auch, wandelbar! Gib deinem Herzen nur einen Stoß, geh morgen zu Maggie, sei gütig und verständnisvoll, so wirst du eine ganz neue finden. Tausend Maggies kannst du finden, wenn du nur treulich suchst. So wandelbar ist der Mensch."

„Ja, ja, so wandelbar, so wandelbar!" wiederholte der Maler. „So wandelbar bin ich aber auch, daß das, was mir heute gefiel, mich morgen kalt läßt. In mir lebt eben ein anderes Bild. Und wenn ich morgen zu Maggie hingehe, dann steht die andere zwischen mir und ihr."

„Mein Gott, das arme Ding weint sich die Augen aus, wenn du nicht wiederkommst."

„Und doch ist es das beste, auch für sie. So quäl ich sie nur mit meiner Gegenwart. Sie fühlt, daß ich sie nicht mehr liebe, und grämt sich. Aber wenn sie weiß, daß sie mich

verloren hat, dann wird sie acht Tage weinen. Dann aber nach acht Tagen wird sie das leere Herzenskämmerchen wieder öffnen und einen anderen hineinlassen."

„Glaubst du?"

„Sicher! Ich bin weder der erste noch der letzte. Auch sie ist ein wandelbarer Mensch. Gott sei Dank!"

Schweigend gingen sie die nächtigen Straßen hinunter. Aber vor dem Hoteleingang blieb Gebhard noch stehn und sagte:

„Höre, du mußt die Frau Platen kennen lernen. Dann wirst du alles verstehn und mir nicht mehr böse sein. Sie ist eine Frau, die man lieben muß. Wer irgend nur Empfindung hat, muß über sie alle anderen vergessen. Willst du?"

„Aber wie ließe sich das machen?"

„Auf die einfachste Art von der Welt. Übermorgen ist sie bei der Gräfin Borcke. Du kennst doch das Haus der Gräfin?"

„Nie davon gehört."

„Ach, dort ist 'ne Art jour fix. Sie selbst ist Theosophin und hat ein offenes Haus für Narren aller Art. Kommst du mit?"

Grabaus sagte zu.

„Die paar Stunden werden dich nicht reuen. Abgesehen von ihr triffst du auch 'ne ganze Menge amüsanter Leute dort. Es werden Vorträge gehalten. Also Donnerstag um halb vier. Ich hol dich ab. Einverstanden?"

„Einverstanden."

„Dann gute Nacht."

„Gute Nacht und" — Grabaus hielt seinen Freund noch am Ärmel fest — „denk noch mal an Maggie. Sie ist so reizend! Vielleicht grünt die Liebe doch noch mal."

Aber der Maler ſchüttelte den Kopf. Er trat auf die Straße zurück, und wie er mit der Hand zum letzten Gruß winkte, hörte Grabaus ihn murmeln: „Marie Luiſe — Marie Luiſe.“

Nachdenklich ſtieg Grabaus die Treppe hinauf. Nachdem er die Kleider abgeworfen und ſich aufs Bett ausgeſtreckt hatte, überkam ihn das Gefühl, von der ungeheuren Fülle der Eindrücke faſt erdrückt zu werden. Das Licht erloſch, ſchon wollte er ſchlafen, da murmelte auch er noch, im halben Dämmern des Traumes:

„Marie Luiſe — Marie Luiſe.“ Eine ſeltſame Muſik lag in dieſem Doppelklang: „Marie Luiſe — Marie Luiſe.“

In dem neumodiſch und elegant tapezierten, mit einem zerſchliſſenen Lederſofa, einem runden Tiſch und einer Anzahl ſchlechter Stühle ausgeſtatteten Vorzimmer des Miniſteriums warteten bereits drei Beſucher, als Grabaus eintrat. Am Kamin ſtand mürriſch dreinſchauend ein ſchwarzer Herr, von dem ein ſtarker Jodoformgeruch ausging. Er ſchien fortwährend mit ſeinen Nägeln zu kämpfen, die er bald abbiß, bald rieb, bald betrachtete. Am Fenſter ſaß mit weit vorgeſtreckten Beinen und verrutſchter Halsbinde ein alter Herr, der bei ſeiner Magerkeit ein ganz unmotiviertes Bäuchlein hatte, wodurch ein gewiſſer Zwieſpalt in ſeine Erſcheinung kam. Das Bäuchlein verriet Behaglichkeit und manchen guten

Trunk, während die Hagerkeit sowie das gefurchte Gesicht von strenger Pflicht und ernstem Lebenswandel zeugten. Der dritte der Wartenden trug im Gegensatz zu den beiden andern, die im Frack waren, einen saloppen Gehrock. Er hatte eine Mappe in der Hand und spazierte ungeduldig auf und ab. Eine gewisse prahlerische Ungezwungenheit in seinem Wesen deutete an, daß er sich hier zu Haus fühlte.

Bei seinem Hin- und Herrennen war er dem am Fenster Sitzenden auf die Füße getreten, die dieser erschrocken einzog ...

„Entsch—huldigen Sie!"

„Bitte, bitte, macht fast gar nichts."

Der alte Herr erhob sich nun schwerfällig, nannte seinen Namen und fügte hinzu:

„Sie sind wohl auch S—chulmann?"

„Ne, ne, ums Himmelswillen! Seh' ich so aus? Ich bin 'n janz harmloser Journalist."

„So — so. Ach, entsch—huldigen Sie, es hat doch seine Richtigkeit, daß die Sprechstunde von zwölf bis eins ist?"

„Na ja, so quasi. Das heißt auf deutsch, von eins angefangen. Vor eins kommt der Geheimrat nie. Nach zwei schon eher."

„Aber das ist ja sch—recklich. Ich warte schon seit halb zwölf hier. Um zwei Uhr kommt der Herr Ministerialdirektor manchmal?"

„Tja, lieber Gott, der Mann hat eben auch zu tun. Sehn Sie mal, wenn einer sozusagen die janze Bildung der Monarchie zu befummeln hat —"

„Es war alles so sonderbar. Der Diener wußte von gar nichts. Und dabei habe ich mich doch bei dem Herrn Ministerialdirektor anchemeldet."

„Anmelden hat jar kein'n Zweck. 'ne Weile wird's wohl noch dauern."

Nach einiger Zeit wurde die Tür wieder geöffnet, und in untadligem Frack trat ein lebhafter Herr ein, der allen sehr vernehmlich guten Tag wünschte.

„Entſ—chuldigen Sie —" wandte sich der Direktor wieder an den Journalisten. „Sie kennen den Herrn Ministerialdirektor wohl näher?"

„Wie meine Westentasche."

„Er soll wohl ein etwas ſ—chroffer Herr sein?"

„Das is nu janz verschieden. Wenn ihm was nich paßt, kann er allerdings hölliſch eklig werden."

„O, ich glaube, das ist wohl nur eine fable convenue," warf jetzt der lebhafte Herr ein. „Verzeihen die Herren, wenn ich mich für einen Abwesenden in die Bresche werfe."

Er machte eine kurze Verbeugung, wobei er sich durch seinen kecken Schnurrbart fuhr und nannte seinen Namen. Dann schüttelte er dem Direktor die Hand und sagte: „Es freut mich, einen Kollegen begrüßen zu können. Ich kann Sie versichern, unser Ministerialdirektor ist die Liebenswürdigkeit in persona. Ich hatte mehrere Male die Ehre, von ihm empfangen zu werden. Zuletzt noch vor vier Wochen. Da hat er mich sogar aufgefordert, mit ihm zu frühstücken."

„Haben Sie's getan?" fragte der Journalist.

„Leider war der Herr Ministerialdirektor verhindert."

„Is er immer."

„Na, schließlich ist das doch auch zu viel verlangt. Aber über Mangel an Entgegenkommen und Liebenswürdigkeit kann man sich wirklich nicht beklagen. Natürlich gehen diesen hohen Herren tausend Dinge durch den Kopf. Deshalb muß man sein

Anliegen immer wiederholen. Nur nicht locker laſſen! Ich bin jetzt das vierte Mal hier in derſelben Sache."

„Und ich habe hier Szenen erlebt. Ei weh! — Übrigens davon abgeſehn, alle Achtung! 'nen klareren Kopf finden Sie ſelten."

„Und einen mit weitherzigeren Ideen ebenſowenig," fügte der lebhafte Herr hinzu.

„Na, das nu jrade. Sehn Se mal, der Mann is vor allem Beamter. Der ſieht eben jeden drauf an: paßte mir in meinen Kram oder nich? Ideen ſind dem janz ſchnuppe. Vor allem will er Ruh haben in der ollen Poſtkutſche — denn bei dem heutigen Kurs —"

„Chott, da haben Sie recht. Der neue Kurs — **ultra montes, ultra montes** —"

„Na ja, erſt übers Waſſer und denn über die Berge."

„Pſcht —" machte der lebhafte Herr, als ſich die Tür öffnete und ein glatt raſierter Herr eintrat, der mit ſchlau verſchämtem Lächeln um ſich blickend, freundlich nach allen Seiten guten Tag wünſchte. Nachdem er in irgend einer Ecke Platz genommen hatte, wiſchte er ſich die Feuchtigkeit aus ſeinen Mundwinkeln und fuhr fort, mit demſelben ſchlauen, halb verſchämten, halb ſpöttiſchen Lächeln um ſich zu blicken.

Der alte Direktor zog wieder ſeine ſilberne Uhr aus der Weſtentaſche.

„Nun warte ich hier ſ—chon volle drei Stunden. Das iſt doch chanz ſ—chrecklich. Und das S—chlimmſte iſt, man vergißt chanz, was man eigentlich ſagen wollte. — Ich danke bloß Chott, daß ich der Erſte bin."

Das Geſpräch war verſtummt. Schläfrig ſchlichen die Viertelſtunden hin. Durch die hohen, kahlen Fenſter fiel das

graue Licht eines trüben Großstadthimmels. Grabaus hatte den Kopf aufgestützt und schaute auf das Bild eines majestätischen Herrn an der Wand, mit pompösem weißem Bart und vielen, besonders gut gemalten Orden, dessen starre Augen gerade in eine auf dem runden Tisch stehende Streusandbüchse hinabzublicken schienen. Unter diesem Bild, gewissermaßen in dessen Schutz, hatte der geistliche Herr mit dem schlauen Lächeln Platz genommen. Nachdem er einige tausendmal seine Daumen umeinander gedreht und sich zwischendurch die Mundwinkel abgewischt hatte, lächelte er plötzlich noch schlauer, stand leise auf und verschwand auf eine diskrete Weise.

„Ich wette, der findet durch eine Hintertür seinen Weg zum Ministerialdirektor," sagte der sanguinische Schulmann zu seinem Kollegen.

„Ach Chott, vielleicht sucht er auch nur 'ne Chelegenheit," antwortete dieser.

Von Zeit zu Zeit versuchte Grabaus das, was er dem Ministerialdirektor vortragen wollte, in möglichst präzise Worte zusammenzufassen. Aber als wenn er überzeugt wäre, daß er im gegebenen Augenblick schon das Rechte finden würde, befreite er sich bald wieder von dem Zwang, und sich selbst überlassen, beschäftigten sich seine Gedanken mit den gestrigen Erlebnissen. Da geschah's denn, daß auf dem alten zerschlissenen Ledersofa plötzlich Maggie auftauchte, die Arme ausstreckte und mit ihrer süßesten Stimme flehte: „Sagen Sie's einmal: ich hab dich lieb" ... Auch klang der Name Marie Luise in seinem Ohr wieder, Neugierde und mancherlei Vorstellungen weckend. Doch von diesem Spiel in einer fremden Welt, die ihm auch immer fremd bleiben würde, kehrte sein Geist bald zur Wirklichkeit zurück. Und die war Arbeit und einsamer Kampf.

Endlich wurde die gepolsterte Tür des Audienzzimmers geräuschlos geöffnet, und ein mittelgroßer Mann, ähnlich einem Schiffszimmermann oder Methodistenprediger mit ziemlich groben Zügen und unterm Kinn hervorkriechendem Bart trat ein. Alle waren aufgesprungen und dienerten mehr oder weniger tief. Der Ministerialdirektor kam mit kurzen Verbeugungen bis zur Mitte des Zimmers und ging dann nach sekundenlanger Überlegung auf den am Kamin lehnenden Herrn los, auf dessen Gesicht das Eis plötzlich schmolz und eitel Beglücktheit strahlte.

„Ah, mein verehrter Herr Professor, Sie in unserer bescheidenen Hütte! Was verschafft uns das Vergnügen? Kommen Sie, kommen Sie!"

Er zog und schob ihn bis nah an die Tür seines Zimmers, schien dann plötzlich den Journalisten zu bemerken und sagte:

„Ah, Herr Doktor! Sehr verbunden! — Treten Sie nur ein, Herr Professor, nehmen Sie bitte Platz! Verzeihen Sie nur noch einen Moment!"

Dabei hatte er die Tür hinter dem Professor geschlossen und eilte auf den Journalisten zu.

„Freut mich Sie zu sehn, lieber Doktor. Wir machen unsere Angelegenheit wohl gleich hier ab."

Er öffnete die entgegengesetzte Tür und verschwand eilig. Der Journalist folgte ihm, indem er sich von den Zurückgebliebenen mit einem triumphierenden Lächeln verabschiedete.

Alle hatten wieder Platz genommen, nur der Schuldirektor mit dem verhätschelten Bäuchlein stand noch ganz fassungslos da.

„Das versteh ich doch char nich! Ich war doch der Erste. Cheht denn das nich nach der Reihe?"

Aber niemand antwortete ihm, jeder ſchien mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Auf allen Geſichtern lag eine ſchmerzhafte Spannung, man hätte ſich im Wartezimmer eines Zahnarztes wähnen können.

Eine halbe Stunde mochte vergangen ſein, als ein Diener ſeinen Kopf durch die halb geöffnete Tür des Audienzzimmers ſteckte und halblaut hereinrief:

„Herr Doktor Grabaus.“

„Na, mein lieber Herr Doktor, Sie laſſen ſich auch mal wieder ſehn? Was bringen Sie uns Schönes?“ fragte Wohlbold, indem er ſich aus ſeinem Schreibtiſchſtuhl erhob.

„Herr Miniſterialdirektor, ich wollte —“

„Zu allererſt mal grüßen von Ihrem Herrn Papa. Es geht ihm doch gut, wie?“

„Danke, ſehr gut.“

„Ja, der hat weiſe gehandelt. Zur rechten Zeit Feierabend gemacht. So kann er wenigſtens noch die Muße genießen. Iſt er denn noch rüſtig?“

„Wir Kinder ſind erſtaunt, daß er ſich noch ſo jung erhalten hat. Freilich ſo rüſtig wie der Herr Miniſterialdirektor —“

„Mich hält der Ärger jung, mein lieber Doktor. Ich denke manchmal, es wäre Zeit. Aber dann kommt jedesmal was, daß ich mir ſage: ne, noch nich. — Na, nun ſagen Sie mal, Sie haben ſich ja ſo lange nicht bei uns böſen Preußen blicken laſſen. Es ſind doch mindeſtens drei, vier Jahre her.“

„Fünf Jahre.“

„Was? Schon fünf Jahre haben Sie ſich habilitiert?“

Er legte den Kopf zurück und kratzte ſeinen Kinnbart. Dann nahm er in ſeinem Schreibtiſchſtuhl Platz, indem er Grabaus auf einen Lederſeſſel wies.

„Ich habe doch kürzlich von Ihnen gehört. Irgend jemand hat mir von Ihnen erzählt — ach, ja, ja, ja. — — Nu sagen Sie mal, wie gefällt's Ihnen denn in Jena? Sind Sie mit Ihrer Tätigkeit zufrieden?"

Grabaus holte tief Atem und sagte kurz heraus:

„Nein."

„Was? Nicht zufrieden? Dabei sollen Sie doch so gute Erfolge gehabt haben. Sie hatten ja gleich 'ne Menge Hörer."

„Anfangs wohl, aber dann —"

„Na, erzählen Sie, erzählen Sie! — Aber sagen Sie doch mal —" unterbrach er sich plötzlich, indem er wie schlaftrunken seine Stirn und Augen rieb. „Sie haben mir doch damals ein Buch gebracht."

„Meine Ursprünge der Philosophie."

„Ganz recht. — Sagen Sie mal, wie kommen Sie dazu —" er beugte sich vor und riß die Augen weit auf — „dies Buch einer Sozialistin zu widmen?"

Einen Moment war Grabaus stutzig, besann sich aber sogleich.

„Als ich es ihr widmete, war sie es noch nicht."

„Hören Sie mal, das hätte Ihnen den Hals kosten können. Na —" fuhr er einlenkend fort, während die plötzlich zugekniffenen Augen seinem Gesicht einen unglaublich verschmitzten Ausdruck gaben — „war sie wenigstens hübsch?"

„Hübsch — nein!"

„Nicht mal das? Und für eine solche Person kompromittieren Sie sich? Wenn man sich mit einem Menschen einläßt, muß man auch seine Zukunft kennen. Was geht Sie als Staatsbeamten die Sozialistin an?"

„Verzeihen Sie, Herr Ministerialdirektor —" erwiderte

Grabaus etwas erregt — „die Frau ist erst nach der letzten Polenpolitik der Regierung zum Sozialismus übergetreten. Sie ist nämlich Polin."

„Polin auch noch!" kreischte der alte Herr, als wenn ihn jemand auf den Fuß getreten hätte. „Das wird ja immer schöner. Ich sage Ihnen, die Polen sind die allerschlimmsten. Schlimmer als die liberalen Theologen, als — — Sie verteidigen doch diese Menschen nicht? Was wollen sie denn eigentlich? Sollen wir ihnen einen großpolnischen König einsetzen?"

„Ums Himmels willen," lachte Grabaus. „Erobern sollten wir sie, kleinkriegen."

„Erobern?"

„Ich meine moralisch erobern."

„Moralisch — erobern? Hören Sie mal, das sind ja faule Sachen. Was verstehen Sie unter: moralisch erobern?"

„Ach, ich meine, es ist ganz richtig, daß die Regierung jetzt schärfer vorgeht."

„Ne, ne, Sie sagten, moralisch erobern. Ich will wissen, was Sie damit meinen?"

„Gott, ich sagte das nur —"

„Sehn Sie mal, lieber Doktor, es könnte ja sein, Sie wüßten uns einen guten Rat zu geben. Die Herren von außerhalb sind ja immer so klug. Wie haben Sie denn das gemeint, mit dem moralisch Erobern?"

Vergeblich sann Grabaus nach, wie er das hingeworfene Wort eigentlich gemeint habe, und ohne ein Ziel vor Augen, stotterte er schließlich:

„Ich meinte, wir haben für die Polen —"

„Sie meinten, die Regierung hat —"

„Natürlich — die Regierung — hat für die Polen alles mögliche getan. Die Verhältniſſe aufgebeſſert, Schulen gegründet, Bildung verbreitet, aber — wie ſoll ich ſagen? — gewiſſermaßen nur materielle Bildung. Wir — ich meine, die Regierung — hat dabei den Polen immer nur das Deutſchland Bismarcks und Moltkes — ſozuſagen, das Deutſchland der eiſernen Macht gezeigt. Aber die geiſtige Großmacht Deutſchlands —"

„Sehn Sie mal an! Sehn Sie mal an!" ſagte der Miniſterialdirektor.

„Ja, ein Volk von teilweis doch ſo hoher Kultur wie die Polen, das hätte man vielleicht eher gewonnen, wenn man ihm auch das Deutſchland Schillers und Goethes vor Augen geführt hätte. So verſtand ich das moraliſch Erobern. Alſo zum Beiſpiel —" hoffentlich nimmt er mir den Witz nicht übel, ſchoß ihm durch den Kopf — „wenn man im Oſten eine neue Univerſität gründete —" und mich da zum ordentlichen Profeſſor machte, flog ihm weiter durch den Kopf. — „Eine nationale Univerſität —"

Etwas ängſtlich, was der alte Herr zu dieſem ſpaßigen Vorſchlag ſagen würde, blickte Grabaus ihn an. Aber dieſer ſchien einfach eingeſchlafen zu ſein. Mit vorgeſunkenem Kopf ſtand er da, beide Hände in den Hoſentaſchen. Eine ganze Weile verging, bis er endlich einen großen Hausſchlüſſel hervorzog. Nun klopft er ſich damit vor die Stirn und ſagt Blödſinn, dachte Grabaus, dem es heißer und heißer wurde. Doch nachdem der Miniſterialdirektor den Schlüſſel eingehend betrachtet hatte, ſteckte er ihn wieder in die Taſche und brummte:

„Sagen Sie mal, von wem haben Sie dieſen Gedanken?"

„Von niemandem. Von mir ſelbſt."

„Schon lange?“

„Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so sehr lange noch nicht.“

„Und niemand hat mit Ihnen darüber gesprochen?“

„Niemand.“

„Ja — mein lieber Doktor, das ist nämlich gar keine so üble Idee. Das — sehn Sie mal!“

Er schlug ein Aktenstück auf und hielt es Grabaus hin, der bei dem verwirrten, flüchtigen Blick nur das eine Wort: ‚Universität‘ las.

„Was Sie mir da erzählen, das haben wir längst erwogen. Meine eigene Idee haben Sie mir vorgetragen. Das — das spricht für sie beide.“

Er nickte und schaute dann schläfrig, aber durchdringend Grabaus an, der die Empfindung hatte, daß er jetzt wie ein Gaul oder ein Stück Holz studiert, geprüft, bewertet und auf seine Verwendbarkeit eingeschätzt würde. Plötzlich aber fragte er:

„Sagen Sie mal, Sie schreiben doch nicht für Zeitungen?“

„In der letzten Zeit nicht mehr.“

„Das müssen Sie auch nicht tun. Überhaupt — was ich Ihnen da gesagt habe, das bleibt unter uns. Verstanden?“

Er streckte ihm die Hand hin.

„Wir meinen es hier sehr gut mit Ihnen. Sagen Sie mal, was macht denn der alte Wuhlmann? Hat der Mann überhaupt Hörer?“

„Professor Wuhlmann war mein Gönner, Herr —“

„Na, wenn Sie schon sagen, daß er keine hat, verraten Sie keine Geheimnisse. — Was ist los?“

Ein Diener war eingetreten, mit dem er leise sprach. Dann wandte er sich wieder an Grabaus.

„Frühstücken Sie mit mir, lieber Doktor. Dann erzählen

Sie mir eingehend Ihre Pläne. Nehmen Sie nur da einstweilen Platz."

Er wies ihn auf einen Stuhl in dem Erker. Dann öffnete er eilig die Tür und ließ den enthusiastischen Schulmann eintreten.

Nach einer tiefen Verbeugung begann dieser einen langen Wortschwall, aus dem Grabaus entnahm, daß es sich um eine neue Lehrmethode im Geschichtsunterricht handelte. Aber plötzlich hörte er die hell krähende Stimme Wohlbolds:

„Sagen Sie, Herr Direktor, Sie waren doch erst vor vier Wochen bei uns. Ja, ja, ja, meinen Sie nicht, daß Ihr Unterricht leidet, wenn Sie immer unterwegs sind. Uns auf dem Ministerium brauchen Sie doch nicht zu unterrichten. — Ja, ja, ich weiß schon. Glückliche Reise! Ich werde Ihnen mal jemand hinschicken. Glückliche Reise!"

Ganz niedergeschmettert lief der Direktor auf eine falsche Tür zu.

„Hier bitte, hier — adieu, adieu!"

Dann eilte Wohlbold zu Grabaus in den Erker.

„Kommen Sie, lieber Doktor! Jaaa," sagte er stehen bleibend und sich den Kinnbart kratzend — „das ist ganz unsere Idee. Nationale Bildung! Schiller und Goethe als Kolonisatoren. Und Treitschke. — Sehn Sie mal, einen Mann wie Treitschke brauchte ich. Wir hatten eigentlich vor, einen alten Staatsrechtslehrer an die Spitze zu stellen, jemand, der repräsentiert. Aber eine junge Kraft — Hören Sie mal, Sie sollen doch ein vorzüglicher Redner sein. Wer hat mir das doch erzählt? —"

Aber der Diener war wieder eingetreten, und er wandte sich an diesen.

„Ich komme gleich."

Als dann der Diener aber noch etwas flüſterte, erwiderte er mißmutig:

„Ne, ne, ne. Die Sprechſtunde iſt ja längſt vorüber.“

Er durchſuchte die Karten auf dem Tiſch.

„Hat ſich ja gar nicht angemeldet. Sagen Sie, morgen zwiſchen zwölf und zwei. — Mein lieber Doktor, ich habe heute keine Zeit zum frühſtücken — Richtig, der Geheimrat Kühlwetter hat mir von Ihnen erzählt.“

„Deſſen Sohn hat bei mir gehört.“

„Ja, ja, ich weiß. — Hören Sie mal, Sie werden noch von uns hören. Reiſen Sie nur ruhig. Wir meinen es hier ſehr gut mit Ihnen.“

Schon war Grabaus in der Tür, als Wohlbold ihn nochmals zurückhielt.

„Aber reinen Mund halten, verſtanden? — Grüßen Sie Ihren Herrn Vater. Adieu.“

Schweißdurchnäßt, zitternd vor Aufregung, aber die Bruſt mit ungeheurem Glücksgefühl bis zum Zerſpringen erfüllt, mit dem ahnungsvollen Bewußtſein von etwas Großem, das ihm die Zukunft ſchenken würde, ging Grabaus durch die Menſchenmenge der Friedrichſtraße. Noch wirbelte alles, was der Geheimrat ihm geſagt, durcheinander. Nur mühſam konnte er dies und jenes klar erfaſſen. Aber hatte Wohlbold nicht angedeutet, daß er ihn vielleicht an die Spitze dieſer neuen Schöpfung ſtellen würde? Hatte er die Möglichkeit nicht wenigſtens einen Augenblick durchblicken laſſen? .... Mit Rieſenſchnelle wuchs das, was ein aus der Verlegenheit geborener Einfall geweſen, zu einer ihn ganz erfüllenden Hoffnung heran, zu einem glänzenden Zukunftstraum, der ſelbſt wieder tauſend Vorſtellungen zeugte.

Ein Eroberer, dachte er, wenn ich das ſein könnte! Als Repräſentant der großen geiſtigen Macht in den Kampf ziehn und vollbringen, was alle Polizeigewalt und Unterdrückung nicht vermochte. Vorurteile zerſtören, höhere Vernunft einſetzen an Stelle ererbter dumpfer Meinungen, die Menſchen aus Überzeugung zu Bürgern des Staates machen, deſſen mißvergnügte Unterdrückte ſie heute ſind. Mein Gott, welch eine Aufgabe wäre das!

Er ſah auf die gleichgültig vorübergehende Menge und fühlte verhundertfacht die Kraft in ſich gären, die ihn zu ergreifen pflegte, wenn er vor einer Hörerſchaft zu ſprechen hatte. Und während andere feindſelig geſinnte Scharen in ihm auftauchten, dachte er: Zwingen will ich ſie zu mir durch die Macht meines beſſeren Wiſſens, durch die Macht, wie ich's vertrete. Zwingen werde ich ſie! Ich fühle, daß ich's kann.

„Wie heißt die Gräfin?“ fragte Grabaus den Maler.

„Gräfin Borcke. — Übrigens nochmals geſagt, die Mehrzahl der Leute in dieſem Kreiſe iſt ein bißchen verrückt. Du darfſt dich alſo nicht allzuſehr verwundern.“

Die elektriſche Bahn hielt faſt vor dem Hauſe der Gräfin, und ſie hatten nur noch wenige Schritte zu gehn. Die Wände des engen Flurs in der Wohnung hingen bereits voller Mäntel, Zylinder und Damenhüte. Nachdem ſie eingetreten waren, führte Gebhard ſeinen Begleiter ſogleich

zu dem gräflichen Ehepaar, das sich noch in dem ersten Zimmer aufhielt, stellte ihn vor und war dann, nachdem er mit dem Grafen einige Worte gewechselt hatte, plötzlich verschwunden. Etwas ärgerlich über diese Rücksichtslosigkeit sah Grabaus sich nach ihm um und überhörte fast die Frage der Gräfin, als diese mit einer freundlichen, aber etwas ängstlichen Handbewegung ihn zu einer Gruppe führte und sagte:

„Darf ich Sie vielleicht mit einigen Herrschaften bekannt machen?“ Darauf nannte sie mehrere Namen, jedoch so undeutlich, daß Grabaus keinen davon verstand.

„Waren Sie schon öfters auf unseren Abenden?“ wandte sich eine Dame, der er soeben seine Verbeugung gemacht hatte, an ihn.

„Nein, heut zum ersten Mal. Ich war überhaupt seit sechs Jahren nicht in Berlin.“

„Diese Abende bei der Gräfin sind für mich wahre Feierstunden des Geistes. Sie finden hier Intelligenz und Schönheit, Anmut und Würde in seltener Vereinigung.“

Etwas überrascht, nicht so sehr über diese Worte, als darüber, daß sie wie selbstverständlich aus einem solchen Munde kamen, blickte Grabaus auf die Sprecherin. Ihrem Äußeren nach konnte sie auf keine der genannten Eigenschaften Anspruch machen. Sie mochte ein älteres Mädchen oder eine unglücklich verheiratete Frau sein. Um einen schlecht entwickelten Körper hing ein Kleid von schwarzer Taffetseide, aus unzähligen Fältchen und Rüschen zusammengesetzt. Das selbstbewußte, zugleich süßliche und mokante Lächeln lag wie eine seltsame Verzerrung auf ihrem gewöhnlichen, von schmutziger Röte gefärbten Gesicht. Dabei musterten ihre trüben Augen ihn durch die Lorgnette außerordentlich kokett.

„Wir haben hier die Vorträge der berühmteſten Namen aus Kunſt und Wiſſenſchaft gehört," fuhr ſie fort. „Sind Sie vielleicht auch Künſtler?"

„Nein. — Aber wer wird heute vortragen, wenn ich fragen darf?"

„Heute werden wir den Baron von Toll über ‚Nietzſche, der große Erwecker' hören. — Sie kennen doch den Baron von Toll?"

„Leider nicht."

„O, er iſt in auserwählten Kreiſen ſehr bekannt. Eine ganz ungewöhnliche Intelligenz — und ſo elegant! — Dort ſteht er."

Dabei deutete ſie auf einen großen, trotz ſeiner Jugend ſchon etwas korpulenten Herrn mit rundem Geſicht, auf deſſen eingedrückter Naſe ein Pincenez ohne Faſſung ſaß. Die ſpiegelnden und blitzenden Gläſer, der enorme weiße Kragen, die bunte Krawatte und ſchließlich noch ein ſchwarzes, Härchen für Härchen emporgeſträubtes Schnurrbärtchen, das alles fiel ſo ins Auge, daß im übrigen das Geſicht nur wie ein leerer Hintergrund wirkte, auf dem all dieſe ſchönen Dinge angebracht waren. Der Baron lehnte ſich gegen einen Türpfoſten, und während er ſich mit einem ſchwarzgoldenen Bleiſtift gegen die Zähne klopfte, ſchaute er gönnerhaft auf einen mit ihm redenden alten Herrn herab.

„Und wer iſt der andere?" fragte Grabaus.

„O, das iſt der Graf Strachwitz, ein Verwandter des berühmten Dichters. Dieſer Herr iſt berühmt durch ſeine Wohltätigkeit. Er geht an keinem Bettler vorüber."

In dieſem Augenblick kam ein älteres Fräulein mit eingefallenem und krankhaft blaſſem Geſicht herangehinkt, zupfte die Sprecherin am Ärmel und ſagte:

„'n Tag, Pſchütt.“

„O, mein liebes Fräulein, wie geht's? Wie geht's?“

„Danke! — Ich habe auch Ihren letzten Artikel geleſen. Furchtbar geiſtreich.“

„Finden Sie? — Aber darf ich Ihnen Herrn Doktor — ach, wie war doch noch Ihr Name?“ wandte ſie ſich an Grabaus.

Nachdem die Vorſtellung beendigt war, humpelte das Fräulein weiter, und Grabaus fragte, wer ſie wäre?

„O, das iſt ein fabelhaft intereſſanter Menſch. Denken Sie ſich, ſie iſt ſeit zwanzig Jahren ſchwer lungenleidend. Sie iſt längſt von allen Ärzten aufgegeben. Und doch lebt ſie, iſt wohl und munter, entzückt alle durch ihre Liebenswürdigkeit —“

„Man nennt ſie auch Leiche auf Urlaub!“ warf ein fetter, glattraſierter Schauſpieler halblaut dazwiſchen, indem er lächelnd grüßend ſich an den beiden vorbei ins benachbarte Zimmer drängte.

„Pfui, ſeien Sie nicht ſo frivol!“ rief Pſchütt ihm nach. „Den kennen Sie doch, Herr Doktor? Unſern berühmten Charakterdarſteller! — Er iſt vor kurzem zum Chriſtentum übergetreten, aus reinſter, heiligſter Überzeugung. Die Gräfin war ſeine Patin. Ein feiten guter Menſch. Aber von Fräulein Palzow wollten Sie ja wiſſen. — Ja, denken Sie ſich, obwohl ſie von allen Ärzten aufgegeben iſt, lebt ſie doch noch immer. Sie beſitzt nämlich magnetiſche Kräfte. Manchmal liegt ſie tagelang wie im Starrkrampf mit zurückgeſchlagener Zunge, ißt nicht, trinkt nicht, atmet nicht. Hinterher hat ſie dann Eingebungen. — Aber ſind Sie eigentlich ſchon der Komteſſe vorgeſtellt, Herr Doktor?“

„Noch nicht.“

„Dann werde ich mir das Vergnügen machen. Aber, verzeihen Sie meine Unkenntnis — man kann nicht alle Berühmtheiten kennen — was sind Sie, Herr Doktor?“

„Ich bin Privatdozent in Jena.“

„Der Jurisprudenz?“

„Nein, der Philosophie. Übrigens bin ich durchaus keine Berühmtheit.“

„Aber Ihr Name klang mir so bekannt! Ich muß ihn schon gelesen haben. — Ach —“

Die Komtesse, ein schmächtiges, noch junges Mädchen mit etwas kränklichem Gesicht und schönem Haar, war gerade von ihrer Mutter gerufen worden. Im Vorübergehen warf Grabaus einen Blick in das etwas größere Nebenzimmer, wo sich die Menschen weniger drängten. In einer Ecke bemerkte er auch Gebhard, der zu einer sitzenden, durch die Davorstehenden verdeckten Person zu sprechen schien. In seiner Nähe stand ein älterer Herr mit ergrautem Haar und dunklem Schnurrbart, der ihm durch seine stattliche Gestalt und sein männliches und zugleich liebenswürdiges Gesicht sofort auffiel. Es war die erste wirklich anziehende Erscheinung, die er in dem ganzen Kreis bemerkt hatte. Inzwischen war die Komtesse, die einem Diener ein Tablett mit Teeschalen abgenommen hatte, zurückgekommen.

„Darf ich Ihnen, teuerste Komtesse, Herrn Doktor Garaus vorstellen? Ein sehr bedeutender Professor aus Jena,“ sagte Pschütt und wandte sich zu einer anderen Gruppe.

Grabaus machte seinen Diener und fügte dann hinzu:

„Das gnädige Fräulein hat sich versprochen. Nicht Gar-

aus, sondern Grabaus. Kein bedeutender Professor, sondern ein simpler Privatdozent."

„Sie sind aus Jena?" fragte die Komtesse, ohne eine Miene zu verziehen.

„Allerdings."

„Dann wohnen Sie ja in derselben Stadt wie mein Todfeind, der Professor Häckel."

„Häckel — was hat der Ihnen denn getan?"

„O, dieser Mensch, der so abscheuliche Bücher schreibt, von Unwissenheit und Arroganz strotzend! Ich hasse ihn!"

Das sagte sie mit dem ruhigsten Gesicht, während sie ihre Hände hinter dem Rücken verschränkte. Nachdem sie dann zwei oder drei Sekunden geschwiegen und Grabaus kaum Zeit zum Staunen gelassen hatte, fuhr sie fort:

„Sie dürfen sich nicht wundern, Herr Doktor, wenn ich etwas einsilbig und scheu bin. Ich bin noch gar nicht wieder an den Trubel der westlichen Kultur gewöhnt."

„Wo sind Komtesse denn gewesen?"

„Ich habe mich zwei Jahre auf Ceylon aufgehalten. Teils meiner Gesundheit wegen, teils um den Buddhismus und die Theosophie an ihren Quellen zu studieren. O, wie schön war es dort, im stillen, vornehmen Schweigen der heiligen Tempel! — Haben Sie schon Tee, Herr Doktor?"

Sie war an den Tisch getreten, auf dem Teeschalen und Schüsseln mit kleinem Gebäck standen.

„Es ist echter Tee, den ich aus Ceylon mitgebracht habe. Das einzige, was mich hier heimatlich berührt. Nehmen Sie Rum oder Milch dazu?"

„Danke, nur Zucker."

Es fiel Grabaus auf, daß die Komtesse, als er die dar-

gereichte Tasse ergreifen wollte, diese schnell auf den Tisch setzte. Ein Herr sprach sie an, und Grabaus wollte gerade einen Schluck trinken, als Pschütt sich wieder an ihn drängte und fragte:

„Nun, sind Sie nicht bezaubert von der Komtesse? Ist sie nicht ein hochbedeutender Mensch? Haben Sie ihre Hände gesehen?"

„Die hielt sie ja immer auf dem Rücken."

„Das ist Ihnen aufgefallen? Sind Sie ein feiner Beobachter! — Sie gibt nämlich niemandem die Hand, selbst ihren Eltern nicht. Nur in seltenen Ausnahmefällen. Es gehen nämlich magnetische Strahlen von ihren Händen aus. Sie kann damit Heilwunder tun."

„Was?!" sagte Grabaus, von all dem Wunderbaren schon ganz verdrießlich gestimmt.

„Auf mein Wort! Ich habe es selbst beobachtet. Ich kam mit entsetzlichen Kopfschmerzen hierher, aber ein paar leise Striche genügten, damit sie vollständig verschwanden. — Aber jedesmal, wenn die Komtesse solche Kuren ausgeführt hat, ist sie selbst vollständig geschwächt. — Hat sie Ihnen von Ceylon erzählt? Sie war dort wegen — — sie ist nämlich durch und durch krank. Aber ein ganz außergewöhnlicher Mensch! — Kommen Sie, wir wollen uns weiter vorn hinsetzen."

Nebenan hatte nämlich jemand ein schüchternes Glöcklein ertönen lassen, worauf alle nach vorn drängten. Nur einige ältere Herren machten es sich in den Lehnstühlen des ersten Zimmers bequem. Grabaus nahm wohl oder übel neben Pschütt auf einem der im Halbkreis aufgestellten Rohrstühle Platz.

Vor einem lächerlich kleinen Rednerpult stand die Gräfin und blickte mit schüchternem Lächeln um sich, während sie von

Zeit zu Zeit die kleine Schelle bewegte, als könnte ſie dadurch dem Geflüſter und dem Rücken der Stühle ein Ende machen. Als endlich alle ſich geſetzt hatten, ſagte ſie:

„Ich erkläre alſo unſeren heutigen Abend — oder vielmehr, ich ſoll ja logiſcher ſagen, da wir uns nachmittags zuſammenfinden — unſere heutige Zuſammenkunft für eröffnet und erteile das Wort — aber — — ach, ich wollte ja noch ſagen —“

Darauf teilte ſie mit, daß in einigen Tagen das Konzert eines blinden Organiſten unter Mitwirkung mehrerer der Geſellſchaft wohlbekannte Herren und Damen ſtattfinden würde. Sie hoffte, daß die Anweſenden recht zahlreich erſcheinen würden. Karten könne man bei ihr bekommen. Darauf berichtete ſie noch über den vergangenen Donnerstag, von dem, wie ſie glaubte, alle die reichſten Anregungen mitgenommen hätten. Nachdem ſie dann einige Augenblicke geſchwiegen und verſchiedene auf dem Pult verſtreute Zettel aufgehoben hatte, wandte ſie ſich, immer verlegener geworden, an ihren Gatten:

„Ach, Erich, mehr war wohl nicht?“

Als dieſer dann den Kopf ſchüttelte, fuhr ſie fort:

„Nun, dann erteile ich das Wort unſerem lieben Baron von Toll. Wir hatten dieſen Vortrag ſchon ſeit Wochen erwartet und ſchon das Schlimmſte befürchtet —“

„Daß er ausfallen würde,“ rief der Graf dazwiſchen, als einige kicherten.

„Ja, natürlich. Was denn ſonſt?“ fragte die Gräfin etwas pikiert. „Alſo Herr Baron von Toll hat das Wort.“

Nachdem ſie geſchloſſen, begann wieder allgemeines Stuhlrücken, und das diskrete Flüſtern wurde wieder laut. Pſchütt hatte während der ganzen Zeit mit ihrem Nachbarn ſehr unge-

niert geplaudert und ihm die Berühmtheiten gezeigt. Sie ging mit dem Lorbeer sehr verschwenderisch um und war immer ganz erstaunt, wenn Grabaus einen Namen nicht kannte.

„Sehn Sie mal da hinten, die schöne Frau Platen. Finden Sie sie wirklich so schön? Dort in der Ecke neben Herrn Gebhard.“

Nur undeutlich konnte Grabaus die dort Sitzende gewahren, da ein Teil ihres Gesichts durch die breite Hutkrempe beschattet war. ‚Marie Luise — Marie Luise‘ klang's wie der Nachhall von gestern in ihm, doch mit erstorbenem Ton, der jeden Zauber verloren hatte. Fast mit kühler Neugier richtete er seinen Blick in die Ecke.

„Schön sind eigentlich nur ihre Augen,“ flüsterte Pschütt. „Oder gefallen Ihnen solche Gesichter?“

Grabaus runzelte als Antwort nur die Stirn und deutete mit den Augen auf den Baron, der, nachdem er noch einen Blick in den Spiegel geworfen und das goldene Totenköpfchen aus seiner Krawatte hervorgezupft hatte, neben das Rednerpult getreten war. Mit lässiger Bewegung lehnte er seinen Arm auf, zog den Bleistift aus der Tasche, und nachdem er diesen mit suggestivem Blick betrachtet hatte, stieß er plötzlich eine Reihe von Worten hervor.

Unruhig und aufs äußerste verstimmt, ließ Grabaus seine Augen über die Gesellschaft schweifen. Alle wie sie dasaßen, schienen nur mit sich selbst beschäftigt, nur darauf bedacht, eine möglichst vorteilhafte und gefällige Stellung einzunehmen, ein kokettes oder bedeutendes, skeptisches oder tief ernstes Gesicht zu machen. Nirgendwo war ihm je so sehr aufgefallen, wie innerliche Verlogenheit sich äußerlich in Mienen und Haltung ausprägt. Was für Menschen sind das alles! dachte er in auf-

wallendem Zorn. Nichts ist bei ihnen echt! Selbst ihre Narrheit, ihr Blödsinn ist noch Koketterie. Er blickte den Baron an, der von Zeit zu Zeit immer an seiner Busennadel zupfte. Dieser Baron wollte offenbar kein Redner sein, sondern ein Plauderer. Er versuchte sichtlich, die Hörer an das spontane Geborenwerden seiner Worte glauben zu machen. Deshalb stockte er manchmal, zauderte, suchte, stotterte wohl gar ein wenig. Aber man hatte trotzdem das Gefühl, daß er jedes Wort genau vorher wußte. Es war ein Versteckspiel, wie Erwachsene es mit Kindern treiben, die sie längst gesehn haben, aber dennoch eifrig suchen. Dabei begann er fast jeden Satz mit ‚Ich' — und fuhr fort mit ‚Nietzsche'. Was er sagte, war weder klug noch dumm, aber er hätte die glänzendsten Sachen aussprechen können, in diesem eitlen Munde wäre selbst platonische Weisheit zu äffischer Spielerei geworden.

Mein Gott! dachte Grabaus in wachsendem Zorn, darum hat Nietzsche sein Lebelang die Menschen geflohen! Das heißt Unsterblichkeit, daß jeder Geck mit dem Wehrlosen Schindluder treiben darf. Das ist Ruhm! Das ist das Los der Größten. Aber nein, nein! Hier sind bloß Karikaturen. Die wirklichen Menschen sind ganz wo anders.

Ein Windstoß schlug gegen das Fenster, und wie er sausend verrauschte, trug er auf seinen Schwingen die Gedanken des Zornigen mit fort. Da draußen, da draußen! Wie schön mußte es jetzt im Wald sein auf einsamen Wegen. Wie könnte ich dort mein jubelndes Herz frei austoben lassen. Wenn's möglich wäre! Wenn was draus würde. Ein Eroberer in fremdem Lande. Deutschen Geist erwecken in feindlichen Herzen. Es muß sein! Es muß! Dann könnte mir widerfahren, was da will, ich hätte doch das größte Glück des Lebens gekostet. — —

Ja, ſchön mag ſie ſein — ſchoß es ihm durch den Kopf, als ſein Blick auf das feine Profil der in der Ecke Sitzenden fiel — aber was geht mich Schönheit an?! Und Liebe. Dies Spiel mit Weibern! Ein hübſches Spiel für Leute, die nichts Beſſeres kennen. Schön mag ſie ſein. Marie Luiſe — Marie Luiſe. Aber ſchau nur, wie eitel ſie iſt, wie ſie den däniſchen Handſchuh abſtreift und ihre weiße Hand liebkoſt. Gegen die alle hier lob' ich mir doch mein Weib zu Haus. Die iſt wenigſtens ehrlich. Gibt ſich, wie ſie iſt. Verdiene Geld, ſchaff Kleider und Brot! Ja, ja, das alles wird ja nun auch kommen. — Jetzt gehn die Kinder zu Bett. Mammikind betet für mich. Weiß Gott, ſchön wär's, ſchöner als hier, jetzt zu Haus zu ſitzen und ſelbſtgepflanzte Kartoffeln zu eſſen . . .

Der Baron hatte ſeinen kurzen Vortrag geſchloſſen, und es war, als wenn die Anweſenden durch ihn nicht nur die Erſcheinung Friedrich Nietzſches erſt kennen gelernt hätten, ſondern als wenn dieſe Erſcheinung auch geradezu wie eine Offenbarung auf alle gewirkt hätte. Die eben noch zerſtreut und kokett daſitzenden Damen klatſchten wütend Beifall. Einige Übereifrige ſprangen auf und umringten den Baron. Selbſt im Nebenzimmer erwachten die Schläfer und vermehrten den Applaus durch die Kraft ihrer Hände. Immer größer wurde der Kreis. Pſchütt ſtand in der vorderſten Reihe. Aber auch unter den Entfernteren war nur eine Stimme der Begeiſterung.

Plötzlich allein gelaſſen, in einer großen Leere, von dieſen auf einen Punkt zuſammenſchießenden Fluten, trat Grabaus auf den Maler zu, der mit Frau Platen und einigen Herren in der Ecke ſtehen geblieben war.

„War doch wirklich 'ne großartige Leiſtung?" ſagte Geb-

hard. „Eine Vortragsweise, deren ſich kein Profeſſor hätte zu ſchämen brauchen.“

„Ja, wenn das ein Lob iſt,“ erwiderte Grabaus.

„Na, jedenfalls ſind wir mal wieder klüger geworden. — Ich habe nämlich über Nietzſche ſchon ſo viel gehört, daß ich nie dazu gekommen bin, ihn ſelbſt zu leſen. Aber erlaube mal — darf ich Ihnen, gnädige Frau, meinen Freund, Doktor Grabaus vorſtellen?“

Dieſer verneigte ſich vor Marie Luiſe, ohne ſie näher zu betrachten. Er wurde dann noch einigen Herren vorgeſtellt, darunter dem, der ihn vorhin durch ſeine Erſcheinung gefeſſelt hatte, einem Major, deſſen Namen er nicht verſtand.

Wieder allein gelaſſen, betrachtete er nun Marie Luiſe, die einen breitrandigen, mit Straußenfedern geſchmückten Hut, eine orangefarbene Sammettaille, deren weicher Herbſtlaubton noch matter wurde durch die vergilbten, ſchweren Spitzen darüber, und einen am Boden hinfließenden, in übereinandergeſtülpten Tüten aufſteigenden, ſchwarzſeidenen Rock trug, der ihrer ſchlanken Geſtalt eine ſchleppende Vornehmheit und graziöſe Schwerfälligkeit verlieh. Doch dieſe Toilette ſah Grabaus eigentlich nur als etwas Dunkel-Helles, matt Goldiges, ſehr Schönes und Koſtbares. Was ihm zuerſt auffiel, wenn auch nur nebenbei und im Flug, war, daß ſie ſich ſehr gerade hielt und ſich gewiſſermaßen in ſich zurücklehnte. So, obwohl nicht größer als der Maler, blickte ſie dennoch auf ihn herab und ſchien ſich mit einer Schranke zu umgeben. Aber ihr Geſicht war durchaus nicht hochmütig, ſondern offen und voll lebhafter Teilnahme, und ihre Augen ſtrahlten lebendigen Glanz aus. Sein hauptſächlicher Eindruck aber war der des Staunens, denn er fand ihre Schönheit von ganz anderer Art, als er erwartet

hatte. Nichts Blendendes oder Überwältigendes trat aus ihrer Gesamterscheinung hervor. Schön deuchte ihm ihr Gesicht vor allem durch die Harmonie der einzelnen Züge, durch die geistige Lebendigkeit, die doch wieder in einer tiefen und stillen Abgeschlossenheit gebettet schien. Reizvoll dünkte ihn diese Verbindung von Natürlichkeit und ererbter, unbewußt getragener alter Kultur. Im ganzen aber erschien sie ihm weniger schön als unendlich sympathisch.

Noch suchte er nach einem letzten, bestimmenden Urteil, als der Major, dessen Namen er vorher nicht verstanden hatte, sich zu ihm wandte und sagte:

„Ich bewundere alle Menschen, die frei sprechen können. Ich brächte das nicht fertig und sollt's doch auf meine alten Tage gelernt haben. Da hatten wir mal einen Regimentskommandeur, der war auch kein Redner. Ein brillanter Offizier und liebenswürdiger Gesellschafter. Aber frei sprechen! — Wenn der zu Kaisers Geburtstag den obligaten Toast ausbrachte — ich kann Ihnen sagen, wir saßen immer wie auf Kohlen. Die drei, vier ersten Sätze ging's famos. Dann plötzlich Totenstille — aber 'ne Stille wissen Sie, wo Sie Ihr Herz klopfen hören, mindestens drei, vier Minuten lang. Unser Kommandeur wird blaß und blasser, zieht sein Schnupftuch und wischt sich die Stirn, fängt 'nen neuen Satz an, verbessert sich wieder — und schließlich, 's hilft nichts — er muß regelmäßig sein Papier herausziehn und die Sache zu Ende lesen. Ja, das Wort ist auch 'ne Gottesgabe."

„Gewiß," erwiderte Grabaus. „Es ist ja 'ne allbekannte Sache, daß grade tatkräftige Menschen oft sehr unbehilfliche Redner sind. Und doch ist es eigentlich merkwürdig. Denn die schnell entschlossene Tat und das behende Wort entspringen

doch eigentlich denſelben Quellen. Freilich — das Herz auf dem rechten Fleck tragen, heißt noch nicht, es auf der Zunge tragen."

Der Major nickte und fragte dann, ſich etwas herunterbeugend, in vertraulichem Ton:

„Sagen Sie mal — Nietzſche — das iſt wohl ein Menſch, den man abſolut kennen muß?"

„Das kommt darauf an, wer man iſt. Wenn man ſich nicht grade ausſchließlich mit geiſtigen Dingen beſchäftigt —"

„Na, ein Böotier möchte ich ja auch nicht grade ſein. Aber die Beſchäftigung mit geiſtigen Dingen — lieber Gott, Sie können ſich denken, wie das damit bei unſereinem iſt. Man hat den Tag über vor der Front geſtanden, iſt müde und abgerackert — da kann man den ganzen Mann nicht mehr ſtellen. Da liebt man Dinge, die leicht anſprechen und nicht viel Kopfzerbrechen machen. Na, jetzt hätte ich ja mehr Zeit. Aber nun hab ich mal meinen eiſernen Beſtand von Schriftſtellern, die ich immer wieder vornehme. Selten, daß ich einen hinzunehme. Tja — vielleicht iſt das auch ſo 'ne Art von Altersſchwäche."

„Warum? Wenn man nur gute Freunde hat — man braucht ja nicht immer nach neuen zu ſuchen."

Der Major nickte, als wenn dies Wort ihn beſonders gefreut hätte, und fuhr dann lebhaft fort:

„Ja, ſo vor fünfundzwanzig Jahren, ich war hier auf Akademie und wohnte mit einem Kameraden zuſammen, da waren wir beide ſtarke Schopenhauerianer. Da ſind wir manch liebes Mal die Linden lang geſchlendert, aber wahrhaftig nicht wie zwei ſäbelraſſelnde Leutnants, ſondern tief verzagt. Wir hatten ſogar beide mal vor, den Abſchied zu nehmen. Na, dagegen

hat dann die rauhe Wirklichkeit ein Veto eingelegt. Da hieß es einfach: Friß Vogel oder stirb."

Er lächelte, dabei legte sich ein Kranz von Krähenfüßen um seine stahlblauen Augen, und unter dem dunklen Schnurrbart blickten kräftige, wohlgeformte Zähne hervor. Und beides gab diesem gebräunten, im Drill und in der Pflicht gehärteten Gesicht etwas so Liebenswürdiges und aufrichtig Gütiges, daß Grabaus sich immer mehr zu ihm hingezogen fühlte.

„Es war trotz allem eine schöne Zeit. Ich möchte sie nicht entbehren. Man fühlte sich sehr klein und doch eigentlich riesig hoch. Es war eben mehr als der nüchterne Alltag. Aber an unserem Pessimismus, sehen Sie, da war zum großen Teil unsere sitzende Lebensweise schuld. Als ich bald darauf zum Manöver kommandiert wurde, und zwar zu Pferd bei der Kavallerie, da war ich ganz erstaunt, wie mir auf einmal ganz — na einfach schweinemäßig froh ums Herz wurde. Und daran war bloß die frische Herbstluft und das Gerüttel und Geschüttel schuld. Denn der Gaul, den mir der Schwadronschef aufgehalftert hatte, der war nicht von schlechten Eltern."

Während der Major sprach, hatte er manchmal zu Marie Luise hinübergeschaut, ihr einmal sogar zugenickt. Und in seinem Ausdruck glaubte Grabaus die Fürsorge und den Stolz des Vaters zu erkennen, der sich über die Erfolge seiner Tochter freut. Er verglich beider Gesichter und entdeckte auch Familienähnlichkeit, nicht in den Augen, denn die Marie Luisens schienen ihm in diesem Augenblick von ganz besonderer Art, wie betaute Blüten, die ihren Glanz über das ganze Gesicht ergossen, aber die schmale, grade Nase und besonders der weiche Mund mochten eine verfeinerte Erbschaft des Vaters sein. Jetzt, wie die noch einmal auftauchende Abendsonne ihr nach-

denkendes Gesicht voll beschien, hob sie sich wirklich als eine wunderbar liebliche Erscheinung aus all den andern Frauen hervor, als etwas Unvergleichliches und Vollendetes aus lauter halb Gelungenem und halb Verfehltem. Und ein Duft von Unberührtheit umschwebte ihre Züge, daß Grabaus kaum glauben konnte, sie sei eine verheiratete Frau. Jedenfalls mußte sie noch im Honigmond der Ehe sein, doch vergeblich sah er sich nach ihrem Mann um.

Statt seiner stand der Maler an ihrer Seite, die Schultern zurück, den Kopf etwas vorgeneigt, mit blitzenden Augen und fast ängstlich gespannten Zügen, die verrieten, daß alles, was an Feuer, Witz und Behendigkeit der Gedanken in ihm war, sich auf die Beine gemacht hatte, um vor der Angebeteten zu paradieren. Von Zeit zu Zeit warf er Grabaus einen schnellen Blick zu, der zu sagen schien: Ist sie nicht schön? Ist sie nicht schön?!

Da der Major von einer Dame in Anspruch genommen wurde, näherte Grabaus sich der Gruppe, indem er sich jedoch bescheiden im Hintergrund hielt. Aber der Maler wandte sich sogleich mit lebhafter Gebärde an ihn:

„Denk dir, der gnädigen Frau gefällt Berlin nicht. Sie findet es langweilig, nüchtern, öde, häßlich —"

„Aber nein, nein, das habe ich nicht gesagt. Ich sagte nur, es ist ganz anders, als ich es mir gedacht habe. Es wirkt ernüchternd. Vielleicht ist das manchmal ganz gut."

„Ach, gnädige Frau, ernüchtert sind Sie nur, weil Sie in diesen nüchternen Kreisen verkehrt haben, Hofgesellschaft, Offizierskreise. Aber wenn Sie uns Künstlern mal die Ehre schenkten, Sie würden anderer Meinung werden. Denn es gibt wirklich Künstlerkreise in Berlin."

„Ach, gehn Sie mir damit. Ich will in Berlin Kunst genießen, nicht Künstler. Sonst würde ich vielleicht auch davon noch enttäuscht. Ein einziges Mal waren wir in einer Premiere, aber nie gehe ich wieder hin.“

„Warum nicht?“

„Kind, komm doch mal, bitte, Marie Luise!“ rief in diesem Augenblick der Major ihr zu.

„Einen Augenblick —“

Mit einem Lächeln schritt sie durch den Kreis, der sich vor ihr öffnete, worauf der Maler seinen Freund in eine Ecke zog und ihn in wilder Verzückung fragte:

„Ist sie nicht schön? Verstehst du mich nun? Bin ich noch immer ein Barbar, wenn ich sie liebe? Ach lieben! Ich bete sie an! Ich schwärme sie an! Einfach vom künstlerischen Standpunkt als Form und Farbe. Malen möchte ich sie — verstehst du — im Gainsboroughkostüm, mit einem Windhund, der sich an sie schmiegt — mit einem verträumten, herbstlichroten Park dahinter — so so — Jugend, süße Melancholie, Vornehmheit, all das in eins — und fallendes rotgoldenes Laub dazu — und in der Luft ein silberner Ton — ganz zart alles und doch farbig. — Ach Gott, ach Gott! Und sie reist ab!“ —

Er sprang auf, da er sah, daß der Major sich verabschiedete.

„Wir begleiten sie. Du kommst doch mit? Ich gehe einfach nicht von ihrer Seite. — Ach, du übrigens, sag doch schnell der Gräfin noch einige Süßigkeiten über den geistigen Abend. Recht geistig und verschwommen, verstehst du. Je weniger sie kapiert, desto glücklicher ist sie.“

Es verging noch eine Weile, ehe man wirklich zum Auf-

bruch kam. Nachdem Grabaus in einer Periode, über deren verzwickten, himmelaufwärtsstrebenden, mit schwindligen Geistestürmchen und barocken Gleichnisschnörkeln, mit unermeßliche Horizonte eröffnenden Fenstern und magisch dunklen Kreuzgängen ausgeschmückten Wunderbau er selbst beinah aus dem Gleichgewicht geraten wäre, nachdem Grabaus derart der Gräfin seinen Dank abgestattet hatte, verließ er mit einem kleinen Zettel, worauf in Hektographentinte der Vortrag des nächsten Donnerstags angezeigt war, das Haus, in weit besserer Stimmung, als er anfangs geglaubt hatte. Der prächtige Major und Marie Luise — die beiden hatten ihn mit allen übrigen Anwesenden ausgesöhnt.

Auf der stillen Straße waren die Laternen schon angezündet. Man ging in der Richtung nach dem Tiergarten, voran Marie Luise, zu ihrer Rechten Fritz Gebhard, links Grabaus, dahinter der Major mit einer größeren Gesellschaft. Schon hatte man den Tiergarten erreicht, ohne daß ein Gespräch in Gang gekommen wäre. Alle drei genossen schweigsam den kühlen Nachtwind, den milden Sternschimmer und den herben Würzduft der modernden Blätter. Aber hinter ihnen war eine lebhafte Debatte entbrannt. Und plötzlich rief eine Stimme:

„Darüber muß doch Gebhard Bescheid wissen. He, Meister!“

Doch dieser hörte nicht. Da kam ein Leutnant heran.

„Ach, meine verehrteste, gnädige Frau, borgen Sie uns gütigst den Meister auf einen Moment. Wir brauchen ihn als Sachverständigen!“

Wohl oder übel mußte Gebhard folgen.

„In welcher Premiere waren Sie, gnädige Frau?“ fragte Grabaus, während sie zu zweien weiterschritten.

Sie nannte das Stück.

„Dann kann ich freilich Ihre Enttäuſchung verſtehen. Es war doch auch ein Mißerfolg.“

„O, nicht deshalb,“ erwiderte ſie lebhaft. „Das Stück ſelbſt hat mir ſehr gefallen. Der Grund war ganz etwas anderes. Etwas — wie ſoll ich ſagen — Perſönliches.“

„Der Kampf — dieſe Spannung, wer ſiegen wird, die Nörgelſucht des Publikums oder die Kraft der Dichtung — das hat Sie verletzt?“

„Ja, das! Und grade — weil — —“

Sie ſtreifte ihn mit einem Blick, als wenn ſie zögerte und ſich vergewiſſern wollte, ob es auch gut ſei, ihm das zu ſagen, dann fuhr ſie mit einer wie taſtenden Stimme fort:

„Und grade bei dieſem Dichter hat es mich verletzt. Ich kannte ihn — ich hatte etwas von ihm geleſen — das mir nicht bloß tiefen Eindruck gemacht hatte — ſondern — es war auch ein Menſch dahinter hervorgetreten, der — wenn ich ſo manchmal einſam ſaß und träumte — dann wie eine ferne, ſehr hohe Geſtalt — wie etwas, das ich verehrte, mir vorſchwebte. Und nun ſah ich ihn plötzlich vor der Menge ſtehen, ſo blaß und unglückſelig, ja geradezu mit niedergeſchlagenem Geſicht — das war die Enttäuſchung. Deshalb möchte ich auch nie die Künſtler perſönlich kennen lernen, deren Werke ich verehre. So wie ſie beim Schaffen waren in ihren reinſten Stunden, ſchaue ich ſie doch nicht. Und das ſchwache, tönerne Gefäß — was könnte das mir nützen? ... Hab' ich nicht recht?“

„Ganz recht!“

„Sehn Sie, das finde ich eine der ergreifendſten Stellen im Fauſt: ‚Dem Herrlichſten, was auch der Menſch empfangen, drängt immer fremd und fremder Stoff ſich an.‘ Ich weiß ja, die Künſtler ſind Menſchen wie Sie und ich mit allen Eitel-

keiten und Schwächen. Doch wozu mich davon noch überzeugen? Ich bewahre mir lieber die Illusion, wenn ich auch weiß, daß sie mit der Wirklichkeit nicht stimmt. — Aber nun werden Sie lächeln, weil ich Verse zitiere. Und dazu noch so bekannte."

„Aber nein! Wirklich nicht!"

„Ich habe es auch nur gewagt, weil ich wußte, daß Sie nicht Berliner sind. Ihr Freund sagte mir nämlich, Sie seien aus Jena. Da wohnen Sie ganz in unserer Nähe."

„Was?!"

„Ja, wir sind nur zum Besuch hier. Unser Wohnort ist Weimar."

Da blieb Grabaus einen Augenblick stehen und sagte:

„Ist das nicht erstaunlich, gnädige Frau? Nun bin ich seit vier Tagen hier, habe mit allen möglichen Menschen alle möglichen Gespräche geführt, aber der erste Mensch, der meine Sprache spricht, die Sprache meiner geistigen Heimat, das sind Sie. In Weimar wohnen Sie? So oft bin ich dort gewesen. Aber nie hab ich Sie dort gesehn. Grade in Berlin lernt man sich kennen."

Er glaubte die Stimme des Majors gehört zu haben, der Marie Luise etwas von Umweg-machen zurief.

„Ich glaube, Ihr Herr Vater ruft Sie."

Doch sie hatte sich schon umgedreht und zurückgerufen:

„Ja, wenn ich vorangehe, werden's immer Umwege. Übrigens, es geht sich doch so schön."

Der Major zeigte mit dem Stock die Richtung an:

„Rechts."

Die beiden bogen rechts ein. Dann wandte Marie Luise sich an ihren Begleiter:

„Was sagten Sie — mein Vater?"

„Ja — ist der Herr Major nicht —?"

Der bestürzte Ton ließ sie merken, daß er das wirklich geglaubt hatte. Da brach sie in ein leises, übermütiges Lachen aus, das so quellklar und silbern klang, wie nur junge Mädchen lachen können.

„Was denken Sie denn von mir? Hab ich so wenig Würde? Das kommt vom Verse-zitieren. Und dabei habe ich einen Jungen, der bald aus dem Kadettenkorps kommt."

„Was?"

„Ja, ja, einen Jungen von sechzehn Jahren."

„Gnädige Frau, verzeihen Sie mir, eher glaube ich, daß Sie sechzehn Jahre sind, als daß Sie einen Jungen von sechzehn haben."

„Na, ich will nicht renommieren. Es ist mein Stiefsohn. Aus meines Mannes erster Ehe. Aber daß Sie mich für meines Mannes Tochter nehmen, das kann ich nur mit der Dunkelheit entschuldigen."

„O, gnädige Frau, vorher bei Licht — da — —"

Aber sie schien seine Worte nicht zu hören, vielleicht nicht hören zu wollen, sondern fuhr lebhaft fort:

„Mein Sohn behandelt mich auch manchmal so respektlos. Neulich, als er auf Urlaub da war, fand er bei mir ein Buch, Gott, irgend ein harmloses, naturwissenschaftliches Werk. ‚Was, Mama, das willst du lesen?' fragt er ganz erstaunt. Ich sage: ‚Warum nicht?' Da sagt der Bengel: ‚Ach Mama, das verstehst du doch nicht. Wirklich, du verstehst es nicht. Unser Naturgeschichtslehrer hatte das Buch auch, aber für uns, sagte er, wäre es viel zu hoch. Bleiben Sie nur hübsch bei der Mosaischen Schöpfungsgeschichte, meine Herren, sagte er, da haben Sie was Festes. Sieh Mama, und wenn wir Kadetten in der zweitobersten Klasse es nicht verstehen' — Ja, das sagt mir der Bengel mit dem treuherzigsten Gesicht."

„Und was haben Sie ihm geantwortet?“

„Na, da mußte ich mich denn doch auf den mütterlichen Standpunkt stellen. Ich habe ihm geraten, er solle nur nicht den männlichen Größenwahn bekommen. Sonst hat er seine liebe Not, falls er vielleicht eine gescheite Frau heiratet.“

In einer fast schmerzhaften Spannung ging Grabaus neben dieser Frau her, in einem Glücksgefühl, das ihm förmlich weh tat. Jedes Wort, das sie sagte, erschien ihm so schön, so wahr, so reizend, so klug, und doch hatte er die Empfindung, noch eine viel größere Fülle von Witz, Tiefe und Schönheit müßte in ihr verborgen liegen. Ihm war wie einem, der durch zerrissene Wolkenschleier schneeglänzende Bergfirnen sieht und nun zugleich hofft, die Sonne möchte auch die höchsten Gipfel freilegen, und fürchtet, die Wolken könnten sich ganz zusammenziehen. Nach rückwärts lauschend, in bebender Erwartung, daß vom übrigen Teil der Gesellschaft jemand sich ihnen anschließen würde, beschleunigte er unwillkürlich immer mehr seinen Gang. Und Marie Luise hielt tapfer Schritt.

„Ach, ist das schön,“ sagte sie, „wenn einen so die klare Herbstluft anweht. Sehn Sie, nun war ich vier Wochen in Berlin und habe alles gesehen und genossen, was zu genießen ist. Aber das Schönste von allem ist dieser Gang durch den Tiergarten. Und das hätte ich auch in unserem Park haben können. Darüber bin ich so vergnügt, daß ich nun weiß, ich habe in den stillen Jahren zu Hause nichts entbehrt. Mein Mann fand unser Leben zu eintönig für mich. Wir haben einen ziemlich beschränkten Verkehr. Er meinte, ich sähe immer dieselben Gesichter, das wäre nicht gut. Ich müßte mehr Eindrücke haben. Nun, da er's immer wiederholte, habe ich's ihm schließlich geglaubt. Und um mir eine Freude zu machen, nahm

er mich mit nach Berlin. Ich hab ja wirklich viel Schönes gehabt. Aber jetzt sehne ich mich wieder nach Haus.... Es ist so vieles in der Nähe klein geworden, was mir aus der Entfernung so groß erschien. — Jetzt weiß ich, was ich eigentlich schon längst gewußt — daß es das beste Glück ist, wenn man still und einsam sein darf, wenn alles, was so die Menschen Leben nennen, nur ganz von ferne an einem vorüberzieht."

Aber Grabaus unterbrach sie, und mit einer Heftigkeit, als wenn etwas lang Zusammengepreßtes sich jetzt gewaltsam befreite, stürzten seine Worte hervor, flogen förmlich in die Luft wie losgesprengte Felsstücke.

„Nein, gnädige Frau, nein, nein! Das ist kein Glück. Das mag ein schöner Selbstbetrug sein, aber es bleibt Betrug. — Wofür leben wir um Gottes willen, wenn wir das Leben fliehn?! Wenn ich meine Kräfte nicht brauche, wofür hab ich sie denn und fühle, wie sie kreisen und drängen. Nein, nein, man soll nicht beiseit stehn und seine Armut mit dem Trost bemänteln, daß doch alles eitel ist. Ich hab mich auch eingesponnen gehabt in meinem Nest und hab nun das Gefühl, als hätte ich die Jahre geträumt und wäre erst eben aufgewacht. Und doch war ich nicht faul. Aber manchen Abend habe ich mich schlafen gelegt, nicht weil ich müde war, sondern müde nur des Werkeltags, und weil's nichts anderes gab. Und doch bin ich manchen Morgen aufgewacht mit dem Gefühl: wozu nur aufstehn, heut ist ja wie gestern, gestern wie heut. Verfluchte, öde, unfruchtbare Zeit! Und wenn ich gearbeitet habe, gelesen, gedacht, daß mir der Kopf rauchte, dann hat mich doch oft eine sinnlose Angst ergriffen, das bist ja gar nicht du, der das alles tut, nicht du, kaum ein Partikelchen von dir. Was du bist, liegt begraben! Aber nun bin ich wach geworden. Und

nun ſehe ich, die Welt iſt voll Schönheit und Wunder, und das Leben iſt ein herrliches Gut. Und leben will ich nun mit jeder Faſer, jeder Fiber. Nie will ich verzagen, kein Weg ſoll mir verſperrt ſein, keine Möglichkeit unmöglich. Und wenn ich dran kaputt gehe, was ſchadet's? Dann hab ich doch genoſſen, dann hab ich doch gekämpft. Nur heraus, heraus! Mit vollen Segeln heraus! Und tauſendmal lieber draußen verſinken als im Hafen verfaulen!"

Schweigend gingen ſie weiter den matt erhellten Weg. Und der kühle Nachtwind ſtrich durch Bäume und Büſche und ſtreute goldene Blätter zu ihren Füßen und kräuſelte das ſchwarze Waſſer, worin wie flüſſiges Silber die Sterne blinkten. Das alles war ſo mild und lind. Und vor ihnen, hinter den gewaltigen Baumkronen, glühte blutrot der Himmel vom Flammenmeer der großen Stadt.

Nach langem Schweigen ſagte endlich Marie Luiſe:

„Ja, Sie ſprechen ſo und dürfen ſo ſprechen, weil Sie ein Mann ſind."

„Sollte nicht jeder Menſch ſo ſprechen?"

„Nein, denn die Frau geſtaltet ſich nicht ihr Leben ſelbſt. Sie nimmt es hin. Und ſie muß dankbar ſein, wenn eine gütige Hand es ihr geſtaltet."

Grabaus war ſtehn geblieben, und wie verſunken auf den dunklen Seeſpiegel blickend, aus deſſen Tiefe Silberfunken aufzutauchen ſchienen, ſagte er:

„Ach, gnädige Frau — wir ſehen uns wohl kaum wieder. Da ſollten wir in den wenigen Augenblicken nichts verſchweigen. — Was ich eben geſagt habe — das alles — — vor einer Stunde, da habe ich noch die menſchliche Geſellſchaft verflucht. Da ſehnte ich mich nach Einſamkeit — wie Sie. Denn

die Einſamkeit iſt ja ſo gut. Man wird frei und ſtark. Und doch — man wird auch arm. Man glaubt nicht, weil man nicht ſieht. Die Tür, die nie geöffnet wird, geht knarrig in der Angel. Und das Herz, das ſich nicht immer wieder öffnet, ſchrumpft zuſammen. Es iſt leer und doch kein Platz darin."

Er ſchwieg. Und nun Marie Luiſe anſchauend, fuhr er fort mit einer Stimme, als wenn nicht er ſpräche, ſondern etwas Stärkeres in ihm:

„Auf eines kommt alles an, gnädige Frau: daß man die rechte Stunde und den rechten Menſchen findet. Eine Stunde — dies flüchtige Ding — das kann zum ewigen Stern werden, der unſer ganzes Leben erhellt."

Sie antwortete nicht, ging auch nicht weiter. Schweigend ſtanden ſie einander gegenüber, ohne ſich anzuſehen, bis der übrige Teil der Geſellſchaft zu ihnen ſtieß. Und als man bald darauf Abſchied nahm, gab Marie Luiſe ihm ſtumm die Hand.

Grabaus hatte von ſeiner Frau einen Brief erhalten, daß zu Haus alle wohlauf wären. Gleichzeitig aber äußerte Frau Konſtanze ihr Erſtaunen darüber, daß er noch nicht geſchrieben hätte, wie es ihrer Mutter und ihren Schweſtern ginge. Er wäre doch hoffentlich gleich nach ſeiner Ankunft dort geweſen.

Nun hatte Grabaus dieſen ihm unangenehmen Beſuch an-

fangs verſchoben und ſpäter einfach vergeſſen. Jetzt aber mußte er ihn ſchleunigſt nachholen.

Sein Schwiegervater, der königliche Hofopernſänger, oder vielmehr ſeine Schwiegermutter, Frau Konſtanze Buchbinder — denn der Gatte kam eigentlich kaum in Betracht — wohnte am Schöneberger-Ufer. Sie beſaß nicht nur ſelbſt vier Töchter, von denen nur die älteſte verheiratet war, ſondern hatte auch ſtets einige Töchter aus gut ſituierten Familien aus der Provinz in Penſion, die Muſik, Malerei oder ſonſtwas ſtudierten oder ſich einfach einen Winter über in Berlin amüſieren wollten. So war das Haus immer voller Damen.

Der ehemalige Opernſänger war nahe an ſechzig, ein aufgeſchwemmter, langſamer Herr, mit puſtendem Atem und kleinen Äuglein. Er war gleichzeitig ein Pantoffelheld und ein arger Tyrann. Doch eigentlich gehörte er überhaupt nicht zur Familie, ſondern war in dieſem Amazonenreich der einzige männliche Penſionär, der allen höchſt überflüſſig vorkam, auf den man aber eine Menge Rückſichten zu nehmen hatte. Nachdem er mit glänzenden Ausſichten begonnen, war ſeine Kunſt allmählich in Fett und Alltag erſtickt. Er brauchte ſie nur noch, um den Muſik treibenden Penſionärinnen Geſangſtunden zu geben und Sonntagabends zum Tanz aufzuſpielen. Dies Stundengeld, dazu eine kleine Penſion aus irgend einem Fonds waren das einzige, was er zur Beſtreitung des Haushalts beitrug. Die ganze Laſt der Sorgen hatte von jeher auf ſeiner Frau geruht. Mit neunzehn Jahren ein hübſches Mädchen mit kleiner Mitgift, aber großen ſentimentalen Roſinen im Kopf hatte ſie den gefeierten Sänger aus reinſter Neigung geheiratet. Doch Neigung, Mitgift, Sentimentalität, das alles wurde von der harten Wirklichkeit entſetzlich ſchnell zermahlen. Frau Kon-

ſtanze hatte ſelbſt kaum die Kinderſchuhe abgeſtreift, als ſie ſah, daß der Vater ihrer Kinder ihr größtes Kind ſei. Da er in ſeinem Künſtlerſchlendrian alles Geld vertat, hatte ſie mit der Not zu kämpfen und mußte ſich endlich entſchließen, die Penſion einzurichten. Die Töchter wuchſen heran und wurden dank ihrem Einfluß verſtändige, nüchterne Menſchen; die drei älteren, Helene, Frau Grabaus, die zweite und Berta machten ihr Lehrerinnenexamen, während die jüngſte, leichtſinnigſte und hübſcheſte es nur bis zur Kindergärtnerin brachte. Das frühe Sorgen für ſich hatte den Mädchen eine vorzeitige Selbſtändigkeit gegeben, und wenn ſie die Autorität der Mutter noch bis zu einem gewiſſen Grad anerkannten, für ihren Vater hatten ſie nicht den geringſten Reſpekt. Und dies Gefühl ihrem Vater gegenüber übertrugen ſie auf die Männer überhaupt. Sie ſtellten ihnen zwar eifrig nach, hielten ſie im Grund aber für herzloſe, egoiſtiſche und etwas untergeordnete Weſen, die kraft Gott weiß welchen Vorurteils eine Macht und Stellung beſaßen, welche eigentlich den Frauen gebührt hätte.

Für Sonntag mittag hatte Grabaus ſich angeſagt. Die ganze Geſellſchaft ſaß bereits bei Tiſch, in dem langen, ſchmalen, düſteren Berliner Zimmer. Durch das breite Hoffenſter fiel eine traurige, ſonnenloſe Dämmerung und miſchte ſich mit dem gelblichen Licht der Hängelampe. Man war bei der Suppe. Der Profeſſor, der ſich ſeine Serviette in den Halskragen geſteckt und in ihrer ganzen Breite über die Bruſt gelegt hatte, ließ gerade den Löffel ſinken und ſagte:

„Eure Suppe —“

„Was paßt dir denn an der Suppe nicht?“ fragte Frau Konſtanze ziemlich unwirſch.

„Eure Auguſte, die is wohl wieder mal liebeskrank.“

„Aber Papa — Auguſte iſt doch überhaupt am Erſten gegangen. Die jetzige heißt Lina," korrigierte die jüngſte Tochter, Fränzchen, ihren Vater.

„Auguſte oder Lina, meinſte, das wär'n Unterſchied? Das is ganz egal. Jedenfalls habt ihr die Suppe mal wieder verſalzen. — Du, übrigens Heinrich, da is mir doch neulich was Komiſches paſſiert. Das muß ich dir mal erzählen —"

Aber ſobald der Profeſſor das Wort erzählen ausgeſprochen hatte, fing ſeine Frau leiſe an zu ſummen, was ein Zeichen war, daß er aufhören ſollte. Denn oft genug waren ſeine Geſchichten für die Ohren der jungen Damen durchaus nicht geeignet.

Sie wackelte unruhig mit dem Kopf und machte kaum hörbar „Sm — ſmm," als wenn ſie eine kleine Fliege nachahmte.

„Da ging ich neulich die Potsdamerſtraße lang und will mal rüber — weißte, da bei Loeſer und Wolff. Aber kaum bin ich mitten drin zwiſchen den Fuhrwerken, als mir doch ein Droſchkenkutſcher mit ſeiner Deichſel in den Rücken fährt. Ich mich umgedreht und ſage: ‚Kerl glauben Sie denn, ich hab'n eiſernes Kreuz auf'm Buckel?' Das war doch Geiſtesgegenwart, was? Kennſte übrigens —"

Aber jetzt war aus der kleinen Fliege bereits ein großer Brummer geworden.

„Kennſte den Unterſchied zwiſchen 'nem eiſernen Kreuz und 'nem Hauskreuz?"

„Summ — ſummm."

„Na, ich erzähl dir das 'n andermal. — Haſte nu eigentlich genug tranchiert, Mama? Sieh mal, das Stück ſcheint mir ja ganz vernünftig, das könntſte mir immer mal geben."

Er bekam denn auch das Stück und wurde endlich still.

Unten am Tisch saßen die jungen Mädchen, die drei Töchter und vier Pensionärinnen. Lene erzählte von einer Radpartie, die sie am Morgen gemacht hatte. Es war herrlich gewesen. Das Laub der Eichbäume an der Beelitzhofer Chaussee hatte in der Sonne so goldig geschienen. Dabei waren sie ein Tempo gefahren — himmlisch!

„War denn Hornemann mit?“ fragte Berta, die zweitjüngste.

„Selbstredend.“

„Wieso denn selbstredend? Er hätte doch verhindert sein können.“

„Na weißte,“ erwiderte Lene vorwurfsvoll. „Er und ich, wir sind Wette gefahren. Aber ich kann euch sagen, Kinder, das strengt an. Ich hatte überhaupt keine Puste mehr.“

Sie lachte mit ihrem breiten, treuherzigen Mund, und ihre schwarzen, gutmütigen Augen funkelten vor Vergnügen. Heute war ihr Lebensschifflein hoch oben, morgen lag es vielleicht tief unten — das wechselte ab, je nachdem der Mann, den sie grade liebte, ihr oder einer andern den Hof machte.

„Radelst du auch?“ fragte Grabaus seine Schwägerin Berta.

„Radeln? — Nein!“ entgegnete diese mit dünnem Lächeln.

„Sie hat Angst, es könnte ihre Figur verderben,“ sagte Fränzchen schnell, mit ihrer Backfischfrechheit.

„Erstens das. Und zweitens finde ich es überhaupt unweiblich.“

„Du kannst es bloß nicht. Das ist der ganze Witz,“ meinte Lene.

„Ach — wirklich? Als ob sich Herr Grabowsky nicht

schon zehnmal erboten hätte, es mich zu lehren. Aber ich mag einfach nicht. Überhaupt ist das Radeln für Damen schon längst aus der Mode."

„Wer ist denn Herr Grabowsky?"

„Herr Grabowsky ist ein sehr netter und gediegener Mann," erklärte Frau Buchbinder ihrem Schwiegersohn. „Assistent vom Hofrat Lechner. Du wirst ihn heut abend kennen lernen."

„Wie kann man sich nur für einen Zahnarzt interessieren?" sagte Lene kopfschüttelnd.

„Warum nicht? Nicht wahr, Fräulein Riekchen?"

Mit etwas boshaftem Lächeln wandte Berta sich dabei an eine Pensionärin, eine ziemlich häßliche Holsteinerin. Diese wurde rot und lachte verlegen, wobei sie ihre Zähne zeigte, die krumm und schief wie ein alter Staketenzaun standen.

„Es kommt doch gar nicht drauf an, was einer ist, sondern wie er ist."

„Ich dachte: was er hat," meinte Fränzchen.

„Das sind ja nette Ansichten!" sagte Grabaus halb scherzhaft, halb entrüstet.

Ach, Fränzchen, erklärten nun die andern Schwestern, die ließ sich überhaupt kein x für ein u machen, die dachte ganz modern, ganz amerikanisch.

„Na, Kinder, ist doch auch wahr, von Luft und Liebe kann man nicht existieren. Wenn ich als Frau auch noch pekuniäre Sorgen haben sollte —!"

Fränzchens schnippisches Backfischgesicht war plötzlich ganz ernsthaft geworden, förmlich entrüstet über eine solche Zumutung.

„Tja, 'ne Vorderwohnung von fünf Zimmern im Westen — drunter tun wir's überhaupt nicht. Was, Fränze?" meinte Berta.

„Elektrische Beleuchtung muß auch dabei sein. — Ach, elektrisches Licht überm Bett haben — zu himmlisch!"

„Ne, nun seht bloß die Föhre!" Der alte Herr prustete förmlich vor Lachen. „Wer neben ihr im Bette liegt, das — —"

„Sum — summ — summm —" Das war schon keine Hummel mehr, sondern ein brummender Bär.

Auch die jungen Mädchen taten sehr chokiert und saßen alle mit ernsten, steifen Gesichtern da. Es dauerte eine ganze Weile, ehe die Unterhaltung wieder in Gang kam.

Nach dem Essen plauderte Grabaus eine ruhige Stunde mit seiner Schwiegermutter. Nachdem er ihr Interesse an Frau und Kindern befriedigt hatte, brachte sie von selbst das Gespräch auf künstlerische Dinge. Denn in einem verborgenen Fleckchen ihrer sorgenerfüllten Seele lebte noch immer die Sehnsucht und die Freude an der Kunst. Sie hatte kein Geld, Theater, Konzerte oder Ausstellungen zu besuchen, keine Zeit, Bücher zu lesen, aber sie liebte doch, wenigstens davon zu hören und darüber zu sprechen.

Gegen Abend tauchten die jungen Mädchen wieder auf, die sich inzwischen umgekleidet hatten. Und dann dauerte es nicht lange, da begann die Schelle fast ununterbrochen zu gehn, und ein junger Herr nach dem andern trat ein.

Wie fast jeden Sonntagabend gab es zum Anfang musikalische Vorträge, denn die gesangesfreudigen Pensionärinnen wollten natürlich ihre Fortschritte zeigen. Dann wurde Tee und Butterbrot gereicht. Darauf begann der Tanz.

In wunderlicher Stimmung saß Grabaus auf seinem einsamen Stuhl und schaute dem Auf- und Niederwogen zu. In seine Gedanke nan Marie Luise, in seine hohe, reine Stimmung, die wie träumerisches Ruhn unter funkelndem Sternhimmel,

an tiefen, blinkenden Waſſern war, wie Schweben in ſtiller Klarheit, wie Klingen derſelben milden, holden Melodie — in dieſe weltferne Stimmung miſchten ſich erſt leiſe, dann ſtärker und ſtärker Erinnerungen längſt vergangener Zeiten. Lebendig wurden die Sonntagsabende, die auch er hier als Student verbracht hatte. War heute nicht alles wie einſt? Der alte Mime am Klavier, Tänze paukend, und am kurzen Stummel einer erloſchenen Zigarre ſaugend, und Frau Buchbinder, die immer ängſtlich hin und her eilte, wie eine Gluckhenne um ihre Küchlein, das Dienſtmädchen, das abwechſelnd ein Tablett voller Butterbröte und dann ein Tablett voller Gläſer mit Bier und Selterswaſſer hereintrug. Und die Gäſte! Dieſer Herr Grabowsky! War nicht auch damals ein eleganter, melancholiſcher Zahnarzt umhergeirrt, mit ſo elegiſchem Geſicht, als wenn er alles Weh, das ſeine Patienten je ausgeſtanden hatten, nachempfände? Und die beiden Einjährigen, die immer zuſammen tuſchelten und ſich von Zeit zu Zeit den Schweiß von der Stirn trockneten. Und da der Herr aus der Provinz. Jetzt hieß er Hornemann und war Ingenieur. Damals war er Arzt geweſen und hatte irgend 'nen andern ſchönen Namen geführt. Aber es machte gar keinen Unterſchied. Auch dieſer ſah ganz ſo aus wie ſein Vorgänger, hatte ganz ſo breite Stiefel, machte beim Walzer ganz dasſelbe angeſtrengte, ernſte Geſicht, als wenn Tanzen eine harte Arbeit, aber kein Vergnügen wäre. Und wie er ſich nun ausruhte, mit dem krauſen Taſchentuch ſich Luft zufächelnd, und dabei Lene verfolgte, die im Arm eines andern ihm von Zeit zu Zeit einen raſchen Blick zuwarf, da ſah man hinter ſeiner maſſigen Stirn förmlich die ſchweren Erwägungen arbeiten: Soll ich oder ſoll ich nicht? — — Ach, auch der würde ſagen: Lieber nicht! . . Arme Lene!

dachte Grabaus. Sie ist die einzige, die Herz hat. Die anderen sind nichts als kleine Rechenmaschinen.

Aber ein Schauer durchrieselte ihn, als er plötzlich im Nebenzimmer seine Schwägerin Berta neben einem Herrn in eifrigem Gespräch gewahrte. Die beiden saßen in der letzten, stillsten Ecke, zwischen Bücherschrank und Blumentisch, im Schatten derselben Araucaria, unter der auch er so oft mit seiner Braut gesessen hatte. Es war ein junger, blonder Mensch, mit schönen, träumerischen Augen, mit einem Gesicht, einem Ausdruck von ganz anderer Art, als all die übrigen, eifrigen, lauten Herren.

Und je länger Grabaus hinschaute und im Geist die Unterhaltung der beiden belauschte: der junge Mensch sprach inbrünstig, wie mit bebender Stimme, als wenn lang gehegte, verschwiegene Worte aus seiner Seele flössen, die er nur der Einen anvertraute, sie aber hörte scheinbar so versunken zu und ließ doch hin und wieder gelangweilt und in heimlicher Sehnsucht ihre Augen zu den Tanzenden schweifen — desto stärker wurde in ihm das Gefühl, es selbst zu sein, der dort saß, der das, was er beim einsamen Lampenschein ersonnen und erlebt hatte, der heimlich Geliebten zutrug. Wiederholte sich denn alles im Wechselspiel des Lebens? Mußten immer neue dieselben Hoffnungen, dieselben Enttäuschungen durchmachen?

Eine seltsame Sympathie zog ihn unmittelbar zu dem fremden jungen Menschen, ein Gefühl fast der Verantwortung, als müßte er ihm beispringen, ihm die Augen öffnen und ihn warnen.

Da war der Tanz zu Ende. Alles suchte nach Platz. Die beiden in ihrer Ecke standen auf und wurden bald getrennt. Nach einer Weile kam Berta aus dem Nebenzimmer mit etwas verlegenem Gesicht und setzte sich neben ihren Schwager.

„Du ſpielſt hier wohl den ſtillen Beobachter?“

„Was hat dir denn der junge Mann, mit dem du ſo eifrig ſprachſt, alles Schönes erzählt?“

„Tja, wenn du das wüßteſt! — Verſe.“

„Verſe? Seit wann biſt du denn für Verſe?“

„Erlaube mal! Ich bin ſehr für Verſe. Nur kommt's drauf an, von wem ſie ſind.“

„Das waren wohl ſelbſtgemachte?“

„Tjaaa — und an mich gerichtet.“

„Donnerwetter! Wer iſt denn der Herr eigentlich?“

„Ein junger Student. Juriſt. Aber er möchte ſich ganz auf Nationalökonomie verlegen.“

„So — —“

„Wie iſt das eigentlich damit? Sehr ausſichtsreich iſt das Studium wohl kaum?“

„Das kommt drauf an.“

„Man muß wohl endlos warten, bis man was Feſtes hat?“

„Ja, wenn er ſich habilitieren will, da iſt es freilich gut, wenn er ein bißchen Vermögen hat.“

„Privatvermögen iſt nicht vorhanden, aber ſehr wohlhabende Verwandte.“

Erſtaunt ſah Grabaus ſeine Schwägerin an.

„Du intereſſierſt dich wohl ernſtlich?“

Sie lachte erregt und verlegen und ſprang dann auf.

„Ha, möchtſte wiſſen?“

Alſo ſoweit ſchon! dachte Grabaus. Und ihm ſchwebte vor, wie auch über ihn Konſtanze geſprochen haben mochte, wie ſie die Chancen der Philoſophie erwogen hatte. Auch er hatte kein Privatvermögen beſeſſen, dafür aber die Ausſicht

auf ein Staatsstipendium. Und daran hatte sie wohl ihr Herz gehängt.

Ach, du argloser, armer Kerl, dachte er, muß es dir wirklich so gehn wie mir? Wirst auch du dieser Gans dein Teuerstes anvertrauen und das armselige Seelchen zu einer hohen Santa Barbara umgestalten? Der Teufel hole unsere Torheit, unsere Jugend, unsere Unwissenheit! Je reiner wir sind, desto wehrlosere Opfer sind wir. Ja, so wie ich wirst auch du wohl eines Tages den Besuch des zukünftigen Schwiegervaters erhalten, der deine zaudernde Liebe beim Schopf ergreift und dir ungebeten den Segen erteilt.

Das Blut stieg Grabaus in die Wangen, als er an diesen Besuch dachte, wie der alte Herr in seinem engen Studentenkämmerlein erschienen war, das sonst so listig-vergnügte Gesicht in feierliche Falten legend, ganz der steinerne Gast aus dem Don Juan, und von den Verführungen der Großstadt und der Heilsamkeit einer frühen Heirat gesprochen hatte. Weil er jedoch damit kein rechtes Verständnis gefunden, denn das harmlose Studentlein wußte sich frei von aller Sündenlast, war er immer deutlicher geworden, bis Grabaus schließlich in seiner Herzensverwirrung ihm seine Neigung verriet. Da hatte er die Arme ausgebreitet und gesagt: ‚Sie haben eine gute Wahl getroffen. Die Älteste ist die Beste von allen. Gehn Sie getrost hin, Sie werden nicht vergebens fragen. Ich weiß, daß Lenchen Sie liebt.‘ . . . Er hatte nicht einmal gewußt, um welche Tochter es sich handelte.

Ein zorniges Gefühl von Scham und Empörung sprühte mit frischer Glut wieder in Grabaus. Alles verzieh er seinem Schwiegervater. Nur diesen Besuch nicht! Damals war sein erster Gedanke gewesen: Fort! Fort! Nun ist alles Schöne

und Feine beſchmutzt. Argwohn, ein plötzliches jähes Erwachen war über ihn gekommen. Und dann — dann war es ſchließlich doch dieſer Beſuch geweſen, der ihn zu einer bindenden Erklärung veranlaßt hatte.

Gegen Mitternacht hatten er, ſeine Schwiegermutter und Fränzchen ſich zufällig zuſammengefunden. Nach einer Weile nahm auch Berta bei ihnen Platz.

„Willſt du auch mal pauſieren?“ fragte Grabaus.

„Ich finde es nicht hübſch, wenn man ſich ſo echauffiert.“

„Sie denkt, blaß ſteht ihr beſſer,“ meinte Fränzchen.

„Gott, ſei doch nicht ſo albern.“

„Kind, was hatteſt du denn eigentlich mit Fräulein Rielchen?“ fragte Frau Buchbinder. ‚Ihr habt euch doch gekabbelt.“

„Ach, die quatſche Kröte!“ entgegnete Fränze ziemlich heftig. „Es iſt doch geradezu lachhaft, wie die Herrn Grabowsky nachrennt.“

„Dabei macht er ſich nichts aus ihr,“ ſagte Berta.

„Nu, Spaß!“

„Ich garantiere dir's. Vorhin hat er zu ihr geſagt, ſie ſollte doch mal zu ihm in die Sprechſtunde kommen. Er wollte ihr die Zähne richten. Koſtenlos.“

„Wann hat er das geſagt? Das iſt überhaupt nicht wahr.“

„Aber Fränzchen, das iſt doch das beſte Zeichen, daß er ſich nichts aus ihr macht. Wenn ein Herr ſich für ein junges Mädchen intereſſiert, wie kann er ihr dann ſagen, er wollte ihr die Zähne richten? Das wäre doch bodenlos taktlos.“

Berta ſagte das mit ſo unſchuldig überzeugter Miene, daß man nicht wußte, meinte ſie es wirklich ernſt, oder wollte ſie ihre Schweſter foppen?

Als nun der blonde junge Mann sie zum Tanz aufforderte, sagte Grabaus:

„Wie stehn denn die beiden eigentlich?“

„Ja, wenn ich das wüßte!“ seufzte Frau Buchbinder. „Aus dem Mann wird man nicht klug.“

„Wie soll man aus den Männern auch klug werden? Sie sind ja so dumm,“ bemerkte Fränzchen.

„Den zweiten Winter verkehrt er hier schon. Ich mache mir rechte Sorgen. Berta geht ganz in ihm auf.“

„Schick doch einfach mal Papa hin.“

„Ach Kind, ich tu's so ungern —“

„Na, bei meinem brauchst du's jedenfalls nicht. Wenn der nicht will, kann er's bleiben lassen. Aber Berta, die ist in ihren ja rein versessen. Na, es klingt ja auch schick: ‚Berta von Hellen.‘“

„Wie? Wie heißt er?“ fragte Grabaus stutzig.

„Wolf von Hellen.“

„Aus Weimar?“

„Ja.“

„Dann habe ich gestern seine Schwester kennen gelernt.“

„Die ist an einen Major verheiratet.“

„Natürlich, das ist er!“

Lebhaft stand Grabaus auf und begrüßte den Bruder Marie Luisens. Und dann wich er nicht mehr von seiner Seite, bis sie das Haus verließen.

„Wissen Sie was, wir gehn in ein Café und plaudern noch ein Stündchen,“ sagte Grabaus zum Bruder Marie Luisens,

den er im Geist schon ‚Bruder Wolf' nannte, so hatte der junge Mensch es ihm angetan. „Es ist doch zu erstaunlich! Gestern lernte ich Ihre Frau Schwester kennen und heute Sie. Dahinter steckt doch mehr. Und das wollen wir ergründen."

In dem Lokal saß Wolf von Hellen verträumt und befangen Grabaus gegenüber, ebenso stumm, wie er vorhin beredt gewesen war. Doch jener ließ sich nicht irre machen. So viel wie diese Puppe Berta hoffte er auch noch zu können. Und seinem warmen, aufrichtigen Freundschaftston gelang es auch bald den Verschlossenen aufzutauen. Erst schüchtern, dann aber mit unaufhaltsamer Macht, als wenn er lange schon nach einem Menschen, dem er sich anvertrauen könnte, Verlangen gehabt hätte, gab Wolf sich ihm hin, erzählte ihm, wie er lebte, woran er litt, womit er kämpfte, was an widerspruchsvollen Kräften in ihm rang. Und mit wachsendem Entzücken nahm Grabaus wahr, welch ein prächtiger, feiner und aufrichtiger Mensch da zum Vorschein kam. Ein Mensch, würdig der Bruder Marie Luisens zu sein.

Seit zwei Jahren lebte Wolf von Hellen in Berlin, hatte ursprünglich das harmlos leichtsinnige Studentenleben seiner Bekannten geteilt, bis eines Tages halb der Zufall, halb innerer Drang ihm den Blick für das soziale Ringen der Zeit geöffnet hatte. Und in einer Stunde war er wie umgewandelt worden. Er zog sich aus dem Kreis seiner Bekannten vollständig zurück, mietete oben im äußersten Norden in einem Hinterhaus ein Zimmer, dessen nackte Häßlichkeit er jetzt mit wie beschämten und doch so eindringlichen Worten beschrieb, den weißlichen Schimmel an den Wänden, den feuchten Modergeruch, die sonnenlose Finsternis. Lange Zeit hatte er die früheren Bekannten, die über seine Weltverbesserungspläne lachten,

ganz gemieden, seine Wirtin, eine gewöhnliche Arbeiterfrau ohne Kenntnisse, aber mit feinem Empfinden und Bildungsdrang war fast der einzige Mensch gewesen, mit dem er ein Wort wechselte. Ganz wie ein Proletarier wollte er leben, mit einer wahren Selbstzerstörungswut bemüht, alles, was vom Sohn aus gutem Hause, von dem im warmen Nest Verhätschelten in ihm steckte, zu zerstören.

Riesenhaft erdrückend stand vor ihm der Koloß des Elends, ungeheuer fast wie die Welt selbst, und er selbst fühlte sich so schwach. Wo die Hand anlegen? Wo beginnen? Nicht die Reden in den Arbeiterversammlungen, nicht die Debatten in den Klubs, die er besuchte, konnten ihm Aufschluß geben, und wenn hier und da ein ferner Hoffnungsstrahl der Erlösung aufblitzte, so war das nur wie ein schnell verlöschendes Licht in undurchdringlicher Finsternis. So hatte er über ein Jahr gelebt, aber immer wieder waren Tage gekommen, wo es ihn einfach wie eine wilde Gier packte. Dann lief er hinaus, in den Tiergarten, ins Grüne, ging irgend einem Mädchen nach, dessen Lachen ihm wie Erlösung klang. Oder er öffnete die geschlossene Kiste, holte ein Buch hervor, und wenn er drin las, dann war es, als wenn mit übermäßiger Gewalt ein anderer Mensch in ihm erwachte, ein unterdrückter, geknechteter Gefangener. Und dann war ihm, als sei dieser Mensch eigentlich er selbst.

Im vorigen Winter hatte ein Bekannter ihn in das Buchbindersche Haus eingeführt. Und diese Abende waren seine einzige Freude, sein Zusammenhang mit der früher ängstlich gemiedenen Welt. Aber die Fahrten nach dem Westen kamen ihm wie Fahnenflucht vor. Der bessere Rock, den er dann anzog, schien ihm wie ein Raub an anderen. Und immer rang noch

unentſchieden die Frage, wohin er ſich wenden ſollte? Immer lauter wurde das Drängen ſeiner gewaltſam unterdrückten Natur, und doch kämpfte er mit bangen Zweifeln, ob ſie recht hatte? Ob er ein Recht hatte zum Genuß, zur Freude, in einer Zeit, wo ſo viele darbten?

„Nun," ſagte Grabaus, „wenn man deshalb kein Recht auf Freude haben ſollte, weil ſo viele leiden, dann müßte die Freude auf alle Ewigkeit aus der Welt verbannt werden. Denn Leid und Elend wird es immer geben, in dieſer oder jener Form."

„Aber wenn ich mich freuen will, dann muß ich den Jammer vergeſſen. Und iſt das nicht feige, einfach das Auge verſchließen und dem Leid entfliehn?"

„Das kann feige ſein. Aber es braucht es doch nicht zu ſein. Wenn Sie draußen im Freien ſind — ſo einen wunderſchönen Sommermorgen ſtellen Sie ſich vor — die Felder prangen gelb und grün — nun, da wiſſen Sie ganz genau, in dieſer ſelben Stunde wälzen Kranke ſich ſchlaflos in ihrem Bett, erwarten Sterbende den Tod. Wird aber dieſer Gedanke die Freudigkeit verbittern, die Sie mit jedem Atemzuge trinken? Sie wiſſen, auch in dieſer Minute gibt es unendliches Leid, und müſſen ſich dennoch freuen. Denn Leiden iſt nicht das einzige Prinzip des Lebens, die Freude iſt ihm gleichberechtigt. Und der geſunde Menſch muß beides können: das Leid ertragen und das Glück genießen."

„Ja, wenn man zum Genuß da wäre."

„Ach wo, ſondern weil man zum Kampf da iſt. Weil man ſeinen Mann ſtehn ſoll. Deshalb braucht's Fröhlichkeit. Ich glaube, daß keine Zeit ſo ſehr der fröhlichen Menſchen bedürfte wie grade unſere. Denn nur aus fröhlichem Herzen kommen

Schaffensluſt und Tatenkraft. Klage und Empörung ſind genug geſät. Aber wo ſind die gütigen, tapferen Menſchen, die ſagen: ‚Kopf hoch, es wird ſchon beſſer,‘ und die auch wirklich Beſſerung ſchaffen? Ja, was denken Sie denn? Denken Sie, wenn Sie ſich an dem unverdaulichen Eſſen den Magen ruinieren, wenn Sie Ihr Herz, das nach der Sonne ſtrebt, im dumpfen Kellerlicht vermodern laſſen, dann hätten Sie den Menſchen was genützt? Sie haben ſich ſelbſt beraubt und niemanden bereichert. Meinen Sie denn, Sie könnten alles, was Geburt und Erziehung in Sie gelegt hat, was Sie an Bedürfniſſen mit der Muttermilch eingeſogen haben, das könnten Sie fortwerfen, ohne daß Ihr innerſter Menſch darunter leidet? — Ach, mißverſtehn Sie mich nicht! Ich glaube, es war eine gute Stimme, die Sie zu den Mühſeligen und Darbenden rief. Nie werden Sie jetzt hartherzig am Leid vorübergehn. Nie werden Sie den Kampf der Enterbten beſpötteln. Aber die Stimme, die jetzt ruft: „In dir iſt mehr!‘ — auch die, meine ich, iſt eine gute Stimme. Eine Stimme Ihrer innerſten Natur, der Sie Rechenſchaft ſchuldig ſind.“

Verſunken hatte der junge Menſch zuerſt Grabaus angeſtarrt, bis ſeine Augen heller und heller glänzten, und er vor Freude ganz errötete. Eine lange Weile ſchwieg er, dann ſagte er:

„Das alles — gefühlt hab ich das ja auch. Ich hab's mir oft geſagt. Aber mir ſelbſt glaubte ich eben nicht. — Ein Jahr wollte ich dort leben. Ganz untertauchen. Die Zeit iſt längſt vorbei. Und eigentlich wartete ich nur auf einen letzten Anſtoß. Auf einen Menſchen, der — nun eigentlich habe ich immer gehofft, es müßte jemand wie Sie kommen, der mir recht gibt. Iſt das nicht merkwürdig, daß ich grade Sie kennen lerne?“

„Ich hab's doch gesagt, es ist mehr als Zufall!“ antwortete Grabaus übermütig. „Und dabei habe ich das Gefühl, als hätten wir uns schon längst gekannt, seit langen, langen Zeiten schon. Es gibt eben Stunden, die nicht nach Minuten zählen, und Menschen, die — na, kurz und gut, wenn Sie wollen — — ich möchte gern Ihr Freund sein.“

„Ob ich will?“ fragte Wolf, indem er Grabaus Hand ergriff. „Ach Gott“ — und plötzlich gab ein strahlendes Lächeln seinem Gesicht eine frappante Ähnlichkeit mit dem der Schwester — „als ich vorhin von Hause fortging, da wußte ich doch: heute abend passiert mir noch was Gutes.“

Ein langes Stück Weges begleitete Grabaus noch seinen neuen Freund, und als er dann endlich Abschied nehmen wollte, kehrte dieser wieder mit um. Und das wiederholten sie mehrere Male. Immer tauchte etwas Neues auf, über das sie sich aussprechen mußten. Der Morgen begann schon zu grauen, als sie endlich wirklich auseinander gingen.

Grabaus hatte dem jungen von Hellen zugeredet, mit seiner alten Wohnung auch gleich Berlin selbst zu verlassen. Warum wollte er sich einmauern in dieser Steinwüste, wo es so schwer war, unter den Millionen ein paar wirkliche Menschen zu finden? Er forderte ihn auf, mit nach Jena zu kommen. Dort konnte er ihm behilflich sein, wenn Wolf außer seinen juristischen noch andere allgemein wissenschaftliche Kollegs hören wollte. Und diese freudig aufgenommene Anregung war, ehe sie auseinander gingen, schon zum festen Entschluß geworden. Von der Schwägerin Berta, überhaupt von der Buchbinderschen Familie hatten die beiden nicht gesprochen. Aber Grabaus hatte das Gefühl, das sei auch gar nicht nötig, sein Freund würde schon von selbst loskommen.

Doch etwas anderes erfuhr Grabaus, was ihn höchlichst interessierte.

Wolf erzählte ihm, seine Schwester wollte nächsten Sonnabend mit ihrem Gatten ein Fest im Reichstag besuchen. Grabaus hatte vorgehabt, schon Dienstag zu reisen. Jetzt aber stand ihm fest, noch zu bleiben und Marie Luise an diesem Abend wenigstens aus der Ferne zu sehn.

Und wie er dann in seinem schmalen Hotelbett lag und das Licht ausgeblasen hatte, da war das letzte Bild, das ihn im dämmernden Halbtraum umschwebte: ein marmorner weiter Saal, Menschengedränge, Musik und funkelnde Lichter. In der Menge die Schönste aber, die Strahlendste, in der aller Glanz, alle Schönheit zusammenfloß: Marie Luise. Und er selbst, hinter eine Säule gelehnt, in ihrem Anschaun verloren — wie ein armer Bengel, der von der dunklen Straße draußen den hellen Festglanz mitgenießt, sehnsuchtverzehrt, dem Weinen nah und doch erfüllt von heißem Glück.

Am nächsten Morgen erhielt Grabaus diesen Brief:

‚Lieber Freund, kommen Sie bitte heut nachmittag zum Tee. Ich bin von allen verlassen und totunglücklich. Gruß. Ihre Maggie Thön. — Bitte, bitte! Kommen Sie bestimmt.‘

Gegen fünf fuhr Grabaus also in die Neustädtische Kirchstraße. Auf sein Schellen öffnete Maruschka vorsichtig ei-

nen Türspalt und ließ ihn erst, nachdem sie ihn mit ihrem mißtrauischen Zigeunergesicht prüfend betrachtet hatte, ein treten.

„Ach, Sie sind's! — Ich werd's dem gnädjen Fräule sagen, daß Sie gekommen sind. Dann wird sie vielleicht au stehn."

„Liegt sie denn zu Bett?"

„Seit zwei Tagen. Sie will überhaupt nicht mehr au stehn. Sie sagt: ‚Wozu?' Der Doktor war auch schon de

„Ist sie denn krank?"

„Nu, krank nich jrade. Sie hat Herzkrämpfe gehabt. D Doktor sagt, 's Herz wäre ganz jesund. Nur zu sehr strapßie Is ja kein Wunder."

Maruschka führte ihn ins Wohnzimmer, dessen Stor heruntergelassen waren. Nachdem sie Licht gemacht hatte, sch sie ihm herablassend einen Sessel hin.

„Wenn Sie vielleicht wollen so lange Platz nehmen. D gnädje Fräulein wird wohl gleich kommen."

Doch eine ganze Weile verging, bis sich die Tür öffne und Maggie eintrat. Stumm blieb sie an der Schwelle stel zerdrückte mit ihrem Taschentüchelchen eine letzte Träne ihren Augen und ließ dann die schmale Hand langsam an de lila Kleid heruntergleiten. Müde hingen die Mundwinl herab, ihr Gesicht war blaß, von dieser matten Farbe de gilbter Seide, groß und kohlschwarz lagen die Augen uni dunklen Schatten. Trotz aller Traurigkeit sah sie wunde hübsch aus.

Fast überwältigt von Mitgefühl ging Grabaus auf sie ; und sagte, indem er ihr einen Strauß Rosen in die Ha drückte:

„Maggie — Sie dürfen sich nicht so grämen!“

„Ach, lieber Freund, ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind. Nun habe ich wenigstens einen Menschen, dem ich mein Leid klagen kann. Warum lebe ich noch? Seit vier Tagen liege ich zu Bett, um mich herum immer Nacht, und habe keine Menschenseele gesehn. Ach, und mein Herz! Ich bin so müde! so krank!“

Sie ließ sich auf einen Stuhl an dem kleinen Tisch sinken, und während sie ihre immer wieder hervorquellenden Tränen mit dem Batisttüchelchen abtupfte, streichelte Grabaus ihr sanft die Hand, die sie ihm dargereicht hatte. Unterdes trug Maruschka stumm und diskret den Tee herein.

„Bringen Sie auch den Rum, Huscha. Für den Herrn Doktor.“

Da Grabaus aber keinen Rum trank, goß Maggie sich selbst zwei Teelöffelchen voll in ihre Tasse. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus in aufrichtigem Herzeleid, und während die Tränen ganz ihre Augen verschleierten, sagte sie:

„Wie kann man nur so grausam sein! Wie kann man nur den Mut dazu haben! Mit zwei Worten schreibt er mir, daß alles aus wäre. Er liebte mich nicht mehr. — Und er glaubt, auch ich müßte nun aufhören, ihn zu lieben. — Ich hab den Brief nicht mal zerrissen. Er liegt noch da auf meinem Schreibtisch. — Ich war einfach ohnmächtig.“

„Maggie, er ist ja gar nicht wert, daß Sie ihn noch lieb haben.“

„Ach, wert! Was fragt die Liebe denn nach Wert? Man liebt einfach. Man ist glücklich. Es gibt jemanden auf der Welt, für den man lebt. Auch wenn er nicht da war, schien er mir doch immer im Zimmer zu sein. Ich war nicht allein.

Nun aber bin ich ganz verlaſſen. Ach, wie ich im Bett lag und immer nur die Wanduhr ticken hörte, Tag und Nacht, Tag und Nacht. Und dazu ſchlug mein Herz! Sehn Sie, das iſt das Schreckliche! Man ſtirbt nicht dran! Aber man fühlt, wie man langſam zerbröckelt. Wie wieder ein Stückchen abgeſchlagen iſt, das nie mehr ausheilt. Man iſt ſo müde! So mutlos! Ach, und daß man dann immer weiter leben muß —!"

„Aber Maggie, Sie dürfen auch nicht allzu ſehr verzagen. Wenn man ſo jung, ſo ſchön, ſo reizend iſt wie Sie —"

„Ich bin nicht ſchön. Ich muß doch garſtig ausſehn?"

„Nein, nein! Wirklich, wahrhaftig nicht!"

„Ach, Sie wollen mich nur tröſten."

„Nein, Maggie," ſagte er mit echtem Feuer — „Sie ſind durchaus nicht garſtig. Wie Sie vorhin daſtanden — wirklich, ich war erſtaunt — Sie ſahen berückend aus. Der Schmerz hat Sie nur noch verſchönt."

„Wirklich?"

Ein unwillkürlich glückliches Lächeln flog über ihr Geſicht. Sie goß ſich eine neue Taſſe Tee ein, der ſie drei Löffelchen Rum beimiſchte, und trank ſie haſtig leer.

„Man ſollte ſich wirklich nicht ſo grämen," ſagte ſie in plötzlich verändertem Ton. „Luſtig ſein ſollte man. Leichtſinnig! Das Leben iſt ja ſo kurz. — Aber nun erzählen Sie mal von ſich. Wie kommt es überhaupt, daß Sie noch in Berlin ſind?"

Grabaus berichtete. Da er Frau Platen nicht erwähnen wollte, gab er als Grund ſeines längeren Bleibens an, was auch der Wahrheit entſprach, daß er ganz unvermutet den Auftrag erhalten hätte, an Stelle eines verhinderten Profeſſors

in einer wissenschaftlich literarischen Gesellschaft einen Vortrag zu halten. Er nannte das Thema, verbreitete sich auch einigermaßen über die Grundgedanken. Maggie hörte nur unaufmerksam zu, ihre Tränen flossen reichlicher, je länger er sprach, sie machte allerhand unruhige Bewegungen und seufzte manchmal herzzerbrechend. Plötzlich ergriff sie seine Hand:

„Ich habe Ihnen noch gar nicht für die Rosen gedankt. Sie duften so herrlich! — Aber das hätten Sie nicht tun sollen. Solch eine Verschwendung!"

„Ach, Rosen stehn Ihnen so gut, Maggie," erwiderte er vergnügt.

„O, sagen Sie das nicht! Rosen sind nur für glückliche Menschen. Aber für mich! — Ach, mir stände ein Kranz von Immortellen wohl am besten!"

„Aber Maggie!"

„Ach, lieber Freund, als ich jetzt zu Bett lag und gar nicht wieder aufstehn wollte, um mich herum immer Nacht, da hab ich oft geträumt, ich läge im Sarg — wär eingeschlafen. O, und das war so schön! So schön! Der Tod ist schön!"

„Maggie, — das — ach, das ist doch nicht Ihr Ernst, Maggie!" sagte er ganz entsetzt.

„Nicht mein Ernst? — O, wenn Sie wüßten, wie oft ich mich mit Todesgedanken trage. Schon von Kindheit an. Als ich noch so klein war, da wollte ich schon sterben, weil ich ahnte, wie traurig mein Leben sein würde. Was habe ich denn im Leben? Nicht Vater, nicht Mutter. Nur treulose Menschen. O, wenn's jetzt nur Winter gewesen wäre, dann wäre ich hinaus in den Schnee gelaufen und hätte mir dort mein Grab gesucht. Es soll ein so schöner Tod sein. Und

ich bin ſo lebensmüde, ſo lebensmatt. — Und Sie ſagen, es wäre nicht mein Ernſt!“

Ganz empört goß ſie ſich ein neues Täßchen ein, halb Tee, halb Rum und trank es haſtig aus.

„Ja, halten Sie mich denn für leichtſinnig? Glauben Sie, ich wäre wie die andern vom Theater? Ich ſpräche in den Wind? O, wie können Sie das nur ſagen: ‚nicht mein Ernſt!‘“

„Aber liebſte Maggie —“

„O nicht liebſte Maggie. Bald wird es heißen arme Maggie. Denn ich werde ſehr bald ſterben. Auch wenn ich nicht freiwillig in den Tod gehe. Ich hatte ſolche Schmerzen! Der Doktor hat mich unterſucht. Er fand meinen Zuſtand ſehr ernſt. Er ſagte, es wäre nicht das Herz. In einem Ton! In einem Ton! Da wußte ich, es iſt die Lunge. Ach, wer weiß, wie bald ich abgezehrt bin. Da werden Sie nicht mehr ſagen, es wäre nicht mein Ernſt!“

Sie brach vollends in Schluchzen aus, die Tränen rannen ihr über ihre Wangen, über ihr Kleid. Sie weinte wie ein Kind, heftig, mit aller Kraft, ohne ſich im geringſten Zwang aufzulegen. Grabaus wußte durchaus nicht, wie er ſie tröſten konnte. Er liebkoſte ihre Hand, rüttelte ſie an der Schulter, verſuchte es, ſie zu unterbrechen.

„Ich habe es doch ſo nicht gemeint,“ wiederholte er immer. „Ich wollte Ihnen doch nur Gutes ſagen. Ich hab's doch nicht böſe gemeint.“

„O doch! O doch! Sehr böſe. Sie haben mir ſehr weh getan.“

„Aber liebſte Maggie, ſeien Sie doch vernünftig! Hören Sie doch nur auf zu weinen. Ihr Kleid iſt ja ſchon ganz naß.“

„Ach, mein Kleid, mein Kleid muß doch nach Spindler," ſchluchzte ſie. „Aber Sie haben recht, ich will ſtille ſein. Ich will nicht mehr weinen."

Sie trocknete ſich die Augen und fuhr mit plötzlich geſteigerter Stimme fort:

„Ich will ſtille ſein. Ja, ich will nicht mehr weinen. Mich dünkt auch, ich hätte keine Tränen mehr. Warum denn Tränen? Worüber beklage ich mich denn? Seine Liebe hat mir ja viele Freude gemacht, vielleicht mehr als ihm die meinige. Und nun — hahaha —"

Sie lachte etwas unnatürlich und nippte aus der Taſſe, in der jetzt mehr Rum als Tee war.

„Was iſt nun weiter? Was iſt an mir gelegen? An einem Mädchen gelegen, ob ihm das Herz bricht? Ob es ſich verzehrt und ſein armes, junges Herz ausquält?"

„Um Gottes willen, Maggie —"

„Ob's ihm wohl einerlei iſt — daß er mich nicht mehr liebt? Ach, warum bin ich nicht mehr liebenswürdig? Aber bedauern, bedauern ſollt er mich! daß die Arme, der er ſich ſo notwendig gemacht hatte, nun ohne ihn ihr Leben hinſchleichen, hinjammern ſoll. — Bedauern! —"

Sie ſprang plötzlich auf und ſagte mit einer hinreißenden Handbewegung:

„Ich mag nicht von dem Menſchen bedauert ſein."

Vor Erſtaunen beinah faſſungslos, ſchaute Grabaus ſie an. Das alles, was ſie da eben geſagt hatte, klang ihm ſo bekannt. Das alles hatte er doch ſchon gehört, er wußte in dieſem verwirrten Augenblick nicht von wem, aber gehört hatte er es ſchon oft. Doch Maggie brach in immer neue leidenſchaftliche Klagen aus. Sie ſprach jetzt nicht mehr bloß, ſon-

dern agierte, faltete bald die Hände, legte sie bald beteuernd auf die Brust, schlug die Augen auf und nieder, und ihr Gesicht zeigte das lebhafteste, ausdrucksvollste Mienenspiel. Das alles war reizend, aber sehr erstaunlich für Grabaus, halb Natur und halb Theater. Und ihre Worte hatten oft den seltsamsten Zusammenhang, klangen jetzt wie von Goethe, jetzt wie von Sardou. Dann wurde sie allmählich ruhiger, ließ sich neben ihrem Freund aufs Sofa sinken und schluchzte nur noch leise.

„Sie müssen nicht schlecht zu mir sein. — Ich bin ein ernster Mensch — Sie müssen weich und lieb sein. Ich brauche Liebe. Ich bin ja so allein. — Ach, geben Sie mir noch ein Täßchen Tee."

Er reichte ihr die Tasse, und sie trank wie ein Kind von seiner Hand. Dann ließ sie ihren Kopf an seine Brust sinken. Nachdem sie noch ein paar Mal kaum hörbar geseufzt hatte, schloß sie die Augen. Grabaus saß ganz regungslos und lauschte auf ihre tiefen Atemzüge, die verrieten, daß sie eingeschlafen war. So vergingen wohl zehn Minuten. Da legte er behutsam ihren Kopf auf ein Kissen und wollte sich aus dem Zimmer schleichen. Aber als Maggie das Knacken der Tür hörte, richtete sie sich auf und fragte ganz verwundert:

„Wollen Sie schon gehn?"

„Ich muß, Maggie. Es ist Zeit."

„Ach, wenigstens noch eine Minute. Sie müssen mir doch noch adieu sagen."

Er kehrte wieder um und fragte teilnehmend:

„Geht's Ihnen jetzt besser?"

Sie rieb sich die Augen, gähnte herzhaft, dann sagte sie ziemlich vergnügt.

„Mir scheint, ich hab ganz fest geschlafen. — Ach, hören

Sie, morgen muß ich ſpielen. Da kommen Sie doch hin? Bitte, bitte, kommen Sie.“

Grabaus überlegte.

„Ich habe mich mit einem Freund verabredet.“

„Nehmen Sie den doch mit! Ich ſchicke Ihnen zwei Billets. — Nachher ſpeiſen wir zuſammen und plaudern noch ein bißchen. — Ich mag nicht gleich nach Haus fahren, aus dem Theater.“

„Ja, wenn ich meinen Freund mitbringen darf? Er iſt ein lieber, guter Menſch.“

„Gibt es das — gute Männer?“ fragte Maggie elegiſch. Aber dann ſprang ſie auf und ſagte enthuſiaſtiſch: „Ja, ja es gibt, Sie ſind ein ſolcher. O, ich danke Ihnen. Sie haben mich wunderbar getröſtet. Sie haben ernſthaft mit mir geſprochen. Und das brauch ich! Alle behandeln mich, als wenn ich ein leichtſinniges Ding wäre, wie ein Kind. Aber Sie — nicht wahr — Sie nehmen mich ernſt?“

„Ja,“ antwortete Grabaus und konnte doch ein leiſes Lächeln nicht unterdrücken.

Maggie gab ihm die Hand. Dann ging er.

☆ ☆ ☆

Nie in ſeinem Leben war Grabaus beim Ankleiden ſo ſorgſam vorgegangen, nie war er zugleich ſo verzagt geweſen wie heute. Er kämmte ſich Bart und Haar, wuſch ſich zum dritten Mal die Hände, beſchaute ſich mit hochgehaltenem Licht im Spiegel wie ein junges Mädchen. Doch plötzlich ſtellte er das Licht beiſeite und ſetzte ſich gedankenſchwer auf einen Stuhl.

Was ist das alles? dachte er. Bin ich denn ein Geck? Glaube ich denn, daß ich ihr besser gefalle, wenn ich mich wie ein Affe herausputze? Wozu gehe ich überhaupt dort hin? Was einmal schön war, kehrt nie zum zweiten Mal so wieder. Menschen umringen sie, sie muß die Weltdame spielen, und ich — ich werde steif, verschlossen und tief enttäuscht sein. Der eine Augenblick damals hob uns plötzlich empor, aus aller Umwelt, aller Konvention. Und wenn ich sie sehen will, wie sie wirklich ist, dann sollte ich lieber in den Tiergarten gehn und in die Sterne sehn.

Es klopfte, und der junge von Hellen trat ein. Grabaus sprang auf.

„Nun, schon gestiefelt und gespornt?“

„Ja. So weite Wege lassen sich schwer abschätzen. Und ich wollte lieber zu früh als zu spät kommen. Aber beeilen Sie sich, bitte, nicht. Wir haben noch Zeit genug.“

Er legte den Mantel ab, und da die beiden Rohrstühle mit Kleidungsstücken und Büchern bedeckt waren, setzte er sich behaglich auf den Bettrand. Die wenigen Tage hatten ihn schon verändert. Sein Gesicht sah förmlich aufgeblüht aus und zeigte besonders jetzt, nachdem er sich den ganzen Tag in den Parks von Potsdam umhergetrieben hatte, die frischesten Farben.

„Na,“ fragte Grabaus, „wie fühlen Sie sich denn im Frack? Ist das nicht ein bißchen ungewohnt?“

„Ungewohnt und — ach Gott, was sind wir Menschen doch für Scheinwesen. Ich stehe nun mit meiner Wirtin so intim, gehöre förmlich zur Familie. Jeden Morgen kommt sie zu mir herein, räumt auf, klagt ihr Leid, fragt mich um Rat. Als ich krank war, hat sie mich gepflegt. Und ihre Kinder —

na, die betrachtenmeine Bude einfach als ihr Reich, spielen da, bringen sich Besuch mit, klettern auf mir herum. Aber heute.... Ehe ich ging, wollte ich noch was essen und schellte. Die Wirtin kommt herein. Aber wie sie mich im Frack sieht, stellt sie förmlich erschrocken die Lampe auf den Tisch. Das Kleinste läuft mir entgegen, aber die ältere Schwester weist sie zurück. ‚Biste verrückt, willste 'n Herrn schmutzig machen?‘ sagt sie. Sonst war ich immer der Onkel, jetzt wurde ich plötzlich der Herr. Was aber das Dummste war, ich selbst sah sie in diesem Moment mit anderen Augen an. Nie waren mir die armen Würmchen so schmutzig und verwahrlost vorgekommen. — Ich hab mich geschämt, hinterher.“

„So ist der Mensch. Wir werden immer ein wenig, was wir scheinen. — Aber hören Sie mal, ich habe mich da verleiten lassen, mir so ein neumodisches Ding von Krawatte zu kaufen, einen Selbstbinder. Kennen Sie sich mit dem Zeug aus?“

„Das habe ich, Gott sei Dank, noch auf der Schule gelernt,“ erwiderte Wolf lachend. „Wenn Sie erlauben — halten Sie bitte mal den Kopf hoch!“

Nach allen Regeln der Kunst band er ihm die Krawatte um, worauf Grabaus sich recht ermutigt ein letztes Mal im Spiegel besah. Da es in der Tat noch ziemlich früh war, bestellte er eine Flasche Wein und ein paar Butterbrote. Während sie sich stärkten, geriet ihr Gespräch im Nu auf Dinge, die weltenweit von dem ablagen, was sie heut abend vorhatten. Als Wolf dann nach der Uhr sah, war eine Stunde vergangen, und war es höchste Zeit. Sie zogen schon die Mäntel an, da sagte Grabaus:

„Wie wär's, wenn wir überhaupt nicht hingingen? Wir

ſuchen uns irgend ein ſtilles Lokal und plaudern da gemütlich weiter?“

„Aber — ich habe meiner Schweſter verſprochen zu kommen und dann — möchte ich auch gerne Fräulein Thön wiederſehn.“

„Kommt die denn auch hin?“

„Sie ſagte wenigſtens —“

„O dann!“ lachte Grabaus.

„Ach es iſt nur — wir ſprachen doch an dem Abend über Grillparzer. Und da iſt mir noch etwas eingefallen, was ich ihr gerne ſagen möchte.“

„Kommen Sie! Kommen Sie! Übrigens war's nur Scherz, wir gehn natürlich hin.“

Schnell eilten ſie die Straße hinunter und ſchwangen ſich dann in eine Pferdebahn.

Stattliche, höchſt dekorative und würdige Diener nahmen ihnen am Eingang des Reichstags die Karten ab. Die Garderobenſtänder waren bereits überfüllt.

„Hat's ſchon angefangen?“ fragte Grabaus.

„Nein, aber es muß gleich beginnen,“ erwiderte die Garderobenfrau.

Klopfenden Herzens eilten die beiden die Treppe hinauf. Leuchtend weiß lag die Wandelhalle vor ihnen mit den Marmorſäulen und Wänden. Das Gewimmel der Menſchen verſchwand faſt in dieſem gewaltigen Raum. Ein Gefühl der Kleinheit ergriff Grabaus. Plaudernde Gruppen ſtanden hier und dort, alte, häßliche Damen in koſtbaren, geſchmeideſtrotzenden Toiletten, bei denen die Schleppe gut machen mußte, was das Geſicht verdarb, junge Frauen mit roſigen Wangen und Schultern, deren Gewänder nur wie ein natürlicher Schmuck ihrer

ſelbſt erſchienen, Herren im Frack mit künſtlich intereſſanten Mienen, Offiziere in ordensgeſchmückten Uniformen. Es war das erſte Mal, daß die Reichstagsſäle für eine öffentliche Feſtlichkeit hergegeben waren. Aber die umherſtehende, plaudernde, auf- und abwogende Menge ſchien ſich hier ſchon ganz zu Haus zu fühlen. Selten, daß irgend ein Beſchauer eine Meinung äußerte! ‚Sehr nett, ſehr hübſch.‘ ‚Hat auch ’ne ſchöne Stange Gold gekoſtet.‘ Den meiſten lag offenbar an der Wirkung ihrer Perſon in dieſen Räumen viel mehr als an der Wirkung der Räume ſelbſt.

In einer Ecke entdeckte Grabaus unverſehens den Miniſterialdirektor Wohlbold. Ganz unſcheinbar ſah er aus zwiſchen all dem glänzenden Getier, mit dem kurzen Ordenskettchen auf dem Frack. Wie immer ſteckte die eine Hand in der Hoſentaſche, und Grabaus ſah vor ſich den rieſigen Hausſchlüſſel, mit dem ſie ſpielte. Wohlbold ſprach lebhaft mit einem älteren Herrn, geſchäftliche Angelegenheiten wie es ſchien, ſeine Augen lagen halb geſchloſſen in dem groben, undurchdringlichen Geſicht, nur als eine hübſche, tief dekolletierte Frau dicht an ihm vorbeiging, verklärten ſie ſich, wie der Blick eines Feinſchmeckers, dem unverhofft ein leckerer Biſſen auf die Zunge gerät.

Plötzlich klopfte jemand Grabaus auf die Schulter.

„— ’n Tag! ’n Tag! Du noch hier? Ich denke, du wärſt längſt wieder in deinem Neſt.“

Er erkannte Fritz Gebhard, ſchüttelte ihm die Hand, aber ehe er noch etwas antworten konnte, war der Maler ſchon wieder verſchwunden.

„Wir ſehn uns ja noch!“ rief er ihm nach.

Grabaus hatte ſeinen Arm unter den Wolfs gelegt, die

beiden ſchoben ſich durch das Gewühl, indem ſie eifrig umherſpähten.

Auf einmal erblickte Grabaus Marie Luiſe.

„Dort iſt Ihre Frau Schweſter. In den vorderen Reihen,“ ſagte er mit erſtickter Stimme.

„Wen haben Sie geſehen? Fräulein Thön?“

Grabaus ſchüttelte den Kopf. Er fühlte, wie ſein Blut zum Herzen ſtrömte, eiskalt war ihm geworden.

„Dort hinten ſteht Ihre Frau Schweſter. Wollen Sie ſie nicht begrüßen?“

„Aber natürlich, wenn ich nur wüßte, wo?“ entgegnete Wolf harmlos.

Sie mußten einen weiten Bogen machen, um dorthin zu gelangen. Viele Reihen von Stühlen, Menſchen, die ſich hier beſonders drängten, trennten ſie von der Gruppe, in der Marie Luiſe ſich befand. Endlich hatte Wolf ſeine Schweſter erkannt, Grabaus folgte ihm langſam, blind für alles, was ihn umgab, nur die eine, noch ferne Geſtalt ſehend. Mit jedem Schritt, den er ſich ihr näherte, ſchlug ſein Herz gewaltiger.

Während der letzten Tage hatte er auf den Straßen immer die Balltoiletten anſchauen müſſen, die in den Auslagen der eleganten Modeläden prangten. Früher war er an ſolchen Schaufenſtern achtlos vorbeigegangen, jetzt aber zogen ſie ihn magnetiſch an. In Weiß, in Roſa, in Fraiſe, in Creme, in allen möglichen Farben und Stoffen hatte Marie Luiſe dann ſeiner Phantaſie vorgeſchwebt. Als er ſie nun aber wirklich ſah, in dem Kleid von türkisblauer Seide, aus dem weiß wie der Marmor der Wände, doch tauſendmal zarter, ihre Schultern herauswuchſen, um den Hals ein ſchmales Sammetbändchen, mit einem einzigen großen Brillant darauf, da hatte er

augenblicklich das unumstößliche Gefühl, daß sie ein anderes Kleid gar nicht hätte tragen können.

Wolf begrüßte Schwester und Schwager. Und jetzt reichte Marie Luise auch Grabaus die Hand. Dieser machte nur eine tiefe Verbeugung. Sagen konnte er kein Wort. Mit aufrichtiger Freude schüttelte der Major ihm die Rechte.

„O, das ist ja ausgezeichnet! Nun können wir Ihnen schon hier gleich danken. — Aber sagen Sie mal, haben Sie schon Platz? Es wäre doch nett, wenn wir beisammen blieben. Übrigens — erlauben Sie — —“

Eine Menge Namen, mit Titeln und Würden belastet, umschwirrten die beiden, die sich blindlings nach rechts und links verneigten.

„Wolf, vielleicht könntest du noch ein paar Stühle ergattern,“ sagte der Major zu seinem Schwager, nachdem das Vorstellen erledigt war.

Während dieser sich diensteifrig zu suchen anschickte, wandte Marie Luise sich an Grabaus. Unmerkliche Befangenheit lag in ihrem Ton, als sie nach kurzem Zögern sagte:

„Seltsam, dies Zusammentreffen mit meinem Bruder.“

„Ja — seltsam,“ erwiderte er mit verlorenem Blick.

Von der Galerie herab ertönten plötzlich Fanfaren. Das Publikum nahm nun eilig Platz. Wolf hatte nur einen Stuhl gefunden, den er ans Ende der Reihe stellte. Auf diesen mußte Grabaus sich setzen. So war er ganz in Marie Luisens Nähe, nur vier Leute trennten sie und ihn, und doch konnte er sie nicht sehn. Und während die schmetternden Klänge gleich feurig sich aufbäumenden Wogen gegen die Marmorwände brandeten, ergriff ihn ein ungeheurer Schmerz. Ihm schien, als sei sie ihm ganz entrückt, unerreichbar für jetzt und alle Ewigkeit, als

ſtänden all die Menſchen, deren ſtolze Namen er vorhin gehört, die ihrem, nicht ſeinem Kreis angehörten, wie ein feindliches Bollwerk zwiſchen ihr und ihm. Was war er? Was konnte er werden? Bei allem Glück, wenn die Zukunft ihm noch ſo hold war! Sein Name konnte Glanz gewinnen. Den Ruhm eines hervorragenden Gelehrten vermochte er zu erringen. Dann würde ſie mit Achtung von ihm ſprechen. Seine Bücher würden ihr vielleicht Intereſſe einflößen, doch immer blieb die Kluft unüberwindlich beſtehn. Immer war er der Menſch aus einer anderen Welt.

Der letzte ſchmetternde Ton war verklungen, wie der letzte glühende Sonnenſtrahl plötzlich erliſcht. Nun wurde es ganz ſtill. Nur das leiſe Surren einer elektriſchen Lampe war hörbar, und dann und wann das Rücken eines Stuhls. Lange Minuten währte dieſe Stille, wurde tiefer und tiefer. Von den marmornen Säulen, den ſchneeweißen Wänden, aus der hohen Kuppel ergoſſen ſich Ströme andachtsvoller Schauer, ganz von ſelbſt wandelte die profane Halle ſich in eine Kirche.

Da erklang Beethovens: ‚Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre.‘

In gewaltiger Fülle und doch in bebender Scheu, in kraftvollem Jubel und zart zugleich wie erſtes Frühlicht ſchwebten die Männerſtimmen dahin, den weiten Raum erfüllend mit einer einzigen Woge von Licht und Sieg und Freude.

Und Grabaus eben noch verzagtes Herz flog empor, wie mitgeriſſen von dieſen ſchwingenden Tönen. Ihm ſchien der jubelnde Chor Preis und Ehre Marie Luiſens zu verkünden. Mochte ſie in unerreichbaren Fernen über ihm ſchweben, war es nicht Glücks genug, ſie nur zu kennen und zu ihr aufzuſchauen wie zu einem ſtrahlenden Stern?

Sehr lange dauerten die Vorträge, viel zu lange, als daß die andächtige Stimmung, den Großstädtern ohnehin so ungewohnt, hätte stand halten können. Als immer neue Kantaten und Hymnen angestimmt wurden, da blickte manch einer seufzend auf das Programm, und manche Dame drehte sich unlustig auf ihrem Stuhl, in dem Gedanken, daß sie doch nicht diesem ehrwürdigen Männerchor zuliebe für zehntausend Mark Brillanten angelegt hätte.

Das Auftreten einer Solistin wirkte wie Erlösung. Mit rauschendem Beifall wurden ihre Vorträge aufgenommen. Aber es entsprach doch der allgemeinen Stimmung, als am Ende ein Herr zu seinem Nachbar äußerte: „Klatschen Sie nur nicht zu viel, sonst gibt sie noch was zu."

Natürlich gab sie noch etwas zu. Auch das wurde mit Anstand angehört. Als dann aber der letzte Ton verklungen war, entstand eine förmliche Flucht in den Nebensaal, wo die Büfetts aufgestellt waren.

Die Gesellschaft um Marie Luise nahm an einem von Gebhard reservierten Tisch Platz. Ein Kellner brachte Sekt und kalte Sachen. Neben Marie Luise saß ein schöner, alter General, der von der großen Vergangenheit schwärmte, als Bismarck noch im Reichstag gesprochen hatte. Ein junger, blasser Graf, mit mädchenhaften Zügen und dünner Stimme erklärte die ganze Architektur für verfehlt. Diese Verschwendung von Marmor, diese kolossalen dorischen Säulen paßten für Leute in bunten, dekorativen Kostümen, aber nicht für moderne Menschen.

Wolf, der noch immer unruhig nach Maggie ausspähte, führte eine etwas mühsame Unterhaltung mit einem jungen Mädchen aus Potsdam.

„Ich war heute den ganzen Tag in Potsdam, gnädiges Fräulein," erzählte er.

„In Potsdam —" erwiderte die junge Dame.

„Ich habe die Parks durchstreift. Das heißt, in den Schlöffern war ich natürlich auch. Am besten hat mir doch Sansfouci gefallen."

„Sansfouci —" erwiderte die junge Dame.

„Dort ist wirklich alles noch in seiner Ursprünglichkeit erhalten. Man fühlt sich förmlich angeweht vom Geist des alten Fritz."

„Der alte — Friedrich der Große!" erwiderte die junge Dame.

„Gnädiges Fräulein kennen natürlich Sansfouci?"

„Sansfouci — ja — von außen. Ich war mit Mama im Neuen Palais."

Die Mama, eine alte, dicke, kleine Exzellenz mit viel falschem weißen Haar unterhielt sich desto lebhafter mit Grabaus. Nachdem sie sich genau erkundigt hatte, wer und woher er sei, sagte sie:

„Ich muß mich doch sehr wundern, wie falsch man von den Zeitungen unterrichtet wird. Da liest man, daß die Herren im Reichstag sich immer streiten und verschiedener Meinung sind. Aber von ihrem schönen Männerchor hat noch nie etwas drin gestanden. Es hat mich wirklich sehr gefreut, wie sie da alle so einträchtig miteinander sangen."

Von ihrer Meinung, daß der Männerchor aus Reichstagsmitgliedern zusammengesetzt sei, war die alte Dame nicht leicht abzubringen, und Grabaus ließ sie auch dabei. Was er sprach und hörte, das sprach sein Mund und hörte sein Ohr, er aber, der lebendige Mensch, war ganz von der Nähe Marie

Luiſens erfüllt. Er ſah ſie nicht an, nur in langen Zwiſchenräumen warf er einen flüchtigen Blick nach ihr, aber ſein Herz ſog ſich von ihr voll, als ſtrömte mit jedem Atemzuge ein Hauch von ihr in ſein Inneres. Einmal ſprach ſie über den ganzen Tiſch herüber mit ihm, fragte, ob die Stimmen nicht wunderſchön geklungen hätten? Und nun tönten ihre Worte immer in ihm fort. Ob die Stimmen wunderſchön geklungen hätten? Ach, was wußte er noch vom Geſang?! Ihre Stimme klang ſchön, ihr Auge war lieb und gut, alles erhellend und alles verdunkelnd wie die Sonne ſelbſt.

Draußen in der Wandelhalle ertönten Walzerklänge. Die Tiſche leerten ſich. Auch Marie Luiſe erhob ſich, am Arm des ſchönen, alten Generals, der die Fußſpitzen immer zuerſt auf den Boden ſetzend, mit ſeinen ſteifen Beinen jugendlich und behend daherſchritt wie ein Militärpferd, wenn es den Parademarſch hört. Die kleine, dicke Exzellenz wandte ſich an Grabaus und ſagte:

„Nun müſſen Sie mir ein bißchen die Berühmtheiten zeigen, Herr Doktor. Berühmte Leute intereſſieren mich ſehr.“

„O Gott,“ erwiderte dieſer, „verzeihen Sie, Exzellenz, ich kenne keine Berühmtheiten. Ich kenne hier überhaupt kaum zwei, drei Menſchen. Aber mein Freund kann Ihnen dienen.“

Kurz entſchloſſen ergriff er den Maler beim Arm, ſtellte ihn vor und erklärte ihm den Wunſch der Exzellenz.

Dienſteifrig und beglückt reichte Gebhard der kleinen Dame ſeinen Arm.

Als Grabaus in die Halle trat, ſtieß Wolf ihn in die Seite.

„Schon elf! Und ich habe ſie noch immer nicht geſehen!“ flüſterte er in verzweifeltem Ton. Dann ſchielte er mit viel-

sagender Miene auf seine Nachbarin, die mit dem ausdruckslosen Gesicht eines wohlerzogenen Mädchens neben ihm herschritt.

Grabaus stand hinter einer Säule, und während bald nah, bald fern das türkisfarbene Kleid Marie Luisens auftauchte, das einzige von diesem Farbenton in der ganzen bunten Menge, war ihm ganz so zumut, wie er es sich gedacht: sehnsuchtsverzehrt, dem Weinen nah und doch beglückt. Er war überzeugt, daß es so bis zum Schluß des Festes bleiben würde. Wie sollte sie in diesem Trubel Zeit gerade für ihn haben? Als er sie dann aber in einer kleinen Gruppe an der Seite ihres Gatten sah, als er bemerkte, wie sie einem Offizier, der sie um einen Tanz bat, diesen abschlug, da drängte er sich durch das Gewühl zu ihr hin, und ihm war zumut, wie einem Menschen, der in ein brennendes Haus stürzt, um, koste es, was es wolle, sein Liebstes dort herauszuholen.

Sobald der Major seiner gewahr wurde, streckte er ihm freundlich die Hand hin.

„Wir haben immer nach Ihnen ausgeschaut, Herr Doktor. Nun ist bald Mitternacht und kaum, daß man miteinander gesprochen hat. Dabei hat mir meine Frau den ganzen Tag in den Ohren gelegen, wie viel Dank wir Ihnen schuldig sind. Nun, Kind, entledige dich deiner Pflicht. Aber mach es nur nicht wie so manches Mal, daß du dich dann nicht das Rechte zu sagen getraust."

„Ich glaube, Herr Doktor Grabaus weiß ganz gut, was ich ihm sagen will," erwiderte Marie Luise, „und daß sich das nicht sagen läßt, wenn einen jeden Augenblick gleichgültige Menschen unterbrechen. Aber kommen Sie, setzen wir uns."

Sie ging voran zu einem Stuhl und setzte sich.

„Gnädige Frau, ich bitte Sie, sagen Sie nichts von Dank. Wofür denn Dank?“

„O doch, wir sind tief in Ihrer Schuld. Und ich besonders. Sie haben mir einfach meinen Bruder wiedergeschenkt.“

„Aber was habe ich dazu getan? Ihm Dinge gesagt, die er selbst längst gefühlt hatte. Auch ohne mich wäre es so gekommen.“

„Aber wir alle haben auf ihn eingeredet. Uns hat er nicht geglaubt. Mir, seiner Schwester, hat er vor einem Jahr beinah die Tür gewiesen.“

„Damals war es eben noch zu früh.“

„Vielleicht, ja. — Aber Sie glauben nicht, wie ich mich um ihn geängstigt habe. Wohl ganz verkehrter Weise. Aber man ist so. Wir Frauen, glaub ich, sind besonders so. Was uns groß und nachahmenswert bei anderen erscheint, setzt uns in Angst, wenn es Menschen tun, die wir lieb haben, und für die wir uns verantwortlich fühlen.“

„Aber Sie haben sich wirklich umsonst geängstigt, gnädige Frau.“

„Das sage ich mir ja auch. Jetzt, wo er sich zurückgefunden hat. Aber wenn ich denke, er hätte sich zeitlebens in diesem Elend begraben —“

„Das ist es eben — zeitlebens!“ erwiderte Grabaus lebhaft. „So ist es immer, wenn Menschen etwas Außergewöhnliches tun. Dann kommen immer die Furchtsamen und sagen: ‚Noch mag das ja nicht schlimm sein, aber was soll draus werden, wenn es so weiter geht?‘ Doch da liegt eben das Geheimnis. Es geht niemals immer so weiter. Über kurz oder lang kommt von selbst die Reaktion. Die Natur strebt durch Kontraste zur Harmonie. Und wenn das Handeln eines Menschen nur aus

gesunden Instinkten entspringt, dann sollten wir ihm seine Einseitigkeit und Maßlosigkeit gern verzeihen. Aber wir, die wir uns für irgend einen Menschen verantwortlich fühlen, sind immer froh, wenn er nur hübsch auf dem rechten Weg bleibt, nirgendwo anstößt, nie sich verliert. Und doch wissen wir alle, diese Normalmenschen sind immer Nachahmer gewesen und haben nie etwas Tüchtiges geleistet."

Gebhard stand hinter ihnen.

„Was für ein ernsthaftes Ballgespräch!"

Etwas nervös und ungeduldig wandte Marie Luise sich um.

„Verzeihung, gnädige Frau, wenn ich unterbrach."

„Bitte."

„Ich bin nämlich baß erstaunt, meinen Freund noch in Berlin zu sehn."

„Ich soll morgen einen Vortrag halten," erklärte Grabaus.

„O — also die Wissenschaft hat dich gehalten!"

„Wer ist eigentlich die hübsche Dame, mit der mein Bruder tanzt?" wandte Marie Luise sich an Grabaus.

„Die Dame dort — Ah, das ist ja Fräulein Thön, eine Schauspielerin vom deutschen Theater. Ihr Herr Bruder hat sie durch mich kennen gelernt, und ich wieder durch diesen Herrn."

Mit großen Augen sah jetzt auch der Maler auf die beiden, die, strahlend und ganz mit sich beschäftigt, ohne jemand anders zu sehn, schnell immer näher kamen.

„Wahrhaftig ja — Fräulein Thön. — Aber Verzeihung, meine Gnädigste — ich seh da plötzlich — —"

Gebhard machte eine tiefe Verbeugung und verschwand mit eben noch schicklicher Eile. Etwas schadenfroh schaute Grabaus ihm nach. Wolf und Maggie aber walzten arglos vorüber,

mit roten Wangen, glänzenden Augen und bis über die Ohren verliebt.

„Wie reizend die beiden tanzen!“ ſagte Marie Luiſe. „Ach, bin ich froh, den Jungen wieder tanzen zu ſehn. Das hätte ich nie geglaubt. Und ſo vergnügt! Er ſtrahlt ja vor Glück.“

„Ich glaube, Sie tanzten auch gern, gnädige Frau.“

„Ja, mit Vergnügen,“ erwiderte ſie und erhob ſich ſchnell.

„Ach, und ich bin ein ſo miſerabler Tänzer —“

„O, verſuchen Sie's nur. Es geht gewiß. Nach dieſem Walzer muß es gehn. Das iſt mein Lieblingswalzer. Den kennen Sie doch?“

„Ich muß zu meiner Schande geſtehn —“

„Den Walzer aus dem Freiſchütz kennen Sie nicht? Und wiſſen nicht die reizende Geſchichte, wie Weber ihn komponiert hat?“

„Nein.“

„Er hatte ſchon die ganze Oper fix und fertig. Nur ein Walzer fehlte ihm noch. Aber nicht der leiſeſte Takt wollte ihm dazu einfallen. Wie er nun ganz verdrießlich in ſeinem Zimmer auf und abrennt, tritt ſeine Wirtin, Madame Nudelbeck ein. Da fängt's auf einmal an, in ihm zu klingen, er faßt die dicke alte Dame um die Taille, dreht ſie herum und ſingt dazu immer: ‚Mutter Nudelbecken — Mutter Nudelbecken — Mutter Nudelbecken.‘ Das war die Melodie. — Verſuchen Sie's nur.“

Während ſie mit geſchicktem Griff ihre Schleppe aufraffte, legte er bebend ſeine Hand um ihren ſchönen Leib. Er mochte ein ungewandter Tänzer ſein, doch wenn in dieſem Augenblick Marie Luiſe von ihm gefordert hätte, auf turmhohem Seil

zu tanzen, auch das hätte er mit Meisterschaft gekonnt. Er war nicht mehr er selbst, sondern ein Wesen von unbegrenzt gesteigerter Kraft, das Mut und Geschick einfach zu allem in sich fühlt. So glitten sie dahin über den köstlich glatten und wie nachgiebigen Marmorboden. Marie Luise hatte den Kopf leicht auf die rechte Schulter geneigt, und während um ihre geöffneten Lippen ein strahlendes Lächeln lag, summte sie in leisem Ton zu der Musik: ‚Mutter Nudelbecken — Mutter Nudelbecken — Mutter Nudelbecken.‘

Er hielt sie fest umschlungen und hatte das Gefühl, nicht daß er sich drehte auf festem Untergrund, sondern daß er höher und höher schwebte mit dieser leichten Gestalt, und daß die Menschen ferner und ferner unter ihm verschwanden. Er hätte von selbst nicht aufhören können, und als die Musik dann abbrach, schwebte er weiter mit ihr dahin, bis Marie Luise endlich langsam mit ihm zur Erde herunterſank und in der Nähe ihres Gatten anhielt.

„O,“ sagte sie tief aufatmend, „und Sie wollen ein schlechter Tänzer sein?“

„Kind, Kind,“ drohte der Major, „das war ja ein nimmer endender Tanz!“

Grabaus verneigte sich tief, und, war es Zufall, war's seine Einbildung: als er sie losließ, spürte er einen kurzen, leisen Druck ihrer Hand. In diesem Augenblick traten gerade mehrere Menschen heran, so konnte er verschwinden, ohne daß es auffiel.

Wie im Traum ging er an den Leuten vorüber, kam durch den Nebensaal, in welchem Kellner die jetzt leeren Tische abräumten, in ein Zimmer, wo an grün bezogenen Tischen in bequemen Lederſesseln Gruppen miteinander plauderten, geriet

in ein anderes Zimmer und scheuchte dort ein einsames Liebespaar aus zärtlicher Unterhaltung, schritt dann durch eine von selbst sich öffnende Tür in einen dunklen, holzgetäfelten, nur durch einige Kerzen erhellten Raum. Es war der Sitzungssaal des Reichstags. Auf den ersten besten Stuhl setzte er sich nieder, gerade dort, wo die aufrührerische Linke ihren Sitz hatte. Der weite, dämmernde Raum mit dem schwach schimmernden Oberlicht von Milchglas und hier und dort ein zitternder Reflex auf dem polierten Eichenholz, die leeren Galerieen und die Verlassenheit dieser vielen, vielen Sitze, dazu die Stille, in der doch erregte Worte noch zu schwirren schienen — das alles war seltsam und fast geheimnisvoll. Er hatte die Arme aufgestützt, die Hände umpreßten den Kopf. So starrte er von Schauern durchrieselt vor sich hin: ein Mensch, der in Gefahr ist, daß ein Übermaß im Innern tobender Kräfte das feste Gefüge seiner Persönlichkeit zersprengt.

Man sagt, die Chicagoer Weltausstellung sei durch den Druck einer Kinderhand auf den elektrischen Kontaktor eröffnet worden. Im Augenblick, wo dieser schwache Finger die Drähte verband, begannen die Maschinen zu arbeiten, die Räder zu schnurren, die Hämmer zu sausen, die Turbinen zu kreisen, die Wasser ihre gischtigen Fluten zu ergießen — in diesem Augenblick wurden Millionen schlummernder Menschenkräfte wach.

Und so war es auch in Grabaus. Der Händedruck Marie Luisens hatte sein Inneres aufgerührt und in Bewegung gebracht, daß alles, was fest und unverrückbar gewesen, jetzt in Fluß geriet. Es gab nichts Festes, nichts Unmögliches, nichts Unerreichbares mehr. Sein Ehrgeiz, sein Amt, sein Weib, seine Kinder, Marie Luise, ihr Gatte: alles dies, was soeben noch so sicher dagestanden hatte, verwandelte sich nun in Nebel

und Rauch. Mit leuchtenden Bildern ſtieg eine neue Welt empor.

Er lehnte ſich zurück, breitete die Arme aus und flüſterte kaum ihm ſelbſt vernehmbar ihren Namen. Und in dieſem Saal, der ſo viel weithin ſchallende Reden vernommen hatte, waren wohl noch nie Worte aus ſo inbrünſtigem Herzen gekommen.

Wissen Sie, Bruder Wolf," sagte Grabaus zu dem jungen von Hellen, indem er ihn unterfaßte, „ein ganz kolossaler Kerl müssen Sie werden. Wenn man eine solche Schwester hat, wie die Ihre, die einen so liebt — Aber nun erzählen Sie weiter. Also was tat Ihre Schwester nach dem Tode Ihres Vaters?"

Die beiden Freunde hatten an diesem Sonnabendnachmittag von Jena aus einen längeren Spaziergang unternommen und schritten jetzt munter durch einen lehmigen Hohlweg dem nahen Walde zu. Es herbstete schon stark. In den Schlehdornhecken dunkelten die schwarzen Beeren. Letztes Glühn der Abendsonne brach durch den grauen Nebeldunst und ließ die roten Kronen einer fernen Kirschbaumallee wie brennende Büsche aufflammen. In dem welligen Terrain erhoben sich gleich riesigen Maulwurfshügeln nebelumdünstete Strohmieten, und in der Ferne warf lautlos und schemenhaft eine Windmühle ihre Flügel durch die Dämmerung.

„Ja, nach dem Tode meines Vaters —" begann Wolf, unterbrach sich aber gleich und fragte: „Aber langweilt Sie das auch nicht? Ich hab's doch schon mal erzählt."

„Nein, nein, durchaus nicht," sagte Grabaus ungeduldig.

„Also mein Vater starb grade, als er Minister werden sollte. Er hatte schon längst die Geschäfte geführt, seine Er-

nennung ſollte veröffentlicht werden, da bekam er zu ſeinem Aſthma eine Lungenentzündung, und in acht Tagen war er tot. Nun müſſen Sie wiſſen, was das in einem kleinen Reſidenzneſt bedeutet. Eben waren wir noch die erſten Leute in der Stadt, plötzlich wurden wir nichts. Es war einfach, als wenn in einem Haus alle Lichter ausgelöſcht werden und man im Dunkeln ſitzt. Ich ſelbſt, damals noch ein dummer Schuljunge, merkte den Unterſchied. Na, eines Tages ſprach ich darüber mit meiner Schweſter: es wäre doch jetzt alles ſo anders, da ſagte ſie zu mir: ‚Höre mal, Wolf, du mußt mal ganz verſtändig ſein. Wir werden jetzt wohl noch manches herunterſchlucken müſſen. Denn Papa hat gar nichts hinterlaſſen. Wir ſind einfach arme Leute. Aber deshalb mußt du doch immer den Kopf recht hoch tragen und wahnſinnig ſtolz auf deinen Vater ſein, denn er war doch der erſte Mann in der Stadt. Aber für Mama iſt das ſchrecklich. Sie darf um Gottes willen nichts merken. Wir müſſen ihr einfach Komödie vorſpielen.‘ Ich ſage: ‚Wie fangen wir das aber an?‘ ‚Das werd ich ſchon machen‘, meint ſie. ‚Nur mußt du mir ein bißchen helfen. Vor allem immer recht vergnügt zu Haus ſein und der Mama rechte Freude machen, gute Zeugniſſe bekommen etc. pp. Im übrigen, wenn du jetzt deine Anzüge ein bißchen beſſer ſchonen könnteſt, ſo wäre das ſehr erwünſcht. Das andere will ich ſchon beſorgen.‘ — Und wie ſie dann den ganzen Haushalt eingerichtet hat, das war einfach koloſſal. Ich glaube, manchmal hat ſie nicht mehr aus noch ein gewußt. Aber gemerkt hat man nichts davon. Immer war ſie fidel. Ja, einmal hat Mama zu mir geſagt: ‚Wenn ich Liſe nicht beſſer kennte, ſo würde ich wahrhaftig glauben, ſie hätte kein Herz. Da trägt ſie Trauerkleider, aber von Trauer merkt man nichts.‘ — Alſo

wir schränkten uns aufs äußerste ein, ohne daß Mama es recht merkte. Wenn sie sich manchmal wunderte, dann lachte meine Schwester und sagte: es wäre doch so viel gemütlicher. Der Diener wurde gleich entlassen, damit war Mama ja auch ganz einverstanden. Aber daß auch die Jungfer gehn sollte, wollte ihr gar nicht in den Kopf. Da hat meine Schwester sie jeden Morgen selbst frisiert. Und so machte sie's mit allem. Ich hatte französische Privatstunden. Die gab sie mir nun. Sie hat manchmal selbst gekocht und gebügelt. Und dabei müssen Sie bedenken, daß sie noch vor kurzem das gefeiertste Mädchen gewesen war. — Und dann sollte die erste Etage vermietet werden. Hätte Mama gewußt, daß das der Miete wegen geschah, sie wäre totunglücklich gewesen. Aber Marie Luise sprach immer davon, es wäre ihr so gruselig, sie mit Mama allein im Hause, ohne ein männliches Wesen, — ich zählte damals noch nicht — daß Mama schließlich selbst auf die Idee kam. Und als dann mein Schwager erschien, mit dem Lise schon längst unterhandelt hatte, da war Mama ganz beglückt und meinte, es sei ihr Werk."

„Verkehrte Ihr Herr Schwager lange bei Ihnen, ehe Ihre Frau Schwester sich mit ihm verlobte?"

„Beinah ein Jahr. Das war eine riesig nette Zeit. Ich weiß noch, wie er das erste Mal ganz feierlich zum Tee geladen wurde. Später kam er dann immer öfter. Ich konnte ihn riesig gut leiden. Er nahm mich immer für voll, das tat mir natürlich sehr wohl. Eines Tages fragte mich meine Schwester, wie mir der Major eigentlich gefiele? Ich lachte und sagte: ‚Meinst du, ich hätte nicht längst was gemerkt? Ich weiß alles.' Sie wird ganz rot und sagt: ‚J, du dummer Bengel, was hast du gemerkt?' ‚Na,' meine ich, ‚das ist ja doch

ganz klar, daß der Major — wir nannten ihn untereinander nämlich immer den Major — es auf Mama abgesehen hat.' Da fährt meine Schwester zusammen und sagt nur: ‚Du bist wohl verrückt.' Und dann rennt sie hinaus. — Mir war wohl ein bißchen komisch zumut. Aber von der eigentlichen Sache hatte ich keine Ahnung. Aber zwei Tage darauf sagt meine Schwester zu mir — in einem Ton, den ich nie vergessen werde: ‚Wolf, der Major hat heute um meine Hand angehalten. Ich habe ihn sehr lieb und habe ja gesagt.'"

„Nun, und Sie? Was machten Sie darauf?"

„Ich? So plötzlich kam mir das, und ich war so verwirrt, daß ich meiner Schwester einfach um den Hals fiel und furchtbar heulte. Und dann bin ich herausgelaufen. Wissen Sie, im Garten hatten wir nämlich einen Birnbaum. Einen prachtvollen, großen Baum. Die Birnen taugten freilich nichts. Auf den war ich früher schon immer gern geklettert. Aber den Tag bin ich bis in die äußerste Krone gestiegen und hab da angefangen, mich zu schaukeln. Ich dachte, fliegste runter, dann fliegste. Aber nur die Birnen prasselten herunter, und der Baum hat bis in die Wurzeln gebebt. Daß jemand meine Schwester heiraten wollte — der Gedanke war mir so ungeheuerlich. Und nun noch der Major! Ich war ja noch ein dummer Bengel, aber ich hatte doch schon ein dunkles Gefühl, wie gewagt, eigentlich wie unnatürlich eine solche Ehe war, denn mein Schwager ist doch an die dreißig Jahre älter als meine Schwester. Nun, und doch ist alles gut gegangen. Denn sie sind beide miteinander glücklich."

Sie hatten die Höhe erreicht. Ein schmaler Fußpfad führte am Wald entlang. Hohe Ginsterbüsche streiften ihre Hände und ließen kühle Tropfen darin zurück. Am fernen Horizont

schwebte im grauen Gewölk grade über einer einsamen emporragenden Fichte der dunkelrote Vollmond, wie eine seltsame rote Mohnblüte am schwarzen Stiel. Ein weiter Blick eröffnete sich ihnen über tiefe Täler zu fernen, schwarzen Waldrändern. Der Weg bog ab und führte sie in den Wald, der so finster war, daß die beiden einander kaum erkannten. Da sagte Grabaus plötzlich, als wenn er sich selbst Antwort gäbe auf viel verschlungene, einander widersprechende Gedanken:

„Und seltsam bleibt es doch."

„Ach," erwiderte Wolf mit ahnungsloser Bestimmtheit, „seltsam ist es doch nur für Fernstehende, für Leute, die nur die Tatsachen kennen, daß ein Mann von zweiundfünfzig eine junge Frau von einundzwanzig geheiratet hat. Aber wer die beiden kennt, wer weiß, wie innerlich jung noch mein Schwager ist, und wer die Natur meiner Schwester kennt, der weiß, die beiden müssen glücklich sein. Sehn Sie, meine Schwester ist ein so glücklich veranlagtes Wesen. Eigentlich ist sie wunschlos. Lassen Sie sie in eine vergnügte Gesellschaft kommen, dann ist sie die Fröhlichste von allen. Sie haben Sie doch auf dem Reichstagsfest gesehn. Aber sie braucht keine Feste. Zu Haus in der Stille fühlt sie sich ebenso wohl. Sie weiß sich überall einzurichten. Eigentlich ist sie ein Mensch, der ganz für andere lebt. Und wenn sie eine Schwäche hat, so ist es diese, daß sie immer noch für andere sorgen muß. Damals nach meines Vaters Tode, als wir doch mit jedem Groschen rechnen mußten, da hatte sie noch ein ganzes Rudel armer Teufel, denen sie half. Einen Schulkamerad von mir, der seine Eltern verloren hatte, haben wir ins Haus genommen. Dann war da ein früheres Mädchen, für das ist sie wochenlang herumgelaufen, um ihr eine Stellung zu verschaffen. Und dann — ach, ich

weiß das alles nicht mehr. Mir ſchwebt bloß ihr Geſicht vor, wie ſie immer ſtrahlte, wenn ſie für andere Leute was erreicht hatte."

Ein gut Stück Weges waren ſie ſchweigſam weitergegangen, als ſie an eine Lichtung kamen. Der Mond war inzwiſchen höher geſtiegen und leuchtete ſilberblank durch die Wolkenſchleier, die eilig in mannigfachen Gebilden unter ihm dahinflogen. Irgend woher aus einem der tiefen Täler klang dann und wann vernehmbar Abendläuten. Vor ihnen glomm aus unſichtbarer Tiefe ein ſchwacher Lichtſchimmer und deckte den Himmel mit rötlichem Schein.

Grabaus wies darauf hin.

„Das kann Weimar ſein."

Sie ſtanden beide verſunken. Da klang aus weiter Ferne ein jubelnder Aufſchrei durch die dämmernde Stille, der Pfiff einer Lokomotive. Eine rote Schlange glühte auf, von weißen Krönchen umſchwebt, ringelte ſich eilends dahin und war hinter Bergen verſchwunden. Aber fröhlich wie jubelndes Lachen ließ ſie noch ein paar Mal den Lockruf erſchallen. Hei, hei, hei!

Und wie mit fortgeriſſen von dieſem Ruf war Grabaus in einem Nu nach Weimar getragen. Er öffnete die Tür eines großen Hauſes, trat in ein Zimmer, wo aus dem Lichtſchein einer Lampe, die auf einem kleinen Tiſchchen ſtand, Marie Luiſe ſich erhob und verwundert den abendlichen Gaſt anſchaute. Er ging ihr entgegen, ergriff demütig ihre Hand und ſagte etwas — er wußte die Worte nicht deutlich, doch der Sinn war der: „Ich bin ſehnſuchtsverzehrt und mich dürſtet nach Ihrer Nähe, Marie Luiſe. Ich möchte einer Ihrer Bettler ſein, gegen die ſie ſo gütig ſind.' Sie aber ſtreckte liebreich die Hände aus und ließ ihn an ihrer Seite ſitzen.

☆ ☆ ☆

Seit vierzehn Tagen befand Grabaus sich wieder in Jena. Äußerlich war alles wieder im alten Gleis, innerlich aber — — das Feuer, das sich damals in seiner Brust entzündet hatte, brannte weiter, strahlte heller und heller und erleuchtete den ganzen Umkreis seines Lebens. Wenn ehedem trübe und helle Stunden abgewechselt hatten, je nachdem ihm die äußeren Umstände günstig oder widrig waren, so wandelte er jetzt wie in einem ewigen Licht.

Alles glückte ihm über die Maßen. Er hatte sich vor dem Wiedersehn mit seiner Frau gefürchtet. Aber Frau Konstanze war nach seiner Rückkehr wie ausgewechselt. Der Umstand, daß der allmächtige Geheimrat sich für ihren Mann verwenden wollte, ließ ihr dessen Karriere als gesichert erscheinen, und als nach einigen Tagen gar ein Brief von Grabaus Vater eintraf, worin dieser schrieb, Wohlbold hätte sich sehr freundlich über Heinrich ausgesprochen und etwas von einer bevorstehenden Überraschung verlauten lassen, da hielt Frau Konstanze die Berufung ihres Mannes als ordentlicher Professor nach Preußen für ausgemachte Sache. Und während sie, die Beine weit gespreizt, auf ihrem umfangreichen Schoß die beiden Kinder schaukelte und bald das eine, bald das andere herzte, rechnete sie ihm vor, wieviel Gehalt er dann bekommen würde, wieviel Umzugsvergütung, wieviel Wohnungszuschuß und, später einmal, wieviel — Pension! Ein Mann mit Pensionsberechtigung war in ihren Augen das Muster der Vollkommenheit. Pappi war jetzt der große Mann in der Familie, selbst Mammikind merkte mit feinem Instinkt, daß eine gewaltige Veränderung eingetreten sei, und behandelte die Manuskripte ihres Vaters, die sie früher schonungslos bekleckt hatte, mit achtungsvoller Scheu.

Grabaus aber, in dem Gefühl, daß jetzt, wo er sich innerlich von seiner Frau losgesagt hatte, er desto mehr für ihr äußeres Wohlergehen sorgen müsse, stürzte sich auf die Arbeit mit so freudiger, kampfbereiter Hast, wie ein Landmann, der in der Ferne ein Gewitter drohen sieht und den Rest der schönen Ernte noch vorher in die Scheuern bringen will. Auch in ihm schien ganz unmerklich in der Stille der verflossenen Jahre eine reiche Ernte herangewachsen zu sein, er fühlte es drängen und regen in seiner von der Fülle wie auseinander gepreßten Brust, und die Gedanken lösten sich ab mit solcher Leichtigkeit, wohlgestaltet in prangender Schwere wie der reife Überfluß von den Fruchtbäumen der Gärten. Außer zahlreichen kleineren Arbeiten, die ihm vor allem schnellen Verdienst sichern sollten, begann er ein größeres Werk, an das er sich lange nicht herangetraut hatte. Jetzt aber, wo er es mutig unternahm, schien es längst auf ihn gewartet zu haben, und er schrieb daran, nicht wie einer, der dem fernen Ziel zustrebend, zugleich ängstlich bedacht ist, daß er sich nicht verirrt, sondern als wenn er von einer unsichtbaren Hand geführt, geradenwegs diesem Ziel entgegenliefe.

Auch in seinem Kolleg erlebte er eine freudige Überraschung. Denn trotzdem der Gegenstand, den er behandelte, dem allgemeinen Interesse fernlag, hatten sich weit mehr Studenten eingefunden als in den vergangenen Jahren. Und Grabaus sprach gleich in den ersten Vorlesungen mit solchem Feuer, wußte das engbegrenzte Gebiet so mit dem großen Ganzen menschlichen Wissens zu verweben, daß seine Zuhörer ihm nicht nur jedesmal Beifall spendeten, sondern daß sich in den nächsten Stunden auch noch immer mehr Hörer einfanden, statt daß, wie es sonst üblich, die Bänke allmählich leerer wurden. So flogen

die Tage dahin, Werkeltage, vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht mit Arbeit angefüllt, und doch eine feſtliche Zeit, eine Zeit höchſter Spannung, glücklichſten Gelingens. Ergriffen war er ganz und gar von jenem Feuer, das jedes Teilchen ſeines Weſens zur höchſten Kraft entflammte und bis in die letzten Tiefen alles Dunkle, Trübe und Zweifelhafte verzehrte.

Am Buß- und Bettag machte Grabaus mit Wolf den erſten Beſuch in Weimar. Seine Frau war durch eine Erkältung behindert, und er hatte ſie nicht gedrängt mitzukommen. Sie fanden den Major als Patienten auf dem Sofa liegen. Iſchias, ſein altes Leiden, das ihn ſchon mehrere Winter ſchwer geplagt hatte und ſeinerzeit auch der Grund ſeines Abſchieds geweſen war, hatte ihn wieder ergriffen. Außer dem Major und ſeiner Frau war auch deſſen Bruder, ein Arzt, anweſend, der mit im Haus lebte.

Doktor Platen oder Onkel Rudolf, wie er von den Familienmitgliedern genannt wurde, hatte außer gewiſſen gemeinſchaftlichen Familienzügen, die man erſt nach längerer Kenntnis der Brüder entdeckte, gar keine Ähnlichkeit mit dem Major. Die aufgeworfenen Lippen über dem ſtruppigen, grau melierten Bart gaben ſeinem Geſicht einen brummigen Ausdruck. Tiefe Querfalten durchſchnitten die mächtige Stirn, deren Wandung aus einer noch härteren und feſteren Knochenmaſſe zu beſtehen ſchien als bei anderen Menſchen. Er war kleiner als ſein

Bruder, von gedrungener Gestalt und gebeugter Haltung. J
Gehn oder Stehn pflegte er meist die Hände auf den Rück
zu legen und auf seine Stiefelspitzen zu schauen. Blickte
aber jemanden an, so geschah es mit solcher eindringlichen Kra
daß dem Betroffenen vor diesem stummen Beobachter wohl u
heimlich werden konnte.

Als die Besucher ins Zimmer traten, erhob dieser Man
sich aus einem Lehnstuhl in der finstersten Ecke des Zimmer
ergriff beim Vorstellen mit seiner ungefügen Rechten eines jed
Hand und quetschte ihm die Finger zusammen, daß sie krachte
Dann setzte er sich wieder stumm in den Lehnstuhl. In d
ganzen Zeit vor und während des Essens sprach er kaum dre
mal, und das war mehr ein Gebrumme als zusammenhängend
Worte. Aber immer wieder in kürzeren oder längeren Zwische
räumen spürte Grabaus die durchdringende Last seiner Blic
und so befangen machte dieser schweigsame Beobachter ihn, d
darüber das Glück, die geliebte Frau wieder zu sehn, ihm g
nicht rein zum Bewußtsein kommen wollte. Vergeblich müh
er sich ab, fröhlich zu sein. Immerfort mußte er denken: w
für ein unheimlicher Mensch! Was will er nur? Was geht
ihm vor? Wie kann Marie Luise es nur in seiner Gesellsch
aushalten?

Nach dem Essen machte man einen Spaziergang. Rau
reif bedeckte Baum und Busch, und der weite Rasen breit
sich wie eine silbergraue Decke von zartestem Seidenplüsch. Na
einigen vergeblichen Versuchen war es Grabaus gelungen, n
Marie Luise hinter den anderen zurückzubleiben. Da sagte
als wenn diese Bemerkung ihm schon lange auf der Zun
gebrannt hätte:

„Was für ein eigentümlicher Mensch, Ihr Herr Schwager

„Man muß Geduld mit ihm haben," erwiderte Marie Luiſe mit einem Lächeln. „Er iſt kein Menſch, der auf den erſten Eindruck wirkt. Aber je näher man ihn kennen lernt, deſto lieber gewinnt man ihn."

„Das mag wohl ſein. Einſtweilen aber muß ich offen ſagen, werde ich aus ihm nicht klug. So etwas von Schweigſamkeit!"

„Er iſt von Natur verſchloſſen, und dann hat er auch viel Schweres durchgemacht. Vor einigen Jahren ſind ihm beide Kinder an Diphtherie geſtorben. Seitdem hat er ſeinen Beruf aufgegeben und will überhaupt von der ganzen Medizin nichts mehr wiſſen."

„Alſo iſt er Witwer!" ſagte Grabaus erſtaunt. „Und ich hielt ihn für den richtigen eingefleiſchten Junggeſellen."

„Er lebt von ſeiner Frau geſchieden. Auch das hat wohl dazu beigetragen, ihn niederzudrücken. — Sehn Sie, er iſt ein Menſch für die Stunden der Not. Dann lernt man ſeine treue Seele ſchätzen. In anderen Stunden freilich — —"

Sie brach ab, doch als wenn es ihr unmöglich wäre, von dieſem Menſchen, der ſie offenbar ſeit langem viel beſchäftigt hatte, loszukommen, fuhr ſie nach wenigen Schritten fort:

„Ich glaube, daß Menſchen, die ſelbſt nicht glücklich ſind, auch andere nicht glücklich machen können. Sein Hauptunglück aber beſteht darin, daß bei ihm der Verſtand die Quellen ſeines Gemütes verſtopft hat. Verſtehen Sie, was ich meine?"

„Ich glaube."

„Ich meine, der Verſtand hat immer einen etwas böſen Blick. Wenn man mit dem Verſtand allein das Leben betrachtet, was ſieht man? Berechnung, Niedrigkeit, Elend, den Tod als ſchließliches Ende. Das Auge des Gemüts muß dies Bild

korrigieren. Wir Frauen sind den Männern gewiß geistig unterlegen. Aber das eine haben wir voraus. Wir sehn mehr mit der Seele. Weniger scharf, aber vielleicht im Ganzen desto richtiger. Glauben Sie nicht?"

„Sehn wir denn je etwas allein durch den Verstand? Das Gemüt ist doch immer dabei beteiligt. Die Begriffe des Verstandes sind farblos, Farbe und Ton, ob hell oder dunkel, gibt den Bildern immer erst das Gemüt."

„Auch das ist wieder wahr," entgegnete Marie Luise. „Nun schließlich, was hat es für einen Zweck, Ihnen meinen Schwager lang und breit zu schildern! Am besten machen Sie sich selbst ein Bild von ihm. Und freuen würde es mich, wenn Sie sich vielleicht im Lauf der Zeit mit ihm anfreunden könnten. Das wäre gut für ihn, denn er ist viel zu einsam und auch —"

„Gut für Sie?" fragte Grabaus.

„Offen gestanden ja. Auch gut für meinen Mann und mich. Denn — Sie werden es vielleicht nicht glauben — er hat auf uns beide einen ganz außerordentlichen Einfluß ausgeübt. So still, so zurückhaltend, so wortkarg er ist, allein durch seine Gegenwart wirkt er, wie soll ich sagen? — gewissermaßen wie ein großes Fragezeichen. Man kommt vergnügt nach Haus, man hat was Schönes gesehn, eine Freude gehabt, eine Hoffnung erfüllt einen, man ist vielleicht ein bißchen übermütig und dann — allein sein unbewegliches Gesicht, sein mißtrauischer Blick macht, daß die Hoffnung einem plötzlich zweifelhaft erscheint, die Freude weniger schön. Sehn Sie, auf uns beide hat er geradezu niederdrückend gewirkt. Lange Zeit haben wir es uns verschwiegen, dann gestanden wir es uns gleichzeitig. Und das war vor allem der Grund, warum wir mal einige Zeit verreist sind."

„Aber wird er jetzt nicht wieder dieselbe Wirkung ausüben?“

„O,“ sagte Marie Luise, „jetzt, wo ich seinen Einfluß kenne, weiß ich auch ein Mittel dagegen. Ich lache ihn einfach aus.“

Denselben Abend noch hatte Grabaus Gelegenheit, Doktor Platen näher kennen zu lernen, indem er in einen Disput mit ihm geriet. Als sie nach Haus gekommen waren, hatte Grabaus seine Freude über die schöne Wohnungseinrichtung geäußert. Besonders der Empiresalon Marie Luisens gefiel ihm gut, und als er hörte, daß die meisten Möbel alte Erbstücke aus ihrer Großeltern Zeit, andere aber von ihr selbst auf Auktionen zusammengekauft seien, steigerte sich seine Bewunderung noch. In der Freude seines Herzens spendete er das Lob etwas wahllos und reichlich, denn alles, was nur irgendwie mit dieser angebeteten Frau zusammenhing, bekam in seinen Augen höheren Wert. So fand er auch eine Miniature, auf die sein Blick fiel, reizend. Sie hing in einer etwas versteckten Ecke und war aus einiger Entfernung gesehn von guter Wirkung, aus der Nähe freilich und bei hellerem Tageslicht mußte ein geübtes Auge sofort erkennen, daß die Emaillemalerei nur ziemlich ungeschickt war. Onkel Rudolf mochte sich über diesen unangebrachten Enthusiasmus ärgern. Als man nun gleich darauf ins Zimmer des Majors ging, und Marie Luise mit Hilfe eines langen Wachsstockes die Kerzen in dem bronzenen Kronleuchter anstecke, äußerte Grabaus wieder seine Freude.

„Ist das hübsch, gnädige Frau, daß Sie nicht Gas brennen. Dies — bald hätte ich gesagt — dies natürliche Licht ist doch tausend Mal schöner.“

Darauf brummte Doktor Platen, der wieder krummbucklig

und mit hochgezogenen Knieen in seinem Lehnstuhl saß, ziemlich unwirsch:

„Das ist doch ganz Wurscht, was für Licht man brennt.“

Grabaus aber, lebhaft angeregt und gegen Doktor Platen überhaupt kriegerisch gestimmt, schoß förmlich auf ihn los.

„Wurscht sagen Sie? Glauben Sie, daß es überhaupt etwas in der Welt gibt, was Wurscht ist? Daß nicht jeder kleinste Unterschied von Bedeutung ist?“

Der so plötzlich Angegriffene zog seine Stirn zusammen, so daß die Brauen fast die Augen verdeckten, und erwiderte in höhnischem Ton:

„Mit demselben Recht können Sie sagen, daß alles Wurscht ist. Denn im Grunde kommt alles auf dasselbe hinaus.“

„Sie müssen nämlich wissen,“ sagte der Major lachend, „Wurscht ist der Lieblingsausdruck meines Bruders.“

„Ja, das ist wahr,“ bekräftigte Marie Luise. „Ich habe schon immer gesagt, auf deinem Grabstein müßte dermaleinst stehen: ‚Ob ich lebendig oder tot bin, das ist im Grunde ganz Wurscht.‘“

„Ist es auch.“

„Na,“ versetzte Grabaus, „gegen eine solche Auffassung der Dinge läßt sich schließlich nicht streiten. Aber glücklich macht die nicht.“

„Glücklich? Wer ist denn überhaupt glücklich?“

„Ich!“ sagte Wolf aufspringend. „Ich bin glücklich.“

„Du hast momentan ja auch Grund, nachdem du dich zu den Fleischtöpfen Ägyptens zurückgefunden hast.“

„O, das ist —“

„Überhaupt, wie alt bist du eigentlich?“

„Nun mir kannst du allzu große Jugend wohl nicht vorwerfen," mischte der Major sich ins Gespräch. „Aber auch ich muß sagen, wenn ich auf mein Leben zurückblicke: es gab ja trübe Stunden, trübe — Jahre genug. Aber trotzdem, etwa zu sagen, ich bin unglücklich gewesen, wäre einfach undankbar."

„Wirklich? Auch wenn du ganz ehrlich bist?"

Nun entbrannte ein erbitterter Streit. Wie ein Mann standen alle zusammen und verteidigten das Leben gegen Doktor Platen. Wolf mit dem Enthusiasmus des jungen Menschen, dem ein wunderbares Zukunftsgefühl die Gegenwart verklärt, der Major trotz seiner Schmerzen und seiner im geheimsten trüben Stimmung aus ehrlichem Gerechtigkeitssinn, Marie Luise mit dem Bedürfnis der Frau, das Gute zu sehn und zu trösten, als könnte sie mit ihren lichten Worten dem Schwager die düstere Seele erhellen. Am eifrigsten von allen aber sprach Grabaus. Für ihn, der im berauschenden Hochgefühl seiner nach langem Schlummer frisch erwachten Kräfte in allem Unglück nur Störungen und Hindernisse sah, die er sich stark genug fühlte zu überwinden, war dieser morose Haß etwas an Wahnsinn Grenzendes. Er sprach mit leidenschaftlicher Heftigkeit, ebenso extrem, ebensowenig aus nüchtern abwägenden Verstandesgründen wie sein Gegner. Die Seele erfüllt vom Glanz Marie Luisens, pries er die Schönheit der Welt wie jemand, der im hellsten Lichte steht zu einem, der sich ins Dunkle verkrochen hat, trüb mit den Augen blinzelt und über Finsternis und Kälte klagt. Aber er hatte gut reden. Der andere zerstörte mit dem Mehltau seiner Worte alle Bilderpracht, die er heraufbeschworen. Die Schönheit der Natur — jawohl! Doch wer näher zusah, sah den erbitterten Kampf ums Dasein. Die Lebensfreude des

gesunden Menschen — jawohl! Aber wenn die Krankheit einen überfiel? Wenn das Alter kam? Der Glücksrausch gelungener Arbeit — jawohl! Aber der stumpfsinnige Sklavendienst der Millionen, die sich ums trockne Brot abrackerten. Das Glück der Freundschaft, Ideale, Liebe, Aufopferung: herrliche Phrasen! Aber die Wirklichkeit? Betrug, Schwindel, Neid, Haß, Ausbeutung.

Das war keine objektive Debatte mehr. Ohne es zu wollen, sagten sich die beiden schließlich die schönsten Grobheiten. Der eine sprach von ödem Pessimismus, der andere von verlogener Schönfärberei. Vergeblich hatte der Major einzulenken versucht. Schließlich schenkte er die Gläser voll und forderte die erhitzten Streiter zum Anstoßen auf. Aber noch ehe er trank, erklärte Doktor Platen mit zornrotem Gesicht:

„Ich kann sagen, daß in meinem Leben nicht ein Tag war, den ich noch einmal durchleben möchte. Und wenn den Menschen nicht der gemeine Instinkt am Leben hielte —"

Da ließ Grabaus das Glas sinken:

„Und ich sage: wenn ich heute krank würde, wenn alles Unglück der Welt über mich herunterbräche, so würde ich doch fortfahren, das Leben zu preisen, das dem Menschen Entwicklungsdrang in die Seele gelegt hat und ihn vorwärts treibt zu unbekannten Zielen."

Dann wurde es schließlich still. Beim Abschied aber hatten beide, Grabaus sowohl wie Doktor Platen, das Gefühl, unversöhnliche Gegner zu sein, die sich am besten aus dem Wege gingen.

Wie die Morgensonne über einer schlummernden Landschaft war in Grabaus die Liebe aufgegangen. Den grauen Himmel überläuft ein schimmernder Hauch, bis dahin unsichtbare Wölkchen beginnen durchsichtig zu erglühen, Nebel zerteilen sich, und aus dem weißwogenden Dunst erhebt sich das prangende Grün der Wiesen, der schwere Goldsegen reifenden Korns. Was eben noch ungefüge tote Massen waren, gliedert sich nun zu tausendfachem Leben. Da erschreckt dich nicht mehr die dunkle Waldwand, sondern tausend Bäume regen sich und an jedem Baum tausend Blätter, von denen jedes seinen eignen Glanz, seine eigne Flüstersprache hat. Auf den Wiesen funkeln Millionen Gräser, Millionen Blumen wenden ihre Kelche dem Lichte zu. Ein Chor lauter und leiser Stimmen erfüllt den weiten Raum vom schüchternen Zirpen der Feldgrille bis zum schmetternden Gezwitscher der Lerche in blauer Luft. Ein so vielgestaltiger Reichtum ist in wenigen Augenblicken aus schwarzem Nichts entstanden, daß dieser alltägliche Vorgang des Sonnenaufgangs uns immer als ein Wunder erscheint. Ebenso war in Grabaus die Liebe erwacht, wie der junge Tag, wie die aufgehende Sonne, wie der wunderbarste und doch natürlichste Vorgang von der Welt.

Wenn ihm in dieser Zeit ein vertrauter Freund, der um sein Geheimnis wußte, Vorwürfe gemacht hätte, so hätte er ohne Arg im aufrichtigsten Glauben geantwortet: ‚Wie kann das etwas Schlechtes sein, was mich besser, stärker, mutiger und reicher macht? Wie kann die Liebe sündhaft sein, die die Liebe zu allen Menschen in mir steigert, die mich aus dem gemeinen Alltagskram herausreißt und meiner Sehnsucht Schwingen gibt, um sich zu höchsten, reinsten Zielen zu erheben?!‘ Er, ein ver-

heirateter Mann liebte die Frau eines andern. Nie konnte e
ſie erringen. Aber trachtete er darnach? Er durfte von ſic
ſagen, daß er ſich in der Nähe Marie Luiſens keuſch und rei
fühlte wie in der Nähe ſeiner Schweſter oder Mutter. Er be
gehrte nichts und erſtrebte nichts. Er war beglückt von der
Hoffnung, ſie in ferner oder kürzerer Zeit wiederſehen zu kön-
nen. Und ſein Verlangen war ſchon faſt geſtillt, wenn ſie in
der ſtillen Arbeitsſtube vor ſein Auge trat, im Glanz des Feſtes,
wie er ſie an jenem Abend geſehn hatte, wenn er ſich ihre Worte
wiederholte und in ſtummer Zwieſprache mit ihr austauſchte,
was ſein Inneres bewegte.

Hell ſchwebte ihr Bild ihm vor, einen verklärenden Schein
auch über die ergießend, die ihr nahe ſtanden. Er hatte ſich
in Wolf verliebt, weil er ihr Bruder war, und gewann auch
den Major immer lieber, zu dem er aufblickte voll Sympathie
und Bewunderung. Und wenn etwas wie Neid oder wie ein
Wunſch ſein Herz beſchlich, ſo war es doch kein wirklicher Neid
und kein wirklicher Wunſch. Es war, wie man wohl auf Mär
chenweſen neidiſch iſt, oder wie man ſich wünſcht fliegen zu kön
nen, ein Gefühl, dem das Bewußtſein der Unmöglichkeit jeden
Stachel nimmt. Noch überwog das Glück alles, ſeine Liebe
glich hellem Morgenglanz, nicht ſengender Mittagsglut.

Aber ſeitdem er in Weimar Marie Luiſe wiedergeſehn hatte
drängte ſich ihm immer und immer wieder eine andere Vor
ſtellung auf. Er ſah ſie im Lichtſchein der Lampe ſitzen, wie
beim Sprechen ein roſiger Blutſchimmer ihre zarten Wangen
färbte, wie ihre Augen aufſtrahlten, er ſah ſie durch die hohen
Räume ſchreiten, in dieſem leichten, ſchwebenden Gang, von ihrer
Kraft und Jugend förmlich getragen. Dann ſah er den Major
deſſen an dieſem Tag ſo blaſſes Geſicht um die Augen von

unzähligen kleinen Fältchen durchfurcht war, der trotz seines tapferen Lächelns einen so kranken, müden, hinfälligen Eindruck gemacht hatte. Und dann der Schwager — in seiner finstern Ecke wie ein zusammengekrümmtes Urwaldtier hockend, knurrig, mürrisch, Unbehagen und dumpfes Grauen verbreitend.

So, in dieser Umgebung stellte sich Grabaus jetzt Marie Luise vor. Und wenn er nun an sie dachte, ergriff ihn manchmal ein plötzlicher Tumult, ein Gefühl rasender Angst, und in seinem Innern spielte sich folgender Vorgang ab. Er trat auf sie zu, ergriff ihre Hand und flehte sie an zu fliehn. Sie müßte fort! Sie konnte hier ja nicht glücklich sein! Sie mußte ja zugrunde gehn!

Schmerzliches Mitgefühl und gleichzeitig bebende Furcht vor diesen wild drängenden Stimmen seines Innern mischte sich jetzt in seine Gedanken. Dazu wurde seine Sehnsucht, sie wiederzusehn, immer ungestümer. Mit Ungeduld zählte er die Tage. Und tausend Fragen über ihr Los richtete er in grüblerischen Stunden an sie. Das war nicht mehr stumme Zwiesprache mit dem lichten Schatten seiner Phantasie, sondern ein banges Fragen, auf das er mit qualvoller Ungewißheit Antwort von ihr erwartete.

In dieser unruhevollen Stimmung erhielt er ein Anerbieten, über das er zu andern Zeiten vielleicht etwas geringschätzig gelächelt hätte, das er jetzt aber ohne langes Besinnen annahm.

Weimar ist bekanntlich die Stadt der Mädchen-Pensionate. Es gibt deren über hundert dort. Mehrere Vorsteherinnen hatten sich nun zusammengetan und richteten an Grabaus das Ersuchen, seine Vorträge über die klassische Zeit der deutschen Literatur, die er während des Ferienkurses gehalten hatte, in Weimar zu wiederholen. Das angebotene

Honorar war freilich gering, und er hatte deswegen einen kleinen Disput mit seiner Frau, die meinte, er könnte durch Schreiben auf leichtere Art mehr Geld verdienen. Seinen eigentlichen Beweggrund ahnte sie nicht, sondern glaubte, ihn lockte die Aussicht, vor einem Kreise so vieler niedlicher Mädchen zu sprechen. Er ließ sie bei ihrer Ansicht und setzte seinen Willen durch.

Was er heimlich gewünscht und doch kaum zu hoffen gewagt hatte, traf ein: Marie Luise äußerte den Wunsch, diese Vorträge mitanzuhören. So fuhr er denn jeden Sonnabend nach Weimar herüber, verbrachte den Abend nach dem Vortrag bei Platens und blieb, da der Major ihn niemals fortlassen wollte, oft genug die Nacht über. Den Doktor Platen traf er bei diesen Gelegenheiten eigentlich nie, oder wenn schon, so war es, wie Tag und Nacht sich treffen.

Alle Unruhe, alle Angst, alle Vorsätze, diese ganze innere Wirrnis, die Grabaus befiel, wenn er allein war, verschwand in Marie Luisens Nähe. Ihre heitere und doch stille Art, die innere Klarheit, die von ihr ausstrahlte, besänftigte ihn und machte ihn zu einem glücklichen, wunschlosen Menschen.

In dieser Zeit bekam Grabaus einen Brief des Geheimrats Wohlbold, der ihn aufforderte, zu einer Unterredung nach Berlin zu kommen.

Einige Tage vor seiner Abreise gingen er und Marie Luise vom Vortrag abends nach Hause.

Den Tag über hatten Regen und Schnee friedlich miteinander abgewechselt, bis nun bei sinkender Nacht der Schnee den Sieg davontrug. Luftig kreiste der weiße Wirbeltanz um die Laternen, und mit heimlichem Vergnügen beobachtete Grabaus, wie sich bald eine Flocke auf Marie Luisens blonde Locken, bald auf ihre Wimpern, einmal sogar auf ihre roten Lippen

ſetzte, wo ſie aber gleich zerſchmolz. Dann aber fiel ihm auf, daß ſie ſo ſchweigſam, und wie in Gedanken dahinſchritt, und als ſie in der Nähe des Hauſes waren, fragte er ſchließlich:

„Sie ſind ſo ſchweigſam, gnädige Frau. Hat Sie irgend etwas verſtimmt?“

„Ich mache mir Sorgen wegen meines Bruders.“

„Warum?“

„Haben Sie ihn in der letzten Zeit öfter geſehn?“

„Vor ein paar Tagen noch.“

„Iſt Ihnen da nichts aufgefallen?“

„Nein. — Er war wohl etwas ſtill —“

„Er hat mir nämlich einen ganz merkwürdigen Brief geſchrieben. Wenn Sie wollen, ſo gebe ich ihn Ihnen nachher.“

„Was ſtand denn drin?“ fragte er beſorgt.

„Ja, was ſtand nicht alles drin!“ ſagte ſie mit halbem Lächeln. „Mehr als ein ruhiger Menſch mit einem Mal faſſen kann. Aber das eine iſt mir klar geworden. Er hat ſich verliebt.“

„Was?!“

„Ja — verliebt in eine Schauſpielerin.“

Einen Augenblick war Grabaus nahe daran, hell aufzulachen. Nachdem ſie dann aber einige Schritte weiter gegangen waren, fragte er vorſichtig:

„Iſt das denn etwas ſo Schlimmes, gnädige Frau?“

„Sie wiſſen das? Hat er mit Ihnen auch darüber geſprochen?“

„Mit keinem Wort. Ich weiß auch nichts. Aber — um ehrlich zu ſein — ich ahne doch etwas.“

Doch Marie Luiſe ſchüttelte den Kopf.

„Er hat mir geſchrieben, daß er dieſe Schauſpielerin heiraten will. Das ahnen Sie wohl nicht.“

Da blieb Grabaus vor Erſtaunen ſtehn und ſa

„Heiraten? — Heiraten? — Der Junge macht wohl

„Leſen Sie den Brief, dann werden Sie ſehn, n
er's meint."

Sobald ſie nach Haus gekommen waren, gab Ma
ihm den Brief. Da der Major im Schlafzimmer b
maſſiert wurde, ging ſie zu ihm, ſo daß Grabaus alle

Es war ein langer, ſehr langer Brief. Eine f
Wildnis war dieſer Brief, doch mitten drin ſtand
Blume, die man nicht ſieht, deren Duft aber alles b
das Geſtändnis ſeiner Liebe. Es war das Geſtändn
Menſchen, dem ein innerer Sturm die Seele bis in d
Tiefen aufgerührt hat, den ein jubelndes Glück erfüllt,
aber auch ein ungeheures Verantwortungsgefühl laſt
wahrhaftiger, ernſter, reiner, aber auch ein gänzlich
Menſch ſprach daraus. Von Schweſter und Schwag
ſeinen Eindrücken der letzten Jahre, von ſeiner Zuku
Nietzſche, Emerſon, Carlyle, Bebel, Grabaus handelte b
und handelte im Grund doch einzig und allein von dieſ

Nachdem Grabaus ihn geleſen hatte, war ſein erſ
druck der eines unermeßlichen Staunens. Da warer
letzten Wochen faſt Tag für Tag zuſammen geweſen
alles ausgetauſcht, was ſie bewegte — und doch, wa
einer vom andern? So gut wie nichts.

Als Marie Luiſe zurückkam, ſagte Grabaus:

„Das iſt der Brief eines jungen Menſchen, gnädi
Aber eines Menſchen, auf den ich als Schweſter ſtolz ſein

„Aber was ſoll draus werden? Das iſt doch
mögliche Geſchichte."

„Das wird er mit der Zeit ſchon ſelbſt einſeh

das, meine ich, ist das beste Zeichen, daß diese Leidenschaft das Vertrauen zu Ihnen nicht erschüttert hat. Legt er nicht die Entscheidung in Ihre Hände? Schreibt er nicht: ‚Ich werde nur tun, was du für recht hältst?‘“

„Aber ich fürchte, wenn ich ihm nun mit kühlen Verstandesgründen komme — wie ich doch gar nicht anders kann — dann wird er nicht auf mich hören.“

„Soll ich mit ihm sprechen, gnädige Frau?“

„Ich glaube, das wäre vielleicht noch besser, als wenn ich ihm schriebe.“

Grabaus versank in Nachdenken und sagte dann plötzlich: „Nein, gnädige Frau, ich weiß noch einen besseren Weg.“

„Wieso?“

„Mit ihr will ich sprechen. Mit Fräulein — nun mit der Schauspielerin.“

„Kennen Sie sie denn?“

„So einigermaßen wenigstens.“

„Ist das die Dame, die mit ihm auf dem Reichstagsfest tanzte?“

Grabaus nickte.

„Schönheitssinn hat der Bengel ja,“ meinte Marie Luise mit flüchtigem Lächeln. „Aber was versprechen Sie sich von einer solchen Unterredung?“

„Nun, sie — sie kann am besten, und im Grunde nur sie kann ihm beibringen, daß heiraten nach Lage der Dinge einfach nonsens, eine kindliche Phantasie ist. Sie kann ihm beibringen, daß diese Liebe ein Glück der Jugend, aber nicht eine Verbindung fürs ganze Leben ist.“

„Wird sie das aber auch tun?“

„Ich glaube schon. Denn ich glaube, daß sie ein Mensch

iſt, der's wirklich gut meint. Und ſchließlich, mit etwas geſundem Verſtand muß ſie ſich ſagen, daß eine ſolche Verbindung auch für ſie ein Unglück wäre."

„Aber wäre es vielleicht nicht doch beſſer, Sie ſprächen auch mit Wolf?"

„Ich glaube nicht."

„Warum nicht?"

„Warum —?"

Er ließ den Blick von Marie Luiſe, die ihn erwartungsvoll anſah, abgleiten und ſtarrte mit halbgeſchloſſenen Augen auf das Fenſter, an deſſen dunſtbeſchlagenen Scheiben kleine Tröpfchen ſich bildeten und eilig hinunterliefen.

„Menſchen, die lieben — wirklich lieben, gnädige Frau — die gleichen Fäſſern mit Sprengſtoff drin. Weh dem, der dran ſtößt! Wenn ich eine Frau liebte, und es käme mein beſter Freund oder meine Schweſter oder meine Mutter und wollte gegen dieſe Frau ein — ach, nicht mal ein ſchlechtes, nur ein zweifelhaftes Wort ſagen, wagte nur daran zu tippen: dann wäre es aus mit meiner Freundſchaft. Ich kennte mich dann einfach ſelbſt nicht mehr."

„So blind macht Liebe?"

„So leicht verwundbar macht ſie."

Er hatte auf der Scheibe zwei Tropfen geſehn, die eilig niederfloſſen und ſich einander zu nähern ſchienen. Und mit einer Gewalt ohnegleichen ſchoß ihm plötzlich der Gedanke durch den Kopf: wenn dieſe beiden Tropfen ineinander fließen, dann wirſt auch du dich einſt mit ihr verbinden. Mit einer Angſt, einem Herzklopfen, als wenn ſein Leben daran hinge, verfolgte er den Lauf der Tropfen und ſagte gleichzeitig wie im Traum:

„Wenn Sie liebten, würde es Ihnen nicht auch ſo gehn?"

„Ich habe solche Liebe nie gekannt und nie — gewünscht.“

„Sie haben solche Liebe nie gekannt und —“

Die Stimme brach ihm ab. Die Tropfen hatten sich berührt, doch floß im selben Augenblick jeder schon wieder den eigenen Weg.

„— nie gewünscht? Nie gewünscht? Und wenn sie doch käme? Wenn plötzlich — über Nacht — sie da wäre?“

Mit stockendem Atem sah er sie an, die mit gerunzelter und leise zitternder Stirn in die Höhe schaute; im Weißen ihrer Augen spiegelte sich das Licht der Kerzen, ein rosiger Schimmer, der sich tiefer und tiefer färbte, stieg in ihre Wangen.

„Was dann?“

„Wenn man so alt ist wie ich — warf sie leicht und wie sich selbst beruhigend hin.

„So jung sind Sie ja!“ versetzte er heftig. „So jung! — Und nie gewünscht? Nie gewünscht!?“

Da sah sie, zusammenschauernd, ihn plötzlich an.

„Gewünscht? Gefürchtet höchstens —“

Sie schwieg erschreckt vom eigenen Wort, das mit verräterischem Ton noch in der Luft zu schweben schien. Und erschrocken starrte auch Grabaus sie an, auf deren Wangen die heiße Röte jetzt einer tiefen Bläße wich. Gleich darauf stand sie auf und ging hinaus. Lange Zeit schien zu vergehen, ehe sie zurückkehrte.

„Mein Mann hat ausgeruht. Gleich wird er kommen,“ sagte sie in unbefangenem Ton.

Dann aber saßen sie stumm versunken und hatten beide das Gefühl, in diesem Schweigen einander alles zu verraten.

„Sie gaben mir die Erlaubnis Ihnen zu ſchreiben, gnädige Frau, und fügten lächelnd hinzu: ‚Falls Sie Zeit und Luſt haben.‘ Wenn aus dieſem Lächeln nur nicht Beſtürzung wird beim Empfang dieſes langen Briefes. Aber was tut das? Es gibt Dinge, die man ſchreiben muß und ſchreiben würde, auch wenn man wüßte, daß der andere ſie nicht lieſt.

„Ich wohne im ſelben Hotel, das mir damals ſo lieb geworden iſt, ſitze in demſelben kleinen, ſchmalen Zimmer. Zu mir herauf tönt der gewohnte Lärm. Es iſt dasſelbe Berlin. Und doch — alles iſt abſolut anders.

„Als ich vor zwei Monaten hierher kam, lag ein geheimnisvoller Glanz über der ganzen Stadt wie die Ahnung eines nahen Glücks. Ein Stern blinkte über mir, dem ich unbewußt nachging. Ich war ſo froh, und alles, was ich anſah, war verklärt. Aber jetzt, wo ich weiß, daß ich Sie hier nicht finden werde, ſehe ich alles in ſeiner wahren Geſtalt. Und jetzt iſt mein Eindruck: dieſe Stadt iſt ein Monſtrum. Etwas Schreckliches. Feineren, menſchlicheren Geſchlechtern nach uns wird ſie vorkommen wie uns die Rieſenungetüme aus einer barbariſchen Periode der Mutter Erde, wie die Atlantoſauren und — ich weiß nicht, wie ſie alle heißen, dieſe Fleiſchkoloſſe, dieſe gefräßigen Ungetüme ohne Seele. Ach, wenn damals die Seele ein nicht mal geahnter Traum war, ſo iſt ſie heute ein faſt vergeſſener Mythus geworden. In dieſen Tagen iſt mir plötzlich aufgegangen, was es eigentlich mit dem herrſchenden Materialismus auf ſich hat. Bisher hatte ich darüber gelacht, die Klage darüber für ein Geſchwätz neidiſcher Pfaffen gehalten, die jammern, weil der hellere Blick des modernen Menſchen ihren blauen Dunſt durchſchaut. Ich hatte mich gefreut, daß der Menſch mit jedem Tag mehr Herr wird der Erde. Aber

nun ist mir aufgegangen: in dem Maß als wir die Dinge beherrschen, beherrschen die Dinge uns. Der Mensch ist erdrückt, erstickt von den Dingen. Er ist der Sklave dessen, was er hervorgebracht hat. Der menschliche Geist ist wertlos geworden, er wird verachtet und verlacht, sobald er sich nicht kundgibt in greifbaren äußeren Resultaten. Ich war in einer großen Gesellschaft. Zufällig traf ich einen alten Freund, der mittlerweile Bankdirektor geworden ist. Er lud mich ein zum Mittagessen, wie auf der Karte stand. Ich dachte ihn und seine Frau zu treffen. Aber die beiden sah ich kaum in dem Gewimmel der Menschen. Alle in Frack, in großer Toilette. Ich war befremdet, verstimmt. Aber das hat meine Augen hell gemacht. Welch eine Pracht, welch eine Fülle von Licht, welch ein Drängen und Wogen. Aber wenn ich Ihnen wiederholen sollte, wovon man sprach in den Gruppen, denen ich mich als stummer Außenstehender zugesellte — Meine Nachbarin bei Tisch war eine alte Dame, nicht schön, aber dafür auch nicht so hohl wie die andern. Ich fragte sie, ob das überall so sei? Sie verstand mich gleich und erwiderte: ‚Überall. Die Männer sind müde, ihr Hirn ist erfüllt von Hausse und Baisse, von Geld und Geschäft. Die Frauen sitzen verlangend und angeödet da.‘ — Ach, gnädige Frau, da dachte ich an unsern Besuch im Tiefurter Schloß, in Schillers Haus. Da wohnten Könige des Geistes in engen Hütten, und hier machen geistige Bettler sich breit in hohen Palästen. Dort herrschte Licht und Glanz und frohe Wärme, hier aber war es kalt und finster trotz allen elektrischen Lichts. Nie war ich so glücklich wie diesen Abend, ein armer Teufel zu sein und alle Aussicht zu haben, daß ich einer bleibe.

„Was du besitzest, besitzt dich. Schaffen Sie sich einen

neuen Hut an, gleich sind Sie die Sklavin dieses Huts. Sie gehn spazieren, es fängt an zu schneien — wie lustig wirbeln die Flocken, wie erfrischend bläst der Wind — aber der Hut verträgt keine Nässe, und geschwind schlüpfen Sie in eine dumpfe Droschke. Nicht Sie! Nicht Sie! Sie haben mit königlichem Gleichmut sich ein seidenes Kleid verregnen lassen, weil das Gespräch, das wir führten, Sie interessierte.

„Wir können mit allen Reichtümern der Welt uns selbst und unsere Räume schmücken und bleiben doch dieselben armseligen Wesen, die wir sind. Unser Herz hat deswegen nicht ein gutes Gefühl mehr, und unser Geist ist nicht reicher um einen guten Witz. Aber es ist, als hätten wir uns selbst aufgegeben und suchten uns draußen in den toten Dingen. Wir haben Millionen Pferdekräfte in unsern Dienst gezogen, aber die Quellen unserer inneren Kräfte, wo sind die geblieben? Wo ist unser Glaube, unsere Phantasie, unsere Liebe? Nur noch den Verstand besitzt der Mensch und seine Sinne. Aber auch die werden jeden Tag stumpfer. So scharwerken wir gleich Lasttieren durchs Leben und gleichen ihnen auch in unsern Genüssen, indem wir nur noch hören und sehn, schmecken und fühlen — aber die Kraft, die die Dinge beseelt, die einzige Kraft, die ewige Werte und unvergängliche Genüsse schafft, haben wir zerstört. An tote Dinge hängt sich unser totes Herz. —

„Das alles überkam mich in diesen Tagen, die mir lang erschienen, wie eine lange Verbannung. Das überfiel mich mit Finsternis und Grauen, mit der Angst des Menschen, der aufschreit, und den man nicht hört. Kann ich überhaupt wirken? Wollen die Menschen das, was ich ihnen zu geben habe? Bin ich nicht das Kind einer längst gewesenen oder einer Zeit, die erst wiederkommen wird, wenn ich tot bin? Mich ekelte vor

den Tausenden, die auf der Straße an mir vorüberhasteten, und doch verzehrte mich die Sehnsucht nach ihnen. Und doch fühlte ich, in der Einsamkeit müßte ich verdorren. Ich kann die Quellen meines Geistes nicht ins Leere strömen lassen, ich muß eine Antwort haben, ein Echo lebendiger Seelen. Aber in diesen Stunden, wo ich verzweifeln wollte, rief mir eine innere Stimme zu: ‚Warum verzagst du? Ist sie dir nicht erschienen?‘ — Gnädige Frau, mein Gefühl zu Ihnen hat nichts zu tun mit dem, was die Menschen Leidenschaft und Liebe nennen. Nie kann ich Ihnen mehr sein als ein Freund. Und ich weiß nicht mal, ob Sie mir diesen Namen gönnen. Vielleicht wird bald mein Weg mich weit von Ihnen führen. Und doch: seitdem ich Ihnen begegnet bin, hat ein neues Leben für mich begonnen. Ein Leben, das dasselbe sein wird auch fern von Ihnen. Und was in mir reifen sollte, was in mir stark sein sollte, das danke ich Ihnen. Es wird Kraft haben, weil ich es bewußt oder unbewußt an Sie richte. Ich bin erfüllt von Ihnen, von Ihnen geprägt und entbrannt wie die Jünger jenes Meisters, von dem es heißt: ‚Die Wirkung seines Wesens verlor sich nie.‘

„Am nächsten Abend.

„Es ist nach Mitternacht. Ich sitze noch immer und weiß nicht, was ich schreiben, was verschweigen soll. Eisblumen ranken an den blassen Fensterscheiben. Die Kälte knistert im Zimmer. Aber mein Kopf glüht. Im Tumult der Gedanken entfliehen mir die wenigen klaren, und die ich festhalte, erschrecken mich. Ich sollte Ihnen doch mitteilen, was alles ich in Berlin ausgerichtet habe. Ich kann's nicht. Später! Nur das eine, daß Sie wegen Ihres Bruders ohne Sorge sein können. Und dann — Also ich war wieder im Ministerium,

hatte eine lange Unterredung mit Wohlbold. Die Universität soll errichtet und — denken Sie — ich soll ihr Rektor werden! Als Wohlbold mir das mitteilte, nahm er sich aus wie Napoleon, der einen bescheidenen Offizier zum General befördert. Um den Sprung nicht zu groß zu machen, soll ich — vielleicht in wenigen Wochen schon — als Außerordentlicher nach Königsberg. Sie wünschen mir Glück, gnädige Frau? Sie freuen sich? O Gott, was gäbe ich drum, wenn ich Ihre Miene sehn könnte im Augenblick, wo Sie diese Zeilen lesen.

„Gnädige Frau, ich will Ihnen offen sagen, ich habe mich nicht gefreut. Vor wenigen Monaten noch wäre ich der glücklichste Mensch gewesen. Heute aber — Ja, zuerst war es wie ein Freudentaumel, wie ein Schwindel, der mich ergriff. Aber dann! Wissen Sie, was dann mein Gedanke war? Fort von Ihnen! Fort von Ihnen! Gnädige Frau, ich soll fort von Ihnen! Ich soll Sie nicht mehr sehn, nicht mehr Ihre Stimme hören, nicht mehr bei Ihnen sitzen — all das soll nicht mehr sein. Das sind meine einzigen Gedanken gewesen, in den Stunden, wo ich ruhelos durch die Straßen lief.

„Und immer wieder wie damals, als ich ihn zum ersten Mal gehört, klang Ihr Name in mir nach: Marie Luise — Marie Luise. Es war wie eine Stimme, die mich rief. Wie die Stimme, die vom Ufer her den Ertrinkenden ruft. — Und ich soll wieder hinabgeschleudert werden in die dunkle Tiefe, kaum daß ich Ihre Hand ergriffen?!

„Früher habe ich nie verstanden, wie einer sich auf den Tod verlieben könnte. Wie ihm das vielgestaltig bunte Leben mit seinen tausend Geschenken, seinen Aufgaben, seinen Zielen zusammenschrumpfen könnte zu einem einzigen Wesen. Ich hab's für Krankheit, Blindheit, Wahnsinn gehalten. Aber nun

weiß ich's besser. Immer muß ich an die Worte der Schrift denken: ‚Das Himmelreich gleicht einer Perle, für die der Kaufmann alles hingibt.'

„Und der Kaufmann behielt die Perle! Er behielt sie!!

„Marie Luise, ich kann nicht glauben, daß ein boshaftes und sinnloses Geschick mich zu Ihnen geführt haben sollte, um uns in der nächsten Stunde auseinander zu reißen. Glauben wir nicht beide, daß die Natur von geheimer Güte erfüllt sei, auch wenn man ihre Wege nicht versteht? Sollen wir wirklich auseinander gehn, wie vom Zufall zusammengeführte Reisende, die sich Stunden angenehm verkürzen und dann beim nächsten Scheidewege leichten Herzens Abschied nehmen? Ist das möglich? Ich kann es nicht glauben. — So vom Unglück geschlagen ist kein Mensch, daß er sich ganz verlöre, ganz aufginge in einen Menschen, der nicht auch an ihn gebunden wäre durch elementare Sympathie. Ich fühle es, Marie Luise, auch Sie bedürfen meiner. Auch Sie sind nicht glücklich. Auch in Ihnen ist die Sehnsucht erwacht. Ich habe das lange geahnt und doch nicht zu glauben gewagt. Aber als am letzten Abend unsere Blicke sich begegneten, da las ich es in Ihren Augen. Das Feuer, das mich verzehrt, verzehrt auch Sie.

„O Marie Luise, nun, wo ich das geschrieben, was ich nie schreiben wollte, ist mir leicht und fröhlich ums Herz. Was soll werden? Ich weiß es nicht. Nur das eine weiß ich, daß ich morgen zu Wohlbold gehn und alle Hebel in Bewegung setzen werde, um noch in Jena zu bleiben — in Ihrer Nähe! Ich wünsche nichts, ich hoffe nichts, ich begehre nichts, außer daß ich Sie sehn darf, und daß Sie mir gütig gesinnt bleiben. Aber vielleicht werden Sie mich verachten nach diesem Brief. Ich weiß es nicht. Vielleicht bin ich von Sinnen. Auch das

weiß ich nicht. Nur das eine fühle ich, wie froh und hoffnungsreich mein Herz schlägt. Denn höher als alle Vernunft ist das selige Glück, sich wehrlos und bloß der Güte des Menschen anzuvertrauen, den man liebt. —"

An jenem Abend aber, als dieser Brief ankommen sollte, befanden sich der Major und seine Gattin im Wohnzimmer. Es war ein böser und endlos langer Tag gewesen. Ein unbarmherziger Nordostwind hatte auf dem Haus gelegen, und durch die Ritzen an Tür und Fenstern war ein feiner Kältestrom gedrungen, der die Schmerzen des Majors bis zur Unerträglichkeit gesteigert hatte. Der Kranke hätte am liebsten immerfort gestöhnt und geschrieen, aber so lange Marie Luise bei ihm war, kam nicht die leiseste Klage über seine Lippen, und auf ihre besorgten Fragen antwortete er stets mit einem Lächeln.

„Es geht schon vorbei! — Man darf das nur nicht tragisch nehmen. Das sind so kleine Mückenstiche, zarte Winke, daß es mit der Jugend aus ist."

In der Weise hatte er ihre Besorgnis wegzuscherzen versucht.

Die Lichter auf den Kerzen des Kronleuchters zuckten zusammen und suchten wie ängstlich zu entfliehn, wenn ein heftiger Windstoß gegen das Haus fuhr. In dem altertümlichen Kamin duckten sich die Flammen scheu zu Boden und fuhren

im nächsten Augenblick prasselnd mit gieriger Wut an den Buchenkloben in die Höhe. Nur das Feuer in dem kleinen Petroleumofen, der zum Abfangen der kalten Zugluft vor der hohen Gartentür stand, glühte friedlich und unbeweglich weiter.

Nach dem Kaffee hatten die beiden miteinander geplaudert, wie Menschen, die einander vertraut sind, zusammen plaudern: still, in kurzen Andeutungen, ohne großen Eifer. Von allem möglichen hatten sie gesprochen, zuletzt auch von Grabaus. Und da war ihre Unterhaltung verstummt. Denn in Marie Luisens Innern waren stärkere, wenn auch nur leise Stimmen erwacht, die nie den Weg über ihre Zunge hätten finden können, und deren geheimnisvoll webendes Flüstern doch ihre Seele ganz umspann.

Marie Luise stickte. Der Major wollte Grabaus die Nachbildung eines Lehnstuhls, der diesem besonders gut gefallen hatte, zu Weihnachten machen lassen, und seine Frau arbeitete den Überzug dazu. Es war ein altes Gobelinmuster, ein etwas steifer Ritter mit langem Schwert kniete vor einer schlanken Schönen, die sich huldreich zu ihm neigte. Dahinter waren seltsam verschlungene Bäume und Felsen zu sehn, aus denen ein Quell sprudelte. Während sie den Seidenfaden von verblichenem Silberglanz immer wieder durch die engen Maschen des Stramins zog und dabei jedesmal dem knieenden Ritter ins Herz stach, beschäftigte sich ihr Sinnen unaufhörlich mit Grabaus. Nicht daß sie eigentlich über ihn nachgedacht hätte, sondern er war bei ihr, hier im Zimmer wie ein unsichtbarer Gast; dort saß er auf dem Stuhl, oder er ging auf und ab, wie er in lebhaften Momenten zu tun pflegte, oder er stand plötzlich auf dem Podium des kleinen Saales vor ihr, und ihr

Herz pochte dann geschwind und stürmisch, als wenn es getroffen würde von den Hammerschlägen seiner erregungsvollen Worte.

Einmal aber, als das wilde Fauchen des Windes draußen eine ganze Weile verstummt war, als die Kerzen bewegungslos und aufrecht brannten wie Kerzen vor dem Altar, als die prasselnden Flammen des Kamins in Rotglut verglommen waren, da, in dieser aufatmenden Stille rieselte es ganz leis hinter der Tapete, kaum hörbar wie ein feiner Schauer, wie plötzliches, geheimnisvolles Raunen verborgener Dinge. Und mit jähem Brand flutete das Blut über Marie Luisens Wangen, ein Schauer durchlief sie, zitternd tat noch die Nadel den letzten, verirrten Stich, dann sank ihre Hand in den Schoß. Die feuchten Augen groß auf eine Stelle an der Wand gerichtet, hinter der es geknistert hatte, schien sie dort etwas zu suchen und schien zu lauschen. Ihr war, als müßten die Worte, die sie beide am letzten Tag vor seiner Abreise gewechselt hatten, diese nichtssagenden, harmlosen Worte, die doch blitzartig das Geheimnis ihrer Seelen erhellt hatten, in diesem Augenblick gleich körperlichen Wesen den Raum durchschweben. Sie fühlte alles ganz so wie an jenem Abend, nur ungleich eindrucksvoller und lebendiger, als wenn es damals von ihrem noch ruhigen und kühlen Herzen abgeglitten wäre, jetzt aber tief hineindränge und es ganz erfüllte. Und während ihre Brust sich bang zusammenzog, hatte sie das Gefühl, schnell immer tiefer und tiefer zu versinken. Wohl huschten ängstliche Fragen auf, aber vor dem seligen Glücksgefühl dieses Versinkens blieben sie zurück und waren schon verschwunden, ehe sie noch recht gewußt, was sie eigentlich wollten. Draußen fauchten die Winde ihr wildes Katzengeheul, und prasselnd streckten sich die Flammen aus, doch

sie hörte nichts davon. Sie hörte nicht das Klingeln an der Haustür und sah nicht den Blick ihres Mannes, der sie versunken betrachtete.

Seitdem Marie Luise verstummt war, hatte die Erschöpfung sich mit tausend Fältchen auf seine Züge gelagert. Er wehrte sich nicht mehr gegen seinen Schmerz, es war förmlich ein tiefes Ausruhn, als er sich ihm ganz hingeben konnte. So hatte er eine lange Weile gelegen, mit der Hand seine Augen verdeckend. Dann aber, als wenn er fürchtete, daß seine Frau ihn beobachtete, hatte er sich aufgerichtet. Und nie glaubte er sie in solcher Schönheit gesehn zu haben, wie in diesem Augenblick. Ein Glanz umgab sie, der nicht vom Kerzenlicht noch vom Widerschein des Feuers kommen konnte. Ganz still saß sie da, schien kaum zu atmen, wie in wachem Schlummer, die Lippen waren leicht geöffnet, die Augen benetzt von feuchtem Schimmer, unbewegt war der Ausdruck ihres Gesichts, fast ernst, und doch schien ein inneres Lächeln darüber zu spielen. So jung war sie, so jugendvoll und schön. Und mit einem Weh, bitterer als alle körperlichen Schmerzen, ergriff ihn der Gedanke, daß er dalag, kraftlos und krank und alt.

Das Mädchen öffnete sacht die Tür und trug die Zeitung herein.

Marie Luise erhob sich. Als ihr Mann die Hand nach ihr ausstreckte, setzte sie sich auf ein Polster neben ihn.

„Kind, du warst so schön! An was für Schönes hast du gedacht?“

Sie atmete langsam auf und schüttelte nur leise den Kopf.

„Wie geht's dir, Liebster?“ fragte sie.

„Mir? — Ehrlich gestanden — erbärmlich schlecht.“

„Heute ist aber auch ein zu schlechter Tag.“

„Heute iſt es nicht anders als geſtern. Nur ſpüre ich's heute mehr. Aber da iſt es immer und — geht auch nicht mehr fort.“

„Du mußt dich nur bis zum Frühjahr gedulden.“

„Ja — dann gibt's ein paar Monate Schonzeit. Aber ſobald dann der Herbſt kommt — — Kind, es iſt ſo ſchwer, und doch muß ich mich drein finden — ich bin ein lahmer Krüppel und du — du biſt noch ſo jung.“

„Wenn du doch bloß ſo nicht ſprechen wollteſt. Du weißt doch, wie mich das aufregt!“

Er ergriff wieder ihre Hand.

„Hör mal ruhig zu. Du weißt doch noch, was ich dir voriges Jahr ſagte, nach meiner erſten Krankheit. Du haſt es ja nie glauben wollen —“

„Ich glaub's auch jetzt nicht,“ verſetzte ſie heftig. „Ich will's nicht hören. Sprich nicht davon.“

„Aber ich muß davon ſprechen. Es beſchäftigt mich immerzu. — Wenn du's mal nicht mehr mitmachen kannſt — wenn — — dann keine Rückſicht, keine Schonung!“

Sie ſchüttelte ſich in jähen Schauern.

„O Gott, wie du mich quälſt — wie du mich quälſt!“

Da legte ſich das ſchmerzvolle Lächeln des Kranken um ſeine gefurchten Züge, und er ſtrich ihr die Tränen aus den Augen.

„Quälen will ich dich nicht. Nur will ich wiſſen, daß du gern bei mir bleibſt. — Wenn ich dir mal zur Laſt geworden bin —“

„Du mir zur Laſt!“

„Ach, Kind, kranke Menſchen fallen endlich immer zur Laſt.“

„Ach, wenn du mich nur verſtehn wollteſt! Es iſt doch

grade meine Natur, dich so zu lieben, wie du bist. Du weißt doch, ich hab's dir doch gesagt, daß meine erste wirkliche Liebe mein Vater war, und daß ich nie glücklicher war, als wenn ich ihn pflegen konnte. Ich kann nur lieben, wo ich niederknieen kann. Und alle die Männer, die ich sonst getroffen habe — alle — alle — —"

„Aber wenn nun eines Tages ein anderer kommt?"

Sie bäumte sich zurück und schrie fast auf in ihrer Leidenschaft.

„Und wenn er käme! Wenn er käme, der andere — und ich liefe dir davon, was wäre dann aus mir geworden? Wo wäre dann das geblieben, was ich geglaubt, wofür ich gelebt habe? Wo wäre dann Ehrlichkeit, Treue, Würde? Das alles gäb's dann ja nicht —"

„Das alles gibt es, aber es gibt noch etwas Stärkeres."

„Für mich nicht. — Ich will bei dir bleiben. Mein ganzes Leben liegt in dir. Ich würde mir selbst untreu, wenn ich dir untreu wäre. Und nun sei still! Sei still!"

Er hielt ihre Hand umpreßt. Ihrer beider Augen waren ineinander versunken, und angstvoll schien sie mit stummen Blicken ihm immer wieder zu beteuern, was er nicht glauben konnte, und was zu hören ihm doch so süßes Labsal war.

Draußen fauchten die Stimmen weiter. Der Wind fuhr in den Kamin und schien bald die Flammen zerdrücken und bald sie mit sich in die Lüfte hinaufreißen zu wollen. Aber zwischen den beiden im Zimmer war es ganz still geworden. Es war beinah, als schämten sie sich ihrer leidenschaftlichen Erregung, in der ihr Innerstes sich enthüllt hatte, und suchten ihre reine Menschlichkeit so schnell wie möglich unter dem All-

tagsgewand der Banalität zu verſtecken. Ruhige, alltägliche Worte wechſelten ſie nach einer kleinen Weile.

Da der Major das Liegen auf dem Sofa nicht mehr ertragen konnte, nahm er in dem Lehnſtuhl am Kamin Platz. Marie Luiſe rückte einen Schemel zurecht, auf dem er die Füße ausruhen konnte und breitete mit aller Vorſicht eine Decke darüber.

Dann las ſie ihm wie gewöhnlich die Zeitung vor, und nur an einem kaum hörbaren Beben in ihrer Stimme, die dunkler und weniger voll klang als gewöhnlich, hätte man das letzte Nachzittern ihrer inneren Bewegung ſpüren können.

Da kam das Mädchen wieder herein und brachte die Abendpoſt, eine ganze Hand voller Briefſchaften, die es dem Major überreichte.

„Man merkt, daß Weihnachten in Sicht iſt," ſagte dieſer. „Hier, Herz, der iſt für dich." Dabei ſchob er, ohne weiter einen Blick darauf zu tun, ſeiner Frau den Brief hin. „Eigentümlich, daß Berger nicht ſchreibt wegen der Ländereien. — Dieſe Loſe ſind die reine Landplage. — Aha, das iſt Berger. Nun werden wir ſehn."

Er ſchnitt das Kuvert auf und legte das Meſſer wieder auf den Tiſch, ſo daß Marie Luiſe es erreichen konnte. Aber dieſe ſtreckte nicht die Hand danach aus, ſondern ſtarrte mit blaſſem Geſicht den Brief an, deſſen Handſchrift ſie auf den erſten Blick erkannt hatte. Alles, was ſie ſoeben geſagt hatte, fiel ihr ein. Und während ſie dem wilden Herzſchlag in ihrer gepreßten Bruſt und dem verworrenen Raunen dumpfer Stimmen lauſchte, war ſie ſich ſelbſt ein finſteres, verhaßtes Rätſel. Endlich nahm ſie ſich zuſammen, ſchnitt den Brief auf und begann zu leſen, langſam, indem ihre Blicke ſich auf jedes Wort

hefteten, als wenn sie seinen Inhalt prüfte und alles von vornherein feindselig von sich abwehrte.

Eine lange Weile verging. Der Major rechnete halblaut die vielstelligen Zahlenreihen nach und machte auf einem Blatt dann und wann kurze Notizen.

„Ja, Kind, wir müssen das mal überlegen. Einige Landstellen sind sehr gestiegen. Es scheint mir wirklich eine günstige Zeit zum Verkaufen."

Als sie nicht antwortete, wandte er sich um. Da sah er, daß sie weinte. Zuerst bekam er einen Schreck, weil er glaubte, in dem Brief hätte irgend eine traurige Nachricht gestanden. Aber als er sie schweigend betrachtete, wie aus ihren weitgeöffneten Augen die Tränen über ihr ruhiges und wie aufgelöstes Gesicht flossen, da schien noch stärker als vorhin der Glanz eines leuchtenden Glücks von ihr auszustrahlen. Er rief sie leise bei Namen, ohne daß sie hörte.

„Kind — Marie Luise — was hast du?" wiederholte er.

Da sah sie ihn an und schien sich zu besinnen. Sie trocknete ihre Tränen, ihr Gesicht nahm einen grüblerischen, finsteren Ausdruck an, dann reichte sie ihm den in ihren Schoß gesunkenen Brief. Verwundert nahm er das Schreiben und begann neugierig zu lesen. Sie hatte aufgehört zu weinen und starrte mit gequälter Miene vor sich hin. Nur wenn sie an dem Knistern des Papiers hörte, daß er die Seiten umwandte, stieß sie einen kurzen, gepreßten Atemzug aus.

Endlich hatte er geendet. Seine über die Stuhllehne hängende Hand hielt die zerknitterten Seiten. Sein zurückgesunkenes Gesicht lag kaum erkennbar tief im Schatten.

„Sag doch was!" stieß sie hervor.

Aber die Hand zuckte nur kurz zusammen. Da erhob sie

ſich erſchauernd, als wenn ſie fröre, und kniete neben ſeinem Stuhl nieder.

„Bernhard, ſag doch ein einziges Wort!“

Er hatte ſich vorgebeugt. Das Weiße in ſeinen Augen war ganz fahl, und zwiſchen den zahlloſen Fältchen der gelben Haut ſickerte kalter Schweiß hervor.

„Schick ihm den Brief zurück und ſchreib ihm, daß er nie wiederkommen darf.“

Da zog er die Stirn hoch und ſchüttelte den Kopf.

„Doch! Doch! — Ich will ihn nicht wiederſehn!“ ſagte ſie flüſternd, mit klangloſer, doch feſter Stimme.

„Kind, Kind, — das — wie handelten wir dann —? Wenn jemand anders — aber der hätte eben ganz anders geſchrieben. So ſchreibt doch kein — Verführer.“ Er lachte kurz und trocken bei dieſem Wort. „Wir wollen ihm kein Unrecht tun. Nicht wahr?“

Seine ſchwere Hand ſtreichelte nervös ihr Haar, während ſie von fortwährenden Schauern geſchüttelt vor ihm kniete.

„Nicht wahr, Kind, das wollen wir doch nicht? Er ſoll nur ruhig wiederkommen. Das ſoll kein Stein des Anſtoßes zwiſchen uns ſein. Wir verdanken ihm doch manche gute Stunde. Nicht wahr, mein Herz?“

Sie hatte ihr Geſicht erhoben, ſah ihn mit großen Augen an und ſchien etwas ſagen zu wollen. Aber ein Stärkeres als ſie ſelbſt ſchien in ihren Augen zu flehen, daß ſie dies Wort nicht ſagen ſollte.

„Ja — nun — nun geh, mein Herz. Lies den Brief nur nochmal, für dich. Ich möchte auch mal einen Moment allein ſein. So 'ne Art — Nervenchok hat einem das doch verſetzt. Geh, Marie Luiſe — bitte!“

Er richtete sie auf und drückte ihr den Brief fest in die Hand. Sie trat damit an den Kamin, wo sie versunken und zögernd stehn blieb, als wenn sie ihn in die Flammen werfen wollte.

„Nicht doch! — Glaub mir, er selbst wird nie wieder von diesem Brief sprechen. So etwas — das bricht einmal durch und wird dann wieder für immer begraben. —

Noch einmal drückte er rasch ihre Hand. Dann ging sie. Aber als sie schon die Türklinke in der Hand hielt, wiederholte sie noch ihre letzten Worte:

„Schreib ihm, daß ich ihn nie wieder sehn will."

Ganz still, bewegungslos und mit geschlossenen Augen hatte der Major gelegen. Das Mädchen kam herein und schichtete in dem Kamin neues Holz auf, mit matten Blicken schaute er zu.

„Liegen der Herr Major auch gut?" fragte die Alte.

„Wenn man krank ist, liegt man nie recht gut. Aber Sie könnten den Stuhl 'n bißchen näher ans Feuer rücken."

Nachdem sie das getan, war sie hinausgegangen und hatte sacht die Tür hinter sich zugemacht. Und der Major hatte wieder bewegungslos und mit geschlossenen Augen dagelegen. In seinem dumpfen, schmerzbetäubten Kopf kreiste es gleich einer sich wiegenden Melodie immer: ‚Alter Mann — junges Weib. Alter Mann — junges Weib!' Das mußte er ohne Unterlaß wiederholen. Aber zwischendurch tauchte noch etwas anderes auf, gewissermaßen wie aus einem trüb wogenden Wasser etwas auftaucht, das ein Glied sein kann, von dem man nicht den Rumpf gewahrt, das jetzt wie eine Hand, jetzt wie ein nackter Fuß, jetzt aber plötzlich wie ein alter Weidenstrunk aussieht. Ehre — Ehre — auch dies Wort wiederholte

ſich im chaotiſchen Wogen ſeines Hirns, ohne daß er wußte, was es ihm in dieſem Augenblick bedeuten ſollte.

Derweil leckten die gelben Flämmchen naſchhaft an der neuen Nahrung, aber als wenn ihnen das kalte, friſche Holz nicht ſchmeckte, züngelten ſie ſogleich wieder zurück, um dann gierig noch länger die heißen Zungen auszuſtrecken. Plötzlich knallte ein geborſtener Scheit laut auf und war im ſelben Augenblick von der feurigen Lohe wie mit einem roten Mantel ganz umhüllt.

Der Major richtete ſich auf und ſtarrte verſunken in die Glut, ſah das Holz auftauchen und wieder verſchwinden, ſah es berſten und verſchlungen werden von dieſen gefräßigen Flammen. Er ſtützte den Kopf auf und bedeckte die Augen mit der Hand. Und vor ſeinem inneren Blick ſtand der Wald, in dem dieſe jetzt faſt in Aſche verſunkenen Scheite einſt große, feſte Bäume geweſen waren, die den Winden getrotzt, die tief ins Erdinnere ihre Wurzeln geſtreckt hatten. Aber die Flamme kam und fraß ſie auf, machte ſie zu Aſche. — — Und da kam ihm zum Bewußtſein: ſo wie die Bäume in langſamen Jahrzehnten ſtark und groß geworden waren, ſo waren in ſeiner Bruſt, in jeder Menſchenbruſt, Meinungen, Satzungen, Schätzungen gewachſen, hatten ſich tief feſtgewurzelt und allen Stürmen getrotzt. Aber die Flammen kamen und fraßen ſie alle auf, machten ſie zu Aſche — alle. Ehrlichkeit, Treue, Stolz, Würde — alles, wovon ſein Weib geſprochen hatte.

Er bäumte ſich auf und krümmte ſich, hielt mit den Händen die Lehnen umpreßt und biß die Zähne zuſammen. Alles, was er ſich vor einem Jahr geſchworen hatte, rief er ſich ins Gedächtnis. In dieſen bitteren, düſteren Stunden, die ſich lang dehnten wie ſchlafloſe Nächte, da hatte, wenn er auf

dem Sofa liegend ſeine Frau mit den Blicken verfolgte, wie ſie dahinſchritt, von ihrer jungen Kraft getragen, Glück ausſtrahlend und an ſich ziehend, da hatte ein gerechter und reiner Menſch in ihm ſich gegen ſein eigen Fleiſch und Blut empört und ihm bewußt gemacht, daß es Unmenſchlichkeit und Frevel ſei, dies junge Geſchöpf an ſich zu binden, ſie einzukerkern mit dem Kranken. Das hatte ſich ihm aufgedrängt wie eine Pflicht und eine Gerechtigkeit, die ſtärker und ewiger war als alle von Menſchen erfundenen Pflichten und Gerechtigkeiten. Er hatte ihr das geſagt und es ihr wiederholt, wie ſehr ſie ſich auch dagegen auflehnte. Nun aber war dies gekommen, dies Furchtbare, das er nie geahnt hatte, das Unglück brachte über ihn und noch mehr über ſie.

Der ganze Mann lehnte ſich auf, ſchüttelte ſich und wehrte ſich dagegen mit krampfhaften Schauern wie gegen die kalten Fauſtgriffe des Todes ſelbſt.

Und wie nun über dem verraſchten Holz noch letzte Flämmchen hüpften und letztes Kniſtern ſprühender Funken im Kamin verklang — da hatte er wirre, blitzartige Bilder.

Er ſah ſich ſelbſt groß und maſſig aufgerichtet — ritſch, ratſch riß er den Brief entzwei, und mit totblaſſem Geſicht ſchlich der andere hinaus. — Ein ſchneeweißer Wald, zwei richten die Piſtolen gegeneinander, der andere fällt, und er ſelbſt ſteigt in den Wagen. — Plötzlich ſah er Marie Luiſe als blutige Leiche. — Dann ſich ſelbſt, die rote Lache floß über ſeinen Rock, entſetzensſtarre Menſchen umſtanden ihn. Blut, Blut, Blut ſah er überall.

Er rieb ſich die Augen, preßte die Hände dagegen, aber nur neue blutige Dinge tauchten auf, als wenn Blut aus ſeinen Augen ſelbſt flöſſe. Von Entſetzen vor ſich ſelbſt ergriffen,

ſchauerte er zuſammen. Und da — in dem Lehnſtuhl, in dem er ſo oft geſeſſen hatte, und deſſen Nachbildung der Major ihm zu Weihnachten machen laſſen wollte, ſah er Grabaus ſelbſt ſitzen. Er ſaß da, und während er mit leuchtenden Augen Marie Luiſe anblickte, ſprach er in einem aufgeregten, fließenden Ton. In dieſem Ton, über den der Major ſich ſo oft erſtaunt hatte, und er ſprach wieder dieſe langen zuſammenhängenden Sätze, über die er ebenfalls geſtaunt und manchmal gelächelt hatte. Er ſprach — als wenn ein gedrucktes Buch plötzlich zu ſprechen begönne. Der Major hatte ihm gelauſcht und war warm geworden und hatte ſich gefreut, wenn er etwas verſtand. Aber im Innern hatte er wohl auch gelächelt und gedacht: wie das wohl wäre, wenn einer der Leutnants beim Liebesmahl ſo zu ſprechen anfinge?

Und wie er nun das alles ſo deutlich vor ſich ſah, da ergriff ihn ein Gefühl plötzlicher Erlöſung. Es war wie ein Aufatmen, faſt wie ein inneres Lachen. Es war wie eine beſſere Erkenntnis dieſes Menſchen, der rein und keines Schlechten fähig, mit ſeinem offenen Geſicht plötzlich vor ihm ſtand, und es war auch ein leiſes Überlegenheitsgefühl, als wenn das alles, was er ihm zugetraut hatte, gar nicht im Bereich der Möglichkeit für dieſen Menſchen läge.

Als Grabaus wenige Tage ſpäter den kleinen Saal in Weimar betrat, wo er ſeine Vorträge hielt, waren ſchon alle Plätze beſetzt. Nur der Stuhl Marie Luiſens war leer. Während er langſam daran vorbei ging, ohne weiter einen Blick darauf zu tun, verdichtete ſich die erwartungsvolle Unruhe, die auf dem Heimweg in ihm gewogt hatte, zu einem ſtacheligen, bittern Schmerz, der ſich ihm tief ins Herz grub. Während er das Manuſkript aufſchlug und noch einen Augenblick zögerte, um ſeine Gedanken zu ſammeln, flüſterten beſchwichtigende Stimmen ihm zu: ‚Kann ſie nicht krank ſein, verhindert?‘ Aber er glaubte dieſen Stimmen nicht, ſondern war überzeugt, ſein Brief ſei ſchuld daran, daß ſie nicht gekommen war. Denn die Liebe zu dieſer Frau, die ihm ſoviel Stolz und Mut eingeflößt hatte, hatte ihn in gleichem Maß ängſtlich, demütig und unſicher ſeiner ſelbſt gemacht.

Schon hatte er ſeinen Vortrag begonnen, als ſich die Tür noch einmal öffnete und Marie Luiſe eintrat. Mit raſchen, feſten Schritten ging ſie zu ihrem Platz. Er ſchrak zuſammen, obwohl er ganz ruhig fortfuhr zu reden, wie man vor dem Erſcheinen eines Menſchen erſchrickt, den man am allerwenigſten erwartet hat. Von Zeit zu Zeit flog ſein Blick für einen kurzen Moment zu ihr hinüber. Und nun ſtörte ihn eins: ſie hatte ihren Schleier nicht abgenommen. Dieſer nichtige Umſtand ſchien ihm ein ſicheres Zeichen, daß eine Wolke zwiſchen ihnen läge. Nach Schluß des Vortrages begrüßte er ſie vor der Tür auf der Straße, ſie reichte ihm freundlich die Hand, fragte, wann er zurückgekommen wäre, und fügte dann, wie um ihren eiligen Abſchied zu erklären, hinzu, ſie hätte noch Weihnachtsbeſorgungen zu machen, ob er nicht den Abend bei ihnen

verbringen wollte, ihr Mann würde sich sehr freuen, ihn wiederzusehn.

Er dankte, indem er vorgab, nach Haus zu müssen.

Im Laufe der nächsten Woche wurde er mit Wolf zusammen bei Platens eingeladen. Aber auch an diesem Abend sah er Marie Luise nicht einen Augenblick allein und wechselte nur wenige gleichgültige Worte mit ihr. Sie war sehr still, so daß die Männer das Gespräch fast ganz allein führten.

Den Sonnabend darauf sprach Grabaus so matt und wirr, daß nach Schluß des Vortrages eine mitleidige Pensionsvorsteherin auf ihn zukam und ihn fragte, ob er Kopfschmerzen hätte? Sie empfahl ihm Aspirinpulver, das ganz gefahrlos und von unfehlbarer Wirkung wäre. Eine ältliche Lehrerin aber sagte ihm auf den Kopf zu, daß sein ganzes Übelbefinden von kalten Füßen herkäme, Kopfarbeiter litten fast alle an kalten Füßen. Er sollte Strümpfe aus Eiderdaunwolle tragen. Auch nannte sie gleich die Adresse eines Geschäfts, in dem er welche bekommen könnte. Als sich diesen beiden nun noch eine dritte alte Dame zugesellte, empfahl Grabaus sich weniger höflich als schnell und eilte Marie Luise nach. Erst lief er ein Stück die Straße rechts, dann wie ein verirrter Jagdhund links hinunter, bis er endlich auf der gegenüberliegenden Seite Marie Luise gewahrte.

Wieder wurde sie von dem Mädchen begleitet.

Er grüßte und fragte, ob er einige Schritte mitkommen dürfte?

„Himmel, haben Sie mich erschreckt!“

„Verzeihen Sie! — Aber darf ich ein Stückchen mitgehn?“

„Ich muß Besorgungen machen, und dabei sind Männer immer ein bißchen unbequem,“ erwiderte sie lächelnd. „Wollen

Sie nicht lieber meinem Mann Gesellschaft leisten? Ich komme auch bald heim."

„Ich habe auch Besorgungen zu machen, gnädige Frau."

Er sprach mit dieser verzweifelten Hartnäckigkeit eines Menschen, der sich ins Wasser gestürzt hat und entschlossen ist, entweder das andere Ufer zu erreichen oder zu ertrinken.

„Sie wollen auch Einkäufe machen?"

„Jawohl. Mir rieten zwei Pensionsmütter, ich sollte mir Eiderdaunsocken für meine kalten Füße und Aspirinpulver für meinen heißen Kopf besorgen. — Ich muß wie ein Idiot gesprochen haben. So fühl ich mich auch. Nicht wie ein Idiot, sondern — seit acht Tagen fühl ich mich einfach wie im Fieber."

„Aber dann sollten Sie sich wirklich ins warme Zimmer setzen und nicht hier auf der kalten Straße herumlaufen. Ich will Ihnen die Sachen gern besorgen."

„Gnädige Frau, daß Sie mich verhöhnen, ist nicht schön."

„Mein Gott, das wollte ich wirklich nicht," versetzte sie erschrocken. „Ich meinte es in vollem Ernst."

„Gnädige Frau, woran ich krank bin, das ist — weil etwas zwischen uns liegt, weil ich fühle, daß Sie nicht mehr wie früher zu mir sind. Ich weiß auch den Grund. Sie haben ja recht. Aber lassen Sie uns einmal, dies eine Mal, offen darüber sprechen. Dann, wenn Sie's für nötig halten, will ich gern gehn — für immer."

Ohne zu antworten, setzte Marie Luise den Weg fort. Sie kamen an einem hell erleuchteten Laden vorbei, und hier im Lichtschein begegneten sich beider Blicke, ihr banger, unentschlossen fragender Blick ruhte eine Sekunde lang auf seinem verzweifelten, blassen Gesicht und den fahlen, flehenden Augen.

„Einen Moment!“

Dabei wandte sie sich um, holte Geld und einen Zettel hervor und gab dem Mädchen Instruktionen, in welcher Weise es die Besorgungen auszuführen hätte. Während das Mädchen nach dem Markt zuging, setzten die beiden in der entgegengesetzten Richtung ihren Weg fort.

„Ich danke Ihnen,“ murmelte Grabaus.

Marie Luise zuckte leicht zusammen und sagte:

„Sie wollen wegen des Briefes mit mir sprechen, Herr Doktor, den Sie an mich geschrieben haben. Denn das ist es ja, was uns trennt. Ich habe ihn meinem Mann gezeigt, und er sagte, Sie würden wohl nie wieder darauf zurückkommen. Er würde zwischen uns begraben sein, wenn Sie zur Besinnung gekommen wären.“

„Er sollte auch begraben sein.“

„Dann ist es ja gut. — Wollen wir dann nicht nach Hause gehn? — Ich gebe Ihnen den Brief zurück, Sie vernichten ihn — und alles soll sein wie früher? — Ist das nicht das beste?“

„Ich kann nicht,“ erwiderte er leise. „Es kann ja doch nie mehr werden, wie's war. Nie kann zurückkehren, was verloren ist. Das Neue muß kommen, so oder so. — Als ich Ihnen den Brief schrieb, gnädige Frau, da dachte ich, Sie würden ihn lesen, ihn still für sich bewahren, ihn — ich finde das richtige Wort nicht — ihn verstehn, ihn billigen — doch auch das ist nicht das rechte Wort. — —“.

„Ihn billigen?!“

„Ich mußte das einfach schreiben. Als ich den Brief in den Kasten steckte, da sagte ich mir selbst: morgen um diese Zeit wirst du in ihren Augen vielleicht ein elender, verächt-

licher Mensch sein. Und doch habe ich ihn abgeschickt. Ich mußte einfach."

„Sie mußten nicht. Wenn Sie auf den reinen Menschen, der in Ihnen lebt, gehört hätten, dann hätten Sie ihn nie geschrieben."

„Ja doch! Gerade weil das Beste, was in mir lebt, seine Stimme erhob, deshalb habe ich ihn geschrieben."

Ohne auf den Weg zu achten, waren sie durch stille Straßen gegangen und befanden sich nun in der Belvedere-Allee. Dunkle Gestalten gingen an ihnen vorüber, die mit kleinstädtischer Neugierde ihre Gesichter zu erkennen versuchten. Eine Straßenbahn brauste plötzlich heran und überflutete sie mit grellem Licht. Da blieb er nervös stehn; auf den verschneiten Park deutend, der sich zu ihrer Linken in weißem Dämmerlicht ausbreitete, sagte er:

„Wollen wir nicht hineingehn? Dort ist es wenigstens still."

„Ich gehe nicht in den Park um diese Zeit," versetzte sie herb. „Sagen Sie mir, bitte, hier, was Sie noch zu sagen haben."

„Ich will es versuchen. Und es wird wohl das letzte sein, was zwischen uns gesprochen wird. — — Sie müssen wissen, aus welcher Stimmung dieser Brief geschrieben ist. Dann werden sie ihn — nicht billigen, aber vielleicht milder beurteilen. — Ich habe meine Frau sehr geliebt. Ach, nicht bloß geliebt, sondern sie auf ein so hohes Piedestal gestellt, daß, auch wenn ich aufrecht stand, sie noch immer hoch über mir schwebte. Dann aber merkte ich, daß ich mich geirrt hatte. Sie ist das nicht, wofür ich sie gehalten habe. Sie ist nicht besser, noch schlechter als tausend andere Frauen — eine gewöhnliche Natur. Und

da glaubte ich, daß mein Leben verpfuſcht wäre. Nicht meine Karriere, ſondern das, was eigentlich das Wertvolle im Leben ausmacht. Mit ihr zuſammen ſtürzte ich ſelbſt von dem Piedeſtal meiner Selbſtſchätzung. Ich verlor den Glauben an mich. Mein Kopf mochte ja gut ſein. Die Gedanken, die er zeugte, tüchtig und ſtark. Aber der ganze Menſch — was taugte der? Zeig mir die Menſchen, die du anzuziehn die Fähigkeit haſt, darnach will ich dich ſchätzen. Und ich ſchätzte mich nach meiner Frau, deren Liebe ich errungen hatte. Sehn Sie, in dieſer Stimmung bin ich Ihnen begegnet. — — Aber nun müſſen Sie das Wenige, was ich Ihnen noch zu ſagen habe, ruhig anhören. Wollen Sie?"

„Sprechen Sie nur!" erwiderte Marie Luiſe mit gepreßter Stimme.

Wieder waren Sie an eine belebte Straße gelangt.

Schweigend gingen ſie nebeneinander her und bogen dann wie in ſtiller Übereinkunft in die ſchmale, dunkle, menſchenleere Gaſſe An der Ankerwand ein, wo ſie ſich von neuem dem Park näherten.

„Als ich an dem erſten Abend in Berlin von Ihnen Abſchied nahm und durch den Tiergarten nach Haus ging, da hatte ich das Gefühl: wenn du die Achtung und die Freundſchaft dieſer Frau gewinnen könnteſt, ſo wäre das für dich mehr, als wenn die Univerſität oder der Staat oder ich weiß nicht was auf der Welt dich mit Ehren überhäufte. Dieſe Frau hat es in ihrer Macht, den Glauben an dich wieder herzuſtellen. Den Glauben an deine Perſönlichkeit."

Er war ſtehn geblieben und umfing mit weiten, durſtigen Blicken den Abendhimmel, an dem in rötlichem Dunſt zwiſchen ſchlanken, hochſtrebenden Pappeln der Mond ſchwebte. Tief

nter ihnen lagen Wieſen in grauer Schneedämmerung, und urig umhaucht breitete ſich das Gewirr der Baumkronen.

„Als ich den Brief ſchrieb, gnädige Frau, da wußte ich ohl, daß wir einander nie gehören könnten, daß ich Ihnen ie mehr ſein würde, als ich heute bin. Aber wollte ich das enn? Es hat ſich kein unreiner Gedanke meiner Liebe beiemiſcht. Sehn Sie, darauf kommt's ja nicht an, das Glück u beſitzen. Wenn man nur glauben darf, man hätte es beſitzen können. Wenn man nur glauben darf: nicht du, nicht u biſt zu niedrig und elend, um die Geliebte zu gewinnen, ndern die ewigen Sterne haben es nicht gewollt. Was iſt Birklichkeit? Glauben iſt alles. — Darum habe ich geſchrieen: damit ich einmal in meiner einſamen Stube hinausblicken nnte auf eine Nacht wie dieſe und mir ſagen, daß ich auf rnen Bahnen, wohin kein Schickſal, kein Zwang mehr reicht, it Ihnen wandeln könnte, Herz an Herz. — Das war meine chuld, Marie Luiſe, und nun verzeihen Sie mir."

Er ergriff ihre Hand, die willenlos, weich in ſeiner lag.

„Verzeihen Sie mir!"

„Ich verzeihe Ihnen."

„Bin ich kein elender, niedriger Menſch?"

Sie ſchüttelte ſtumm das Haupt, während Tränen über re Wangen rannen.

„Marie Luiſe — Marie Luiſe —"

Noch immer hielten ihre Hände ſich umſchlungen.

„Sehn Sie den Park dort!" flüſterte er. „Wir wollen neingehn. Dieſe eine Stunde! Dann wird, was wir geäumt haben, zur Wirklichkeit —"

Groß und fragend ſah ſie ihn an und richtete dann den Blick auf den Park. Und ihr war, als erkennte ſie ihn nicht

mehr, deſſen Bäume doch ſchon ihrem Kinderohr gerauſcht hatten, auf deſſen Wegen ſie ihr Lebelang gewandelt war, der nun aber fremd dalag wie ein verwunſchenes Land.

In mattem Silberglanz ſtanden Buſch und Baum, und aus dem hochgiebligen Gartenhaus auf weitem Schneeplan, das ſonſt um dieſe Zeit ganz finſter lag, ſchimmerte geheimnisvolles Licht. Größer ſchien alles, weiter und ſo ſtill, wie ſie es nie geſehn.

„Gehn wir, Marie Luiſe! Gehn wir!“

Aber unbeweglich wie verſunken ſtand ſie da. Ein Frühlingsabend ſtieg ihrem inneren Geſicht auf. Ein weicher Frühlingsabend. Da war ſie ganz allein auf dieſen Wegen geſchlendert, auf den ſchmalen Wieſenpfaden, an den buſchigen Ufern der Ilm. Hatte nicht gewußt, was ſie dort ſuchte, und doch nicht heimkehren können . . . Dem Weinen nah, wie überwältigt vom allzu ſtarken Drängen junger Kraft, vom ſüßen Vorgefühl kommenden Blühens und erwachender Schönheit ſchien alles in dieſer milden Stunde: die tauigen Sterne, die weiche Erde, die murmelnden Wellen und der klagende Vogel. Schwer war die Luft. Und ſchwer, erfüllt von ungeweinten Tränen, lautloſem Jubel und ſchlummernden Liebkoſungen war auch ihr junges Herz, das der Droſſel in den hohen Baumkronen lauſchte und ſich bangte nach einem, den es nicht kannte, und der doch ſchwer in ihren Armen hing und ſie immer weiter und weiter auf dieſen verſchlungenen Wegen führte.

„Gehn wir, Marie Luiſe! Gehn wir!“

Während ſie ſo ſtand und ſann und das bebende Flüſtern hörte, da war ihr, als ginge alles, wonach ſie ſich damals geſehnt, jetzt in Erfüllung. Noch einmal huſchte der Eindruck eines düſteren Zimmers in ihr auf, der Gedanke an ihren ein-

men Mann, der ſie erwartete. Doch war das nur wie ein hnell verlöſchender Schein. Während ſie von ſeiner Hand h faſt gezogen fühlte, umſpielte ein rätſelhaftes Lächeln ihren kund, und aus dem feuchten Schimmer ihrer Augen brach e Frage: Was tu ich nur? Sie wehrte ſich und gab doch ch und hatte dabei das ſüße, ſchwindelnde Wohlgefühl eines hnellen tiefer und tiefer Sinkens.

So gingen ſie vorſichtig die ſchmalen Erdſtufen am ſteilen iefenhang hinunter. Er ging voran, ſich immer beſorgt nach r umblickend. Und als ſie ausglitt, ergriff er ihren Arm.

„Gehn wir, Marie Luiſe! Gehn wir!“ flüſterte er in ebendem Jubel.

Immer ſchneller eilten ſie nun die Treppe hinab. Erſt nten gingen ſie langſamer, Arm in Arm, ſtumm und wie ver- ren in einer andern Welt. Als das hohe Buſchwerk zu Ende ar, und der Blick ſich auf die weite Schneefläche eröffnete, it einzelnen mächtigen Baumgruppen, und dahinter die hoch- gende Säulenwand der Pappeln, über der jetzt klar und ſilber- lank der Mond ſchwebte, blieb er ſtehn und ſagte:

„Mein Gott, iſt das nicht ſchön?! Sind wir nicht jung, Marie Luiſe? — O Marie Luiſe, Marie Luiſe! Seitdem ich hren Namen gehört, ehe ich Sie noch geſehn, da ſaß ein ogel in meiner Bruſt, hat immer geſungen ‚Marie Luiſe - Marie Luiſe‘ und dann an meinem Herzen gepickt. Süß ar's und weh tat's. Und da wußte ich, daß ich Sie lieben ürde.“

Wie trunken blieb er mit ſchmerzerregtem Ausdruck vor r ſtehn und bat:

„Ich möchte Ihre Augen ohne Schleier ſehn. Der Schleier at mich ſchon immer ſo geſtört.“

Er zog ihn zurück, legte ihn vorsichtig um ihre Hutkrempe und ließ dann seine Hände auf ihren Schultern liegen. So zog er sie an sich und küßte sie auf ihren Mund. Ganz naß, vereist war sein Bart, kaum spürte er die Wärme ihrer Lippen. Aber als er dann den Kopf erhob, schaute er rasch auf, wie verwundert, daß die Sterne noch blinkten und der Mond so still schien. Als sei das Größte, Unmögliche geschehn, das, was seinem Leben neuen Glanz gab und ihn heraushob über die andern Menschen, war ihm zumut.

Stumm gingen sie weiter, Arm in Arm, bald streiften niedrige Zweige sie, und leise gluckste die Ilm, bald wehte über die weite Fläche der Eiseshauch des Schnees sie an. Die Stadt warf ihren Lärm und Lichtschimmer zu ihnen hinüber, dann wieder umgab sie tiefste Stille und matter Dämmerschein. Ohne darauf zu achten, gingen sie weiter, wußten nicht, wie ihnen war, wohin der Weg sie führte, noch wie die Zeit verstrich in dieser verwunschenen Stunde.

Da schauerte sie zusammen, erschrocken fragte er, ob sie fröre?

„Ein bißchen."

Er riß seinen Mantel auf und wollte ihr den umtun, aber sie wehrte ihm.

„Nur die Hände frieren. Sonst bin ich warm."

Und als er diese nun ergreifen wollte, um sie zu reiben, schüttelte sie wieder leise lächelnd den Kopf.

„Nicht so! Nicht so!"

Ein Wunsch schien sich in ihr zu regen, den sie nicht ausdrücken konnte. Aber endlich nahm sie mit zager Bewegung seinen Arm und legte ihn um ihren Hals und schlang ihren Arm um seinen Rücken. So Wange an Wange, einer vom

andern gehalten, indem ihre Rechte seine umschloß, und seine Linke die ihre, schritten sie dahin. Und während ihre Erinnerung plötzlich zu jenen Frühlingsabenden ihrer Mädchenzeit zurückflog, wußte sie, daß so auch der Mann, von dem sie damals geträumt, sie hatte führen müssen.

Und wieder standen sie dann still, er küßte sie wieder und wieder und spürte nach jedem Kuß ein wenig mehr die Weichheit und Wärme ihrer Lippen.

„Daß ich den je küssen würde, deinen holden, reinen Mund!"

„Das ist er nun nicht mehr — der reine Mund," sagte sie mit leisem Klagelaut.

Aber er preßte sie fester an sich.

„Sag einmal du zu mir!"

Da schlang sie ihre Arme um seinen Hals, und wie von inneren Schauern losgerissen, stieß sie heraus:

„Ach, Heinrich — du, mein Liebster!"

Schläge einer Turmuhr schwebten dumpf erzitternd in kurzen Intervallen durch die eisige Klarheit. Doch als sie nun warnend drängte, sie müßte heim, zog er sie weiter. Matt widerstrebend folgte sie, ließ immer heißere Küsse auf ihrem Mund, ihren Wangen, ihren Augen brennen. Und nur wie ein letzter ferner Klang von dem, was einst gewesen, klagte es aus ihr:

„Was machst du aus mir, Heinrich! Ich habe keinen Willen mehr. Und müßte längst, längst zu Haus sein."

So kamen sie an eine Brücke und schauten in das dunkel fließende Wasser hinab. Wieder mahnten dumpfe Schläge aus der Stille.

„Das ist dieselbe Brücke, über die wir zuerst gekommen sind, Marie Luise."

„Dieſelbe Brücke. Nur wir ſind nicht mehr dieſelben.“

„Reut's dich?“

Sie ergriff ſeine Hand.

„Verſprich mir eins, Heinrich! Gib mir die Hand darauf!“

Er ſah ſie an, lange Zeit.

„Was du vorhin ſagteſt, das iſt wahr. Nie wirſt du mir mehr ſein wollen, als du bis heute warſt. Nie wirſt du das wollen! Verſprich mir das.“

„Ich verſpreche dir's.“

„Was heute war, das bleibt begraben. Nie wirſt du mich daran erinnern.“

„Nie werd ich das.“

„Es war einmal und darf nie, nie wiederkehren.“

„Und braucht's auch nicht. Denn es war ja für alle Ewigkeit.“

Sie atmete tief auf und ſagte:

„Dann iſt alles gut.“

Langſam gingen ſie Arm in Arm nach Hauſe, ohne der ihnen begegnenden Menſchen zu achten. In der Belvedereallee, ganz nah ſchon der Wohnung, kam ihnen ein Mädchen entgegen, einen Handkorb am Arm, das mit eiligen Schritten an ihnen vorüberging.

„Weißt du, wer das war?“ fragte Marie Luiſe.

„Wer denn?“

„Mein Mädchen. Sie hat mich nicht erkannt. Sie würde ja nie glauben, daß ihre Frau Arm in Arm mit einem fremden Mann geht.“

Nachdem ſie das Gartentor wieder geſchloſſen hatte, drückten ſie ſich ein letztes Mal durch das Gitter die Hand. Dann

verſchwand ſie im Haus, und er ging noch immer wie im Traum die ſtille Straße hinunter.

Marie Luiſe warf nur einen flüchtigen Blick in das Arbeitszimmer ihres Mannes, wo dieſer mit ſeinem Schwager in lebhafter geſchäftlicher Unterhaltung ſaß. Sie rief den beiden guten Abend zu und ſagte, ſie käme gleich, nachdem ſie ſich umgezogen hätte. Im Schlafzimmer fand ſie Chriſtine mit Aufräumen der Wäſche beſchäftigt und bat ſie, ihr beim Umkleiden behilflich zu ſein. Die alte Kinderfrau, welche Marie Luiſe noch im Wägelchen gefahren und ſie ſo ziemlich das ganze Leben hindurch begleitet hatte, machte ein nicht wenig verblüfftes Geſicht, als ſie ihr die Schuhe auszuziehen verſuchte.

„Na, na, die krieg ich nich erab, da muß ich doch erſcht a Meſſer holen und ſie uffſchneiden. Ach härjeh und der Rock! Sie ſind wohl in 'n Graben 'neingefallen, Frau Major?“

Sie ächzte und ſtöhnte beim Ziehn, und ihr runzliges Geſicht wurde kirſchrot von der Anſtrengung. Als ſie die Schuhe dann glücklich herunter und auch die Strümpfe abgeſtreift hatte, da geriet ſie vor Schreck ganz außer Faſſung.

„Ach, de Füßchen! Guckt doch nur de Füßchen! Do is juh gor kenn Blut und kenn Leben mihr drin. Wenn die nur nich derfroren ſind. Was haben Sie denn nur gemacht, Frau Major? Wie kann mer aber au ſu dumm ſei und bei die Käll im Park erümgiehn? 's is ja doch itz kenn Fröhjahr mihr. Wenn Sie's mir nur geſagt hätten, hätt ich Ihn' de Gummiſchuh aangezogen. Aber ä ſue! Nich ä mol Kamaſchen hätt Sie gehatt. — Itz machen Sie nur den großen Zeh krumm! Ich glaube, der will überhaupt nich mihr. Wie abgeſtorwen is er. Na, na, wie kann mer nur ä ſu leichtſinnig ſein!“

Marie Luise lächelte still versunken vor sich hin und ließ ihre Füße von den treuen alten Händen der Magd reiben und ließ sich ausschelten von ihrem treuen alten Mund. Und beides tat ihr so wohl, so wohl, während sie, von leisen Schauern durchrieselt, noch immer seine heißen Küsse auf ihren Lippen brennen fühlte. Nachdem sie dann vollständig umgekleidet war, ging sie zu den beiden Männern ins Zimmer.

„Na, mein Herz, wo hast du denn so lange gesteckt?“ fragte der Major.

„Ich war noch mit Doktor Grabaus spazieren, im Park.“

„Das ist gescheit. Da warst du diese Woche wenigstens einmal an der frischen Luft. — Wollte er nicht mitkommen?“

„Er mußte nach Haus.“

In diesem Augenblick kam Christine mit einem großen Glas Glühwein herein.

„Das müssen Sie nunter trinken, Frau Major, ä su heeß, wie es is.“

Aber Marie Luise nippte nur und ließ dann das Glas sinken. Doktor Platen beobachtete sie mit mißtrauischen Blicken, während auf dem Gesicht ihres Mannes ein sorgenvolles und doch gütiges Lächeln lag.

„War's schön im Park?“ fragte er.

Da leuchteten Marie Luisens verträumte Augen auf, und sie sagte leise:

„Wunder—wunderschön war's.“

„Hm,“ machte Doktor Platen höhnisch, „und morgen dein Schnupfen wird auch wunder—wunderschön sein.“

Mit großen Augen sah sie die beiden Männer an, und plötzlich war ihr, als müßte sie sagen: ‚Denkt euch nur, als

ir im Park waren, da hat Grabaus mich geküßt und ich — aubt ihr das? — ich habe ihn wieder geküßt.'

Mit einer Gewalt ohnegleichen überfiel dieſer Gedanke ſie. nd im ſelben Augenblick überkam ſie auch das Gefühl, daß lles ein anderes Geſicht bekommen hätte; alles, was bis zu ieſer Stunde feſt, aufrecht und hell in ihr geweſen, war ver- orren, dunkel und ſchwankend geworden. Wahnſinnige Angſt griff ſie, Angſt des Menſchen, der den Boden unter den üßen verloren hat und ſich verſinken fühlt.

Das Eſſen war aufgetragen. Die drei gingen hinüber. ach Tiſch blieb Marie Luiſe allein im Zimmer, um verſchie- ne Weihnachtspakete auszupacken. Aber während ſie die indfäden zerſchnitt, ſank ihr die Schere plötzlich aus der Hand. uſammenſchreckend ſah ſie ſich um, in dem deutlichen Gefühl, aß zwei ſtarke Arme ſie umſchlungen hielten, und eine Wange ch an ihre drängte.

Bin ich ſchuldig oder nicht? Kann ich ihm noch ehrlich s Geſicht ſehn? dachte ſie.

Als vor dem Schlafengehen ihr Mann an der Schwelle rer Kammer ihr den Gute-Nacht-Kuß gab, hielt ſie einen ugenblick mit leidenſchaftlichem Druck ſeine Hand in ihrer. ieder drängte ſich das Geſtändnis auf ihre Lippen. Aber um merklich ſchüttelte ſie den Kopf. Sie fürchtete ſich vor inem Schmerz.

Und wie ſie dann im Bett lag, allein in der dunklen ammer, da tobten in ihrem ehrlichen und klaren Kopf die ild erregten Gedanken weiter. Nie hatte ſie bis jetzt das edürfnis gefühlt, von ihrem Tun und Handeln einem andern echenſchaft abzulegen. Was ſie getan oder unterlaſſen, hatte e oft geärgert, oft gereut. Doch immer war ſie eins mit ſich

ſelbſt geweſen. Was aber heute geſchehen war, das zerriß ſie, zerriß den innerſten Kern ihres Weſens. Sie lechzte nach Rechtfertigung und fühlte ſich doch unfähig, ihr eigener Richter zu ſein. Aber während ihr Kopf noch glühte und fieberte, da ſchien ſich ganz ſacht die Mondnacht des Parks über ſie zu breiten, mit ihrem milden, kühlen, wohligen Schimmer. Zuerſt kaum vernehmbar wie verwehtes Flüſtern im Stimmenlärm hörte ſie ſeine lieben, guten Worte in ihrem Ohr, dieſe Worte voll Zärtlichkeit und Reinheit, dieſe nie gehörten und doch ihr ſeit Ewigkeit vertrauten Worte. Ein tiefer Seufzer rang ſich aus ihrer Bruſt, und ihren Mund umſpielte ein leiſes Lächeln. Indem ſie die Augen ſchloß, fühlte ſie ſich wieder von ſeinem Arm umſchlungen und ging mit ihm, wohin er wollte.

So ſchlummerte ſie endlich ein und ſchlief ganz feſt, tief und traumlos auf den Kiſſen ihrer Schuld und ihrer Liebe.

Immer wieder während der nächſten Tage befiel ſie Angſt vor dem, was kommen würde, als wenn es in ihrem Leben überhaupt nichts Sicheres mehr gäbe. Zugleich auch befiel ſie tiefes Staunen über das, was geſchehn war. Vor ihren verwunderten Augen ſtand dann eine Frau, die auf das Bitten eines fremden Mannes dieſem in den menſchenleeren, nächtlichen Park folgte, und ſie ſagte ſich: ‚Ja, das war ich — dieſe Frau.‘ Immer kehrten ſolche Gedanken wieder, und oft mußte ſie darüber in ganz gleichgültigen Beſchäftigungen inne halten.

Als aber die Woche zu Ende ging, ergriff etwas Neues ſie, Furcht vor dem Wiederſehn mit Grabaus. Nicht die leiſeſte Sehnſucht fühlte ſie, nur Furcht. Am Sonnabend morgen erwachte ſie mit heftiger Migräne. Unter gewöhnlichen Umſtän-

den wäre sie zu Haus geblieben, doch ging sie jetzt trotzdem in den Vortrag. Während Grabaus sie auf dem Heimweg begleitete, waren ihr die Worte wie im Mund erstorben, obwohl sie sich fest vorgenommen hatte, ebenso gesprächig wie sonst zu sein. Auch er war zurückhaltend und scheu, und es kostete ihm große Mühe, eine gleichgültige Unterhaltung zu führen. Erst kurz vor dem Haus wurden sie beide freier, als fühlten sie, daß es ihnen gelungen war, das Geschehene zu begraben. Nur als er ihr zum Abschied die Hand reichte, zuckte die ihre zu festerem Druck, und er erwiderte dies Zeichen mit einem dankbaren Blick.

Nach diesem Wiedersehn fühlte Marie Luise ein tiefes, wohliges Aufatmen.

Kurz vor Weihnachten traf auch der Kadett auf Urlaub ein. Vor seinem Vater besaß der junge Krieger einen ziemlichen Respekt, auch machte dessen Krankheit ihn befangen, aber der Mama gegenüber kam er sich ganz groß vor und machte sie zum Schatzkästlein alles dessen, was sein junges Herz nicht in sich behalten konnte, klärte sie über das Leben auf, inner- und außerhalb des Kadettenhauses — was nämlich verdammt zweierlei war, das sollte die Mama nur glauben — vertraute ihr seine Pläne, Hoffnungen, seinen Ärger, seine Liebe und nicht zuletzt seine vielen, vielen Wünsche an. Mit der Naivität seiner Jugend nahm er sie ganz in Beschlag, und Marie Luise war glücklich, in seinem Leben das ihre eine Weile zu vergessen. — So klärte sich ihr Inneres wieder. Und eines Abends konnte sie an das Geschehene zurückdenken ohne Furcht und Reue. Es lag versunken auf dem Grund ihrer Seele und schimmerte dort mit still gedämpftem Glanz durch ihr ganzes Innere. Tiefes Glücksgefühl durchrann sie, und ihr war zumut, als hätte diese eine

rätſelhafte Stunde ein langes banges Jugendſehnen erfüllt, als wäre ſie damit des Größten, was ein Weib verlangen darf, teilhaftig geworden und hätte nun vom Leben nichts mehr zu fordern, ſondern nur noch zu danken. Nie war ſie heiterer, zärtlicher, hilfsbereiter gegen ihren Mann wie gegen alle Menſchen überhaupt geweſen, als in dieſer Zeit. Es ging ein Zauber von ihr aus, gegen den ſelbſt Doktor Platen ſich zu ſeiner eigenen Verwunderung nicht wehren konnte.

In Grabaus aber wirkte ſeit jenem Abend das Gefühl, daß ein neues Leben für ihn begonnen hätte, und daß dies Leben einen ſtärkeren, kühneren, eifrigeren Menſchen erforderte, als er bisher geweſen. Er ſagte ſich, daß, wenn noch ein letzter Reſt von Kleinherzigkeit, von Furcht, von Alltagsſorgen und Alltagshoffnungen in ihm ſteckte, er dies alles von ſich werfen müßte wie ſchmutzigen Lumpenkram. Was er bisher geleiſtet hatte, erſchien ihm nichtig und faſt verächtlich. Und er ſetzte ſich von nun ab an den Schreibtiſch mit dem fieberhaften Drängen eines Menſchen, der eine alte Welt in Stücke zertrümmern und eine neue aufbauen will. Manchmal aber in ſtillen Nachtſtunden brauſte der innere Jubel ſo wild in ihm, daß er die Feder nicht mehr halten konnte. Es war, als wenn die Ströme ſeines Lebens ſich ſtürmiſch überſchlügen. Dann ſprang er auf, lief im Zimmer hin und her, breitete die Arme aus, und wußte nicht, was er ergreifen ſollte. Oder er machte das Fenſter auf und ſtarrte, ohne die eiſige Kälte zu ſpüren, in den verſchneiten Garten hinaus. Und immer ſtand dann im Dämmerungslicht dieſer hellen Nächte eine hohe Pappelwand vor ſeinen Augen und darüber der ſilberne Mond, und zwei umſchlungene Geſtalten gingen im tiefen Grund. Immer wieder fühlte er ſeinen Mund auf ihrem ruhn, auf dieſem weichen, regungsloſen

Munde, der seine Küsse nicht erwiderte, nur empfing. Ein einziges Mal hatte sie ihn fest umschlungen, und es war gewesen, als hätte sie ihm mit diesem einen Kuß ihr ganzes Leben hingeben wollen.

Er konnte nichts dafür, die Stimme kam aus den tiefsten Gründen seines Innern, über die der Wille nicht mehr Herr ist: die Stimme, die in ihm rief, daß das, was geschehn war, nicht das Ende sein könnte, daß etwas noch Schöneres und Gewaltigeres kommen müßte. Er verfluchte diese Stimme und schwor sich mit aller Inbrunst seines ehrlichen und reinen Herzens immer neue Eide, daß er niemals sein Versprechen brechen würde. Aber zum Schweigen brachte er dies lockende Raunen nicht.

Eines Nachmittags unterbrach Grabaus, wie er das öfter tat, für eine Weile seine Arbeit, um mit den Kindern zu spielen. Diese befanden sich bei seiner Frau im Zimmer. Frau Konstanze saß in dem breiten Sofa, hatte einen hohen Berg zertrennter Lappen und Flicken beiseite geschoben und war in die Abendzeitung vertieft. Neben ihr saß das Mammikind und arbeitete an einer Häkelei aus roter Wolle. Die beiden schauten gleichmütig auf, mit dem etwas verdrossenen Ausdruck um den schlaffen Mund, ohne den Grabaus sie sich gar nicht vorstellen konnte. Der Bube aber warf sofort seinen hohen aus Bauklötzen errichteten Turm

zuſammen und lief mit lautem Freudengeſchrei ſeinem Vater entgegen. Dieſer nahm ihn auf den Arm, während er ſich an ſeine Frau wandte.

„Na, was ſteht denn Schönes in der Zeitung? Ei, und das Mammikind ſo fleißig? Du ſtrickſt mir wohl 'ne rote Weſte?“

„Aber das iſt doch 'n Topflappen,“ erwiderte die Kleine beleidigt.

„Ach, komm doch mal her,“ ſagte Frau Konſtanze. „Da iſt ein Knopf los an deinem Rock. Den will ich dir gleich annähen.“

„Hat's nicht noch Zeit?“

„Meinswegen. Aber wenn du ihn verlierſt, dann mach mir, bitte, keine Vorwürfe.“

Er ließ den Jungen auf die Erde gleiten und legte den Rock ab. Dann ging er ins Schlafzimmer, um ſein Hausjackett anzuziehn.

Als er nach einigen Augenblicken zurückkam, ſaß ſeine Frau mit hochgezogener Stirn da, ihr Mund bildete einen förmlichen Halbmond, und die ſonſt verſchleierten Augen funkelten grünlich. Vor ihr auf dem Tiſch lagen zwei Briefe.

„Was ſind das für Briefe?“

„Welche?“ erwiderte Grabaus arglos. „Ja, wie kommen die denn hierher? Die ſteckten doch in meiner Brieftaſche?“

„Sie ſind herausgefallen.“

„Herausgefallen — aus der geſchloſſenen Brieftaſche?“

„Es ſcheint doch ſo. Aber willſt du mir gefälligſt ſagen, von wem ſie ſind?“

Einen Moment ſchaute Grabaus zögernd auf ſeine Kinder, die mit ihrem feinen Inſtinkt ſofort begriffen hatten, daß zwiſchen

den Eltern etwas Besonderes vorging. Mammikind hatte ihre Häkelei sinken lassen und saß mit wahrer Richtermiene da, während ihr Mund womöglich noch runder als der ihrer Mutter war. Der Bub aber stand breitbeinig mit einer kleinen Peitsche in der Hand, und wie er zu seinem Vater in die Höh sah, schien sein schelmisch keckes Gesicht zu sagen: Von der wirst du dir doch nichts gefallen lassen?

„Geht mal zu Anna, Kinder. Fix, Elsbeth!"

Als sie nicht wollte, hob er sie kurzer Hand aus dem Sofa und trug sie vor die Tür, während das Knäuel an einem immer länger werdenden Faden hinterher lief. Das reichte er ihr nach.

„Hier! — Und nun seid artig. Gleich dürft ihr wieder hereinkommen."

Grade wollte er die Tür schließen, als sein Junge sich wütend umdrehte:

„Briefe nicht rausgefallen — rausgenommen Mama!"

„Hast du's gehört, Konstanze?"

„Na ja," erwiderte diese achselzuckend. „Ich war natürlich neugierig, was du da immer heimlich liest."

„Was ich heimlich lese?"

„Ja, meinst du, ich hätte das nicht bemerkt, wie du abends die Brieftasche hervorzogst und drin herumsuchtest? Das kam mir schon längst verdächtig vor. — Aber jetzt will ich wissen, von wem sie sind?"

„Von Frau Major Platen," erwiderte er nach sekundenlangem Zögern.

„Von Frau Major Platen! — Also die Dame schreibt dir heimlich Briefe. Das ist ja reizend."

„Heimlich? — Meine Liebe, wenn du diese Briefe noch

nicht gelesen hast, so ist das der reine Zufall. Es sind ganz gleichgültige, belanglose Briefe."

„So? — Wirklich? — Dann darf man sie wohl lesen?"

„Bitte."

Mit einem raschen Griff, mit einem Blick, der sagte: Hab ich dich endlich! nahm sie die Briefe an sich und zog die Bogen aus den Kuverts. Der Inhalt war in der Tat gänzlich harmlos, den einen hatte Marie Luise im Auftrag ihres Mannes geschrieben, in dem andern handelte es sich um ein geliehenes Buch. Aber Frau Grabaus studierte jeden Satz, jedes Wort, als wenn es noch einen versteckten Hintergedanken enthielte. Endlich ließ sie sie langsam sinken und sagte:

„Warum schleppst du dich nur mit den Dingern? — Zerreiß sie doch! Oder ich will's tun. — Was?"

Er hatte schon auf der Zunge zu sagen: Meinetwegen. Denn es war ihm ein unerträglicher Gedanke, daß auch nur die Andeutung eines Verdachts Marie Luise treffen könnte. Aber als er das höhnisch triumphierende Gesicht seiner Frau sah, die in der erhobenen Hand den Bogen hielt und wie absichtlich mit dem Zerreißen zögerte, um ihn zu quälen, da ergriff ihn plötzlich ein grimmiger Zorn.

„Sage mal, liebe Frau, wie kommst du eigentlich dazu, mich auszuspionieren? Du untersuchst meine Taschen, was ich eines anständigen Menschen einfach unwürdig finde. Du läßt dich von deinem eigenen Kind auf einer Lüge ertappen und fühlst nicht mal das Beschämende und Verderbliche. Sitzst da, als wenn du über mich Gericht abzuhalten hättest —"

„Soll ich die Briefe zerreißen?" unterbrach sie ihn.

„Nein, gib sie her!"

„Da!!"

Sie schleuderte sie ihm förmlich hin. Er nahm sie ganz assen an sich.

„Ich werde sie selbst zerreißen oder aufbewahren, wie mir s eben richtig erscheint. — Aber ich kann dir sagen, Konnze, das ist nicht die Art, um dir meine Achtung zu erlten. Deine —“

„Also du liebst dies Weib!“ stieß sie heraus. „Also du bst sie! Hab ich das doch geahnt! Also deshalb fährst du ig nach Weimar. Deshalb müssen wir ewig den jungen ellen einladen. Jetzt bist du ertappt.“

Kopfschüttelnd sah er sie an und erwiderte nur:

„Schämst du dich nicht?“

„Und ich muß hier die Abende allein sitzen. Deine Wäsche icken, mich für dich abrackern, mich mit dem Dienstmädchen erumärgern. Ich hab dich hundertmal gebeten, du sollst ihr ündigen. Aber nein, dazu bist du zu feinfühlig. Das leidet ein gutes Herz nicht, so ein Frauenzimmer, daß sich Abend r Abend mit ihrem Schatz herumtreibt, auf die Straße zu ten. Nun versteh ich deine Sympathie. Du bist ja selbst ner, der solche Geschichten macht.“

„Konstanze, sei still! Um Gottes willen sei still!“ bat er nz entsetzt. „Wenn sie dich draußen hört!“

„Dann soll sie's nur hören! Das ist ja ihre eigene Schande, e sie zu hören kriegt. — Ich sage dir, das hat ein Ende, ese Reisen nach Weimar. Von heute an fährst du nicht mehr n. Um mich hast du dich zu kümmern. Ich bin deine Frau. lich hast du geheiratet. Und wenn ich dir nicht mehr gefalle, nn ist das nicht meine Schuld. Ich kann nicht in seidenen nterröcken herumlaufen wie deine Frau Major. Ich habe ine Parfüms von Roger und Gallet. Ich habe Kinder be-

kommen, und die haben meine Figur verdorben. Aber ich sage dir, das laß ich mir nicht mehr bieten. Von heute ab wirst du tun, was deine Pflicht ist. Du bist mein Mann und —"

Grabaus drehte sich um und ging in sein Zimmer. Heiße Tränen rannen über sein Gesicht. — —

Von nun an wiederholten solche Eifersuchtsszenen sich fast jeden Tag.

Oft, wenn Grabaus ganz gleichgültige Angelegenheiten mit seiner Frau besprach, unterbrach sie ihn und sagte: „Natürlich, was kümmert das dich. Du hast ja nur die andere im Kopf."

In seinem ehrlichen und empfindlichen Herzen sagte er sich, daß er wirklich nicht frei von Schuld ihr gegenüber sei. Wenn er sich nicht genug um sie bekümmert hatte, so wollte er das nun durch doppelte Güte und Aufmerksamkeit nachholen. Aber sie stieß ihn zurück.

„Tu doch nicht so! Geh doch lieber zu deiner Liebsten."

Weihnachten beschenkte er sie so freigiebig, wie es sich eigentlich mit seinen Mitteln gar nicht vertrug. Doch als sie das prächtige Seidenkleid gewahrte, war ihre erste Antwort:

„Damit willst du mich wohl ködern? Aber so dumm bin ich nicht."

Dann freilich prüfte sie die schwere Seide und freute sich in dem Gedanken, wie ihre Bekannten sich über dies Kleid ärgern würden.

Nach den Weihnachtsferien fuhr Grabaus wieder regelmäßig zu den Vorträgen nach Weimar. Aber er blieb nie mehr bei Platens über Nacht. Er hatte einfach Furcht vor seiner Frau, Furcht davor, daß sie dann wieder diese abscheulichen Anschuldigungen gegen Marie Luise erheben würde.

Wenn sie deren Namen nur aussprach, gleichgültig in welchem Zusammenhang, dann fröstelte sein Herz, und seine Nerven erbebten in Widerwillen und Angst.

Da Frau Konstanzens Eifersucht sich mit der Zeit einigermaßen gelegt zu haben schien, so führte er endlich einen Plan aus, der schon längst eine gesellschaftliche Notwendigkeit war: er lud das Ehepaar Platen, den Doktor und Wolf zu einer Mittagsgesellschaft ein.

Bisher hatte der Major seiner Krankheit wegen nie kommen können, jetzt aber, in diesen trockenen, frosthellen Tagen ging es ihm auffallend besser.

Von dieser bevorstehenden Gesellschaft war zwischen Grabaus und seiner Frau bei Tisch öfter die Rede gewesen, und die Kinder befanden sich daher, als die erwarteten Gäste kamen, in nicht geringer Aufregung.

Elsbeth war die Artigkeit selbst, sie machte vor jedem einen Knix und setzte sich dann mit dem ernsthaftesten Gesicht auf einen Stuhl, indem sie von Zeit zu Zeit ihre Schürze glatt strich und ihre Arme so hielt, daß man die silbernen Knöpfchen der Kleiderärmel sehn konnte. Der Bube aber spielte vor lauter Verlegenheit den wilden Mann. Anfangs war er unter den Tisch gekrochen. Als man ihn dann rief, kam er, die Füße einwärtssetzend, angehumpelt, warf sich zur Begrüßung auf die Erde und streckte die Beine in die Luft. Die Mutter drohte ihm mit dem Stock, der Vater aber nahm ihn beim Arm und sagte, er sollte nun endlich vernünftig sein und guten Tag sagen. Da deutete er mit kläglicher Miene auf seinen Mund und stieß unartikulierte Laute aus.

„Ach so, du bist mal wieder stumm?“ sagte Grabaus, der dies Spiel schon kannte. „Dann muß ich dich also operieren.“

Er legte ihn über und machte auf seinem Rücken die Bewegung des Aufdrehens wie bei einer Puppe.

Sofort sprang der Junge auf und schrie:

„Guten Tag, ihr lieben Leute.“

Dann gab er allen artig die Hand. Nur zu Doktor Platen wollte er nicht.

„Warum sitzt du denn in der Ecke? Warste unartig?“ fragte er.

„Komm mal her, Bubi!“ rief Marie Luise ihn. „Wir haben uns doch so lange nicht gesehn. Was hast du denn Schönes gemacht?“

„Gemacht?“ fragte er zögernd und wurde rot. „Das erzählt man doch nicht!“

Dies gewisse verhaltene, doch höchst verständnisvolle und vergnügte Lächeln, das Erwachsene gewöhnlich haben, wenn Kinder etwas Unpassendes sagen, schwebte auf den Gesichtern der übrigen, während Frau Konstanze ganz unglücklich ausrief:

„Nein, mit dem Jungen ist es nicht zum Aushalten! Er kommt doch nie mit andern Kindern zusammen. Dabei steckt er voll Ungezogenheiten.“

„Die erben die Jungs von den Herren Vätern,“ sagte der Major.

„Bubi, wenn du nun fein artig bist, dann haben wir euch auch was Hübsches mitgebracht.“

Dabei zeigte Marie Luise auf ein kleines Paket, das sie in der Hand hielt.

Die Augen des Jungen leuchteten. Er rief seiner Schwester:

„Komm, Elsbeth, du sollst auch artig sein.“

Dann machten sich beide Kinder daran, die Schokoladenherrlichkeiten auszupacken.

Grabaus aber war im stillen seinem Jungen dankbar für

ſſen Unartigkeit. Dadurch war man wenigſtens über die ten froſtigen Augenblicke des Empfangs weggekommen. Denn au Konſtanze hatte ſich bei der Begrüßung ihrer Gäſte mit ier wahrhaft königlichen Würde und Kühle umgeben. Und was ſorgenvoll ſah er dem Mittageſſen entgegen, aber dies rlief wider Erwarten gut.

Der Major unterhielt die Hausfrau auf eine ſo reizende eiſe, daß dieſe einfach auftauen mußte. Es war bei ihm eniger Klugheit als angeborene Güte, die ihn befähigte, auf dere Menſchen einzugehn. Wer mit ihm ſprach, der fühlte h nach kurzer Zeit immer ein wenig zufriedener und in ſei- m Selbſtgefühl geſtärkt. Als man aufſtand, war Frau Kon- anze von ihrem Nachbar entzückt, doch um ſo intenſiver fühlte e den Haß gegen Marie Luiſe.

Während die Herren in Grabaus Zimmer eine Zigarre uchten, ſetzten die beiden Frauen ſich in den Salon. Der ube war von der neuen Tante ſo begeiſtert, daß er von ih- m Schoß gar nicht mehr herunter wollte.

„Haſt du auch Kinder?“ erkundigte er ſich.

„Nur einen großen Jungen. Aber der iſt fort.“

„Er gefiel dir wohl nicht?“

„Doch. Aber er iſt auf einer Schule. Mit vielen an- rn großen Jungen zuſammen.“

„So —?“

„Hätteſt du wohl Luſt, mit mir zu kommen?“

„Ja —“ ſagte er ganz zufrieden. „Wenn der Vater auch kommt.“

„Und die Mama doch auch! Ohne deine Mama hielteſt 's doch nicht einen Tag aus, du dummer Bubi,“ erwiderte arie Luiſe lachend.

Frau Konstanze aber schien sich zu ärgern.

„Der Junge macht Ihr ganzes Kleid kraus, gnädige Frau," sagte sie. „Geht ihr jetzt mal zu Anna! Kinder gehören überhaupt nicht in den Salon. Ganz geschwind, Junge, sonst hol ich den Stock."

Nachdem sie die beiden hinausbefördert hatte, sagte Marie Luise.

„Müssen Sie glücklich sein, Frau Doktor, mit zwei so reizenden Kindern."

„Gewiß," versetzte diese trocken. „Ich finde, eine Ehe ohne Kinder hat überhaupt ihren Zweck verfehlt."

Ein leiser Schreck durchfuhr Marie Luise, nicht ihrer selbst wegen, sondern weil sie dachte, Frau Grabaus würde ihre Taktlosigkeit bemerken und sich dann schämen. Aber diese lehnte sich breit in ihren Stuhl zurück und sagte plötzlich mit drohendem Gesicht:

„Ich würde mich zum Beispiel nie scheiden lassen, da könnte passieren, was will."

„Um Himmels willen, das wäre ja auch schrecklich!"

„So, finden Sie, gnädige Frau? Dann stehn Sie wohl nicht auf dem modernen Standpunkt?"

„Wieso?"

„Na, heutzutage sind Ehescheidungen doch an der Tagesordnung. Aber ich bin für so was nicht zu haben. Da könnte mein Mann machen, was er will. Ich habe ihn geheiratet, und so lange ich lebe gehört er mir. Das kann sich eine jede merken."

Einen kurzen Augenblick hatte Marie Luise das Gefühl, aufstehn und das Zimmer verlassen zu müssen. Ohne daß ein Zug ihres Gesichts sich bewegte, blickte sie die Frau an, die

ngſam mehrmals nickte, als wenn ſie ihre Worte noch be-
äftigen wollte. Dann ſagte ſie:

„Das müßte doch ein trauriges Gefühl ſein, wenn man
inen Mann nur durch Zwang an ſich kettete.“

„J, das iſt doch überall ſo.“

„Vielleicht — obwohl — mir ſind ſolche Anſichten noch
ie begegnet.“

„Ach? — Sollte es in Offizierskreiſen wirklich beſſer
in?“

„Wollen wir das Thema nicht lieber fallen laſſen?“ er-
iderte Marie Luiſe mit liebenswürdigem Lächeln. „Ich habe
och nie daran gedacht, daß mein Mann je aufhören könnte,
ich zu lieben, oder daß ich je aufhörte, ihn zu lieben.“

„Wirklich?“ murmelte Frau Konſtanze, die nichts mehr
u ſagen wußte.

Als dann bald darauf alle ſich zum Kaffee verſammelten,
ar Marie Luiſe geſprächig und heiter, wie wenn nichts ge-
hehen wäre. Innerlich aber fror und bebte ſie an allen
)liedern. Noch begriff ſie nicht, welche Wirkung das, was
eſchehen war, auf ſie ausüben würde. Sie fühlte ſich nur
eſchmutzt, beleidigt und hatte den Wunſch, dies Haus ſo ſchnell
ie möglich zu verlaſſen.

Von den Männern ahnte niemand etwas von dem Vor-
ill. Grabaus wunderte ſich wohl, daß auf dem Geſicht Ma-
e Luiſens die Farben ſo ſchnell wechſelten, da ſie ſich aber
bhaft an der allgemeinen Unterhaltung beteiligte, war er der
berzeugung, daß dieſer Tag einen über alle Erwartung glatten
nd harmoniſchen Verlauf genommen hätte.

Auf dem Weg zum Bahnhof hatte der Major ſeine Frau
ntergefaßt.

„Gott sei Dank," flüsterte sie, während sie sich an ihn preßte, „daß wir bald wieder zu Haus sind."

„Wie fühlst du dich denn?" fragte er besorgt.

„Nicht besonders. Ich habe ein bißchen Kopfschmerzen. — Aber die werden schon vorübergehn. Und du?"

„Sehr gut. Sehr gut. Ich habe mich vortrefflich unterhalten. Weißt du, unser Freund gefällt mir immer besser. Aber seine Frau — na, sie mag wohl ihre verborgenen Vorzüge haben."

Hinter den beiden gingen Grabaus und Wolf, während Doktor Platen und Frau Grabaus die letzten waren. Doktor Platen hatte infolge des langen Stillsitzens kalte Füße und einen heißen Kopf bekommen, so daß er sich in der übelsten Laune befand. Den ganzen Tag über war er bei den Gesprächen der andern schweigsam gewesen, jetzt aber stritt er sich im Geiste mit allen herum und teilte ingrimmige Antworten aus. Seiner Gewohnheit gemäß hatte er die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und den Kopf nach vorn übergeneigt. So konnte Frau Grabaus, die etwas größer als er war, nur seinen Hut sehn. Sie grübelte in einem fort darüber nach, wie sie das, was wie ein schwerer Klumpen, untermischt mit Groll und Haß, in ihrem Innern zusammengeballt war, ihrem Nachbarn beibringen könnte. Aber da dieser nicht sein verstocktes Schweigen brach, wußte sie in ihrer Schwerfälligkeit keinen Anfang zu finden. So waren die beiden eine ganze Weile nebeneinander hergegangen und schon nicht mehr weit vom Bahnhof, als Doktor Platen in der Dunkelheit auf einer Glitschbahn stolperte und beinah hingefallen wäre.

„Auch das noch!" brummte er. „Eine schöne Beleuchtung in diesem vertrackten Nest!"

Als wenn Frau Grabaus nur auf dies eine Wort gelauert hätte, stieß sie heraus, während sie einen dunkelroten Kopf bekam:

„Mir ist überhaupt die ganze Stadt verhaßt. Nur bloß weg von hier! Möglichst weit weg von Weimar! Ach, dieses Weimar! Alles ist für ihn dort großartig, schön und tausendmal besser. An mir hat er bloß noch zu mäkeln. Sie glauben nicht, wie ich darunter leide."

Doktor Platen wunderte sich baß, da er nicht verstand, was die Frau eigentlich meinte.

„Da können Sie doch nichts dazu, wenn ihm Weimar besser gefällt. Sie haben dies alte Nest doch nicht gebaut."

„Ach, ich meine ja nicht die Stadt, ich meine —" Sie seufzte. „Eine Frau hätte mich längst verstanden."

„Na natürlich! —"

„Verstehn Sie mich wirklich nicht?"

„Ne. — Ich habe eben nicht so 'ne feine Nase wie die Frauen."

„Und doch müßte es Ihnen sonnenklar sein, denn es spielt sich ja in Ihrem eignen Hause ab."

Da fuhr er in die Höhe und blickte betroffen die Frau an, die gerade vom Licht einer Laterne beschienen, mit unbeweglichem Gesicht geradeaus starrte.

„Wollen Sie sich nicht deutlicher ausdrücken?"

Aber erst als Frau Grabaus die Laterne im Rücken hatte und sich wieder im Dunkel befand, sagte sie mit flüsternder Stimme:

„Ihre Schwägerin und mein Mann — wenn das zwischen den beiden so weiter geht, dann gibt's ein Unglück."

„Hmm," knurrte Doktor Platen als einzige Antwort.

Während er den Kopf noch tiefer als vorher nach vorn neigte, stieß er ein paar Mal keuchend den Atem aus. Ohne weiter ein Wort zu wechseln, erreichten die beiden den Bahnhof. Eine Weile stand man dort noch einsilbig und verfroren herum, bis dann der Zug einlief und Platens sich verabschiedeten.

Auf dem Heimweg aber war Frau Grabaus so vergnügt und zärtlich gegen ihren Mann wie seit langer Zeit nicht.

Sie schlug ihm den Rockkragen hoch, damit er sich nicht erkältete, und als er sie fragte, ob der Tag nicht eigentlich ganz nett gewesen wäre, erwiderte sie:

„Famos! Viel netter, als ich erwartet habe. Der Major ist ein reizender Mensch. Und seine Frau — Gott, eigentlich tut mir die arme Frau leid. Sie beneidet mich so wegen meiner Kinder. — Alles kann der Mensch eben nicht haben. Sie hat das Geld und ich die Kinder. Schließlich bin ich doch noch die Glücklichere!“

Das vergnügte Wesen behielt Frau Grabaus auch in den nächsten Tagen bei. Während sie von dem Bewußtsein erfüllt war, etwas Notwendiges, sehr Gutes und Kluges getan zu haben, schlug sie doch zugleich gegen ihren Mann manchmal einen spöttischen und mitleidigen Ton an, als wenn sie sagen wollte: ‚Ach, wenn du wüßtest, du armer Kerl, was ich dir für einen Streich gespielt habe!‘ Denn nach ihrer Überzeugung würde Doktor Platen nun mit seinem Bruder sprechen, und beide würden dafür sorgen, daß der Verkehr ihres Mannes mit dieser gehaßten Frau ein Ende nähme.

Doktor Platen hatte auf das, was er gehört, nur mit einem dumpfen Seufzer, halb des Ingrimms, halb des Schmerzes geantwortet. Aber kein Wort zur Abwehr dieser Verdächtigung war über seine Lippen gekommen. Denn vom ersten

Augenblick an war er von deren Wahrheit fest überzeugt. Und während er auf der Heimfahrt mit finsterem Gesicht seiner Schwägerin gegenüber saß, schwebte über dem trüben Wogen seines Innern deutlich nur die eine Frage: ‚Wie weit sind die beiden? Was ist Tatsächliches passiert?‘

Er liebte seinen Bruder mit diesem starken Gefühl der Familienanhänglichkeit. Seine Schwägerin aber hatte er lange Zeit mit schroffer Ablehnung wie einen Eindringling behandelt. Erst ganz langsam war ein etwas herzlicheres Verhältnis eingetreten, hatte er angefangen, ihr ihre Fröhlichkeit, ihre Anmut, ihre Schönheit zu verzeihen. Doch dahin war es eigentlich erst gekommen, als sie sich seinem Einflusse unterzuordnen begann. Grade in der Zeit, als das helle Lachen der jungen Frau verflogen war zu mattem Lächeln, als ihre Augen den tauigen Glanz verloren hatten und oft so versonnen träumten, als ihre frischen Farben zugleich mit der Frische und Lebhaftigkeit ihrer Gedanken erblaßt waren — grade in dieser Zeit hatte Doktor Platen sich ihr am innigsten angeschlossen und sie mit seinem geheimsten Fühlen und Denken vertraut gemacht. Als sie dann aber von der Reise gänzlich verändert zurückkehrte, kam er sich wie verraten vor. Er sah nicht ein, daß sie in dieser neuen Erscheinung nur wieder sie selbst geworden war, sondern fragte einfach: ‚Wer mag ihr das neue Wesen eingeblasen haben?‘ Und nach dem ersten Zusammentreffen mit Grabaus wußte er, woran er war. Sein Verstand hatte sich mit diesem Verkehr abgefunden, indem er sich sagte, daß die junge Frau für das, was ihr der so viel ältere Mann nicht bieten konnte, einen Ersatz suchte in der sentimentalen Freundschaft mit diesem Schönredner und Charlatan. In seiner Seele aber lebten Kränkung und Eifersucht uneingestanden fort. Und dieser

leidensvolle Zustand machte ihn so ohne Widerspruch empfänglich für die verdächtigenden Worte jener Frau.

Er war entschlossen, seinem Bruder den Vorgang mitzuteilen. Doch innere Schwerfälligkeit, ein letztes Bedenken wohl auch, hielten ihn zurück. So legte er sich aufs Beobachten. In den Blicken, mit denen er jetzt seine Schwägerin musterte, lag das unverhüllteste Mißtrauen, fast eine laut redende Anklage. Voll verbissener Wut waren alle seine Worte.

Marie Luise begann sich vor ihm zu fürchten. Manchmal ahnte sie gradezu, was Frau Grabaus mit ihm gesprochen hatte. Wenn sie an diese und ihren jähen Überfall dachte, dann war es nicht Schuldbewußtsein, was sie quälte, sondern das unheimliche Gefühl, daß es einen Menschen auf der Welt gab, der sie haßte, und Schmerz, daß es einen gab, dem sie Leid zugefügt hatte. Darunter litt sie, deren Seele alle Menschen mit gütigen Augen anschaute, mehr als andere. Das Schlimmste aber war der zurückgebliebene Schreck, das Grauen vor der plötzlich aufgetauchten Niedrigkeit. In ihre Welt, die dem vornehmen, stillen Hause glich, das sie von Jugend auf bewohnt hatte, war plötzlich etwas hereingebrochen, von dem sie wohl gewußt, das sich aber bisher nie ihr zu nahen gewagt hatte. Und nun war ihr, als ließe sich das Tor nicht mehr schließen, als würde sie auch in Zukunft solchen Angriffen ausgesetzt sein.

Am nächsten Sonnabend äußerte Doktor Platen die Absicht, seine Schwägerin aus dem Vortrag abzuholen. Diese erklärte verwundert, das sei ihr sehr angenehm. Er wartete am Eingang und begleitete sie und Grabaus nach Hause. In peinlichem Schweigen verlief der Weg. Auch in den nächsten Tagen fiel ihr auf, wie oft sie ihm begegnete, und seitdem vermied sie es, das Haus überhaupt zu verlassen.

Wenn sie in diesen Tagen einsam am Fenster saß oder
it ihrem Gatten plauderte, dann flog ihr Blick oft hinaus
uf den Park. Zu allen Tageszeiten sah sie ihn, in allen Be-
uchtungen: wenn im hellen Sonnenglanz die Baummassen
h auflösten in ein Gewirr schwarzer, weiß beränderter Zweig-
in, und diamantner Staub die bläuliche Luft durchrieselte,
enn im grauen Nebel nur ahnungsgleich die dunkleren Kro-
n sichtbar wurden, und die vorübergehenden Menschen wie
n immer dichteren Schleiern umwoben verschwanden, wenn
späten Nachmittagsstunden rotglühende Ströme durch die
ipfel schossen, und ein gewaltiger Brand aufzulodern schien,
r dann in violette und schwärzere Dunkelheiten verglomm . . .
o sah sie den Park. Doch nie in diesen Tagen sah sie ihn
ieder in mildem Mondglanz. Wolken verhüllten Sterne und
ond, und die Nächte waren lichtlos und schwarz. Nur mit
r Seele sah sie das Bild von ehedem: die hohen Pappeln
nd darüber den großen, feierlich milden Mond, mit Zauber-
anz umwebend den weiten Schneeplan, das niedrige Gebüsch,
e murmelnde Ilm und die beiden einsamen Menschen. Nie
ürde solche Stunde wiederkehren, und doch fühlte sie: diese
tunde war ihr Leben, das ewig blühende Glück ihres Herzens,
e unaufhörlich zehrende Sehnsucht, die nie ganz schweigende
chuld.

So stand sie eines Abends gedankenverloren am Fenster
nd hörte nicht, wie ihr Mann ins Zimmer trat. Nachdem
: sie einen Augenblick schweigend beobachtet hatte, rührte er
ise ihren Arm und sagte:

„Kind, du bist so versonnen — so traurig die ganze Zeit.
Woran denkst du?"

„Woran ich denke —?"

Ihren Kopf an ſeine Schulter legend, nahm ſie ſeine Hand und ſagte mit verlorener Stimme:

„Ich laſſe meine Gedanken ſo ihren Weg gehn. Wie ſie wollen — wohin ſie wollen.“

„Und wohin wollen ſie?“

Sie wies mit ſeiner Hand nach draußen.

„Dahin! Da gehn ſie mit jemand, der bin ich und doch nicht ich. Ach Liebſter,“ fuhr ſie leiſer fort, „jetzt weiß ich, daß in mir etwas lebt, wovon ich nichts geahnt habe. — Ich möchte es dir ſo gern ſagen. Mich drückt ſo, daß es etwas gibt, was ich dir verheimliche. Und ich bin gewiß, du würdeſt mir verzeihen.“

„Herz, was könnteſt du getan haben, das ich dir verzeihen müßte?“

„Ja. — Verzeihen — wirklich, das iſt ein ſo ſinnloſes Wort. Wenn jetzt Gott zu mir ſagte: ich verzeihe dir — dann würde ich mich wundern und denken: biſt du ein unverſtändiger Gott! So denke ich — und — denke doch wieder: vielleicht bin ich verblendet und befangen. Vielleicht iſt es wirklich eine Schuld?“

Sie fühlte eine kaum merkliche Bewegung in ſeiner Hand, ein leiſes, jähes Zuſammenſchrecken, und ſich feſter an ihn preſſend, ſagte ſie ſchnell:

„Nein, nein! Ich weiß, es iſt keine Schuld. Für alle andern — nur nicht für dich und mich. Ich könnte es dir ſagen, und alles wäre wie bisher.“

„Marie Luiſe,“ flüſterte er mit unmerklich ſtockender Stimme, „du weißt, was ich dir ſo oft wiederholt habe. Du biſt frei — nur —“

„Ach frei!“ erwiderte ſie herzlich. „Wie ſollte ich wohl

frei sein können, da ich doch dir gehöre? Und wenn du mich wegjagtest, wäre ich nicht frei. Was mich bewegt, das werde ich dir alles sagen. Nur jetzt nicht."

„Warum nicht jetzt?"

Sie schüttelte den Kopf, während ihre Tränen langsam auf seine Hand fielen, die von der ihren umschlungen, fest auf ihrer Brust ruhte.

„Man soll glühende Kohlen nicht aufrühren, sonst wird, eh man sich's versieht, Feuer draus. — Laß mir Zeit, bis alles wieder kalt ist. Und das wird ja bald sein. Bis dahin hab Geduld und Vertrauen."

„Glaubst du, das hätte ich je — auch nur für einen Augenblick verloren? Kind, Kind, ich kenne dich ja so viel besser als du selbst. Wie könntest du etwas Schlechtes oder Niedriges tun? — Nur um das sorge ich mich, ob — es auch zu deinem Glück ist?"

„Hier ist mein Glück — bei dir!" versetzte sie leidenschaftlich. „Glaub das doch! Und frag nicht! — Frag nicht! Halt mich nur fest!"

Unfähig weiter zu sprechen, preßte sie ihr tränenschweres Haupt fester gegen seine Brust, und während er sie mit beiden Armen umschlang, fühlte sie seinen Herzschlag und die langsamen Atemzüge, die nach kurzem Stocken jedesmal tief und voll ausholten. Da kam eine große Ruhe über sie, ein tiefes Glück, zu wissen, daß diese treue, vertrauensvolle Brust sie vor allem Rohen und jeder Beschimpfung schützen würde. — Ja, schütze mich vor allen! dachte sie flehentlich. Schütze mich auch vor mir selbst und vor ihm! — — Aber kaum hatte sie das gedacht, als die Mondnacht des Parks vor ihr stand, in blendender Helligkeit und nie gesehener Schöne, sie mit unwider-

ſtehlichem Zauber rufend. Wie ein Vogel, der den Käfig offen ſieht und fortgeriſſen wird vom Wehn der Frühlingsluft, flog ihr wildſchlagendes Herz hinaus aus den heiligen Räumen ihres Selbſt. Durch ihre Tränen hindurch mit großen erſchrockenen Augen ins Freie ſtarrend, glaubte ſie aus dunkler Ferne den ſchmerzvoll empörten Aufſchrei zweier Menſchen zu hören, die ſie verraten hatte, als ſie ſagte, daß bald alles kalt ſein würde. — Nie, nie würde es erkalten, ſolange noch ein warmer Blutstropfen in ihr war. Ach, ſterben möchte ich jetzt, dachte ſie zu dem Fernen hin, und im Sterben dir ſagen, daß ich nur dich liebe, nur dir gehöre, du mein Geliebter! . .

Tage vergingen, doch die lautgewordenen Stimmen wollten nicht ſchweigen, die aufgerührten Tiefen ſich nicht legen. Sie kämpfte und rang, aber die Wellen ſchlugen nur höher. Nach mancher durchwachten Nacht fühlte ſie die Sterbensmattigkeit des Schwimmers, der zum letzten Mal das ferne Ufer grüßt, um dann zu verſinken.

In ſolcher Stimmung, abgehetzt von ſchlafloſen Nächten und kraftlos hingeſchleppten Tagen, von dem fruchtloſen Kampf der beiden feindlichen Weſen, in das ihr früher ſo ſtarkes Selbſt nun zerriſſen war, gänzlich erſchöpft — in ſolcher ſelbſtverlorenen Stimmung ging Marie Luiſe eines Nachmittags aus, nachdem ihr Mann ſie durch ein Machtwort fortgeſchickt hatte. Ziellos hatte ſie mehrere Straßen verfolgt, bis ſie am Frohrieb vorbeikam, und als ſie dort auf der Eisbahn Lachen und Stimmengewirr der ſich tummelnden Menge vernahm, durchliefen

Schauer sie, indem ihr zum Bewußtsein kam, daß sie sich vor wenigen Wochen noch, eine ganz andere, unter diesen Vergnügten befunden hatte.

Sie eilte weiter, um der belebten Gegend zu entgehn. Da trat aus der Dunkelheit plötzlich eine fremde Gestalt auf sie zu, vor der sie heftig erschrak. Denn obwohl Grabaus der Anfang und das Ende ihrer Gedanken war, der Stachel, der jeder ihrer Empfindungen sein Mal einritzte, glaubte sie ihn in diesem Augenblick doch so weit entfernt, daß sie ihn nicht erkannte, als er jetzt mit einem Male vor ihr stand. Er hielt seinen Hut in der Hand, indem er die andere nach ihr ausstreckte.

„Ja, ja, ich bin's wirklich! — Sie brauchen nicht so zu erschrecken, wenn ich auch zum Erschrecken aussehn mag."

„Wie kommen Sie hierher?"

„Wie gestern und all die Tage. — Ich wollte Sie treffen. Zuerst hab ich immer vor Ihrem Haus gestanden. Aber da ist mir Ihr Schwager begegnet. Darum hab ich Sie lieber aufs Geratewohl gesucht, — denn einmal mußte ich Sie ja finden. — Und nun —" er stockte, und seine Stimme versank in klangloses Flüstern — „nun lassen Sie uns noch einmal miteinander sprechen."

Miteinander sprechen! — Vom Frohrieb klang das Lachen der Menge. Wie Lachen des Frühlings klang's über geborstenem Eis! Miteinander! Miteinander! Ich mit dir! —

Stumm ging sie weiter, wiederholte sich nur diese Worte. Alles drehte sich um sie, taumelte, zerfloß. Da — sie wußte selbst nicht, wie das kam — gewahrte sie ein kleines, erleuchtetes Ladenfenster und hatte augenblicklich das Gefühl, dort eintreten zu müssen.

„Einen Augenblick — entschuldigen Sie!“ murmelte sie, und ihr wirres Lächeln wurde ernst.

Es war ein Handschuhgeschäft. Eine respektable alte Dame saß hinter einem Kontorpult, während ein junges Mädchen in zu engen Kleidern viele weiße Pappschachteln zusammenkramte.

„Die Dame wünschen?“

„— — Handschuh,“ sagte Marie Luise, sich besinnend.

„Was für welche?“ fragte das junge Mädchen mit etwas albernem Lächeln.

„Irgendwelche.“

Die Verkäuferin sah ratlos die alte Dame an.

„Wünschen Frau Major vielleicht dieselben, die der Herr Gemahl zu Weihnachten gekauft hat?“

„Ja, dieselben.“

Marie Luise hatte auf einem Stuhl Platz genommen, indem sie taumelig die Augen öffnete und schloß. Alles heiße Wünschen, alle Leidenschaft, Empörung, Klage flutete empor und riß sie mit gewaltsamem Strom in einer Richtung fort. Und doch wußte sie, daß in dieser bewegten Wirrnis etwas war, das sie ergreifen wollte, das sie quälte, weil sie's nicht fand.

Sie antwortete gedankenlos auf alle Fragen und ließ sich einen langen Handschuh über die Rechte streifen, indem sie mit großen Augen die beiden anstarrte, die Warze auf der Backe der Besitzerin und das ordinäre aber hübsche Gesicht der jungen Verkäuferin mit den wie von Küssen geschwellten Lippen.

Miteinander . . . Mit dir — mit dir, wohin du willst — dachte sie. Wie wohlig der warme Blutstrom sie durchrann, wie wunderbar dies wilde Gefühl eines pfeilschnellen

Schießens in dunkel ſchäumende Tiefen! Aber was will ich? Was will ich denn? — fragte ſie ſich angſtvoll. Doch nichts konnte ſich ihr in dieſem Augenblick entgegenſtemmen. Wehrlos fühlte ſie ſich davongetragen.

Sehr redſelig ſprach die alte Dame auf ſie ein. Sie ſchien ihr Schweigen für ein Zeichen des Mißfallens zu nehmen und ſteigerte ihre Liebenswürdigkeit noch immer.

Meinen Mann will ich verlaſſen, dachte Marie Luiſe. Und es war, als wenn ein Anker plötzlich Grund gefaßt hätte. Er wird es nicht überwinden. Er wird mich nicht halten, wird nicht klagen, — aber — — Ach, wie hab ich das nur glauben können? Sie ſah ſein Geſicht und ſtreifte mit ihrer Hand über ſeine Stirn und fragte: ‚Nicht wahr, du haſt es nie geglaubt?‘ und hörte, wie er antwortete: ‚Ich hab es nie geglaubt — nie geglaubt.‘

Wie wenn mitten in einem Stück der eiſerne Vorhang herunterrollt und das ganze leidenſchaftliche, buntbewegte Leben der Bühne hermetiſch hinter ſich verſchließt: ſo war, als ſie nach wenigen Augenblicken den Laden verließ, alles, was ihre Seele eben noch ſo wild erregt hatte, von ihrem unbeugſamen Willen jetzt verſchloſſen und begraben. Ein herber, fremder Ausdruck lag auf ihrem Geſicht, als ſie ſich an Grabaus wandte.

„Wie geht's Ihnen?“

„Seit zwei Wochen hab ich Sie nicht geſehn, und Sie fragen, wie's mir geht?“ erwiderte er mit bebender Stimme. „Vierzehn Tage lang! Und zuletzt ſind aus jedem Tag vierundzwanzig endloſe Stunden geworden. — Jedes Klingeln hat mich erſchreckt, weil ich glaubte, es müßte eine Nachricht von Ihnen kommen. Ich wußte ja nicht, was war! — Ich glaubte, ich wäre ſchuld. Ich fühlte, es war etwas geſchehn,

und kam nicht dahinter, was? — Die Luft war wie mit Gespenstern erfüllt. Bis mir dann meine Frau alles gesagt hat. — Alles, was sie Ihnen getan hat — Marie Luise, verzeihen Sie mir! Hassen Sie mich nicht! Ich kann ja nicht für meine Frau."

„Ach, sprechen Sie doch nicht so! Es tut mir bitter leid, daß ich ihr weh getan habe. Ich muß mir Vorwürfe machen."

„Das ist nicht wahr! Ach, das ist ja, was ich gefürchtet habe, daß es so kommen würde. — Aber ich sage Ihnen, es ist nicht wahr. Nicht wir müssen uns Vorwürfe machen. Wir verrieten uns selbst, wenn wir das täten."

Frau Platen blieb stehn, ihm die Hand hinstreckend, sagte sie kurz und rasch:

„Doktor Grabaus, es ist besser, wir gehn auseinander. Noch können wir es in Frieden tun."

Er sah sie an, als wenn er sie nicht verstünde, als wenn er ihr nicht glauben könnte noch wollte. Aber als kein Zug ihres starren Gesichts, in dessen marmorner Unbeweglichkeit nur die heftig vibrierenden Nasenflügel zu leben schienen, eine Willensänderung verriet, versetzte er tonlos:

„Wenn Sie das tun — dann — werde ich glauben — Sie hätten nur mit mir gespielt."

Da bäumte sie sich auf.

„Haben Sie mir nicht geschworen, nie, nie die Vergangenheit zu erwähnen?! Sind Sie es nicht, der Schwüre bricht und gelogen hat?"

Er fuhr zusammen. Seine von den langen Nachtwachen übermäßig großen und rotgeränderten Augen füllten sich mit Tränen. Dann ließ er den Kopf sinken. Ein langes Stück gingen sie stumm durch die dunkle, menschenleere Marienstraße,

die nach Frau Platens Wohnung führte. Erst als sie kurz vor dem Haus angelangt waren, streckte er seine Hand aus:

„Bis an die Ecke da!"

Und obwohl sie sich schwach und einer Ohnmacht nah fühlte, gab sie doch ihrem Mitleid nach, ging mit verzweiflungsvollem Blick an ihrem Haus vorbei und folgte ihm.

„Sie sind ja im Recht," warf er leise hin. „Aber es ist unmenschlich, daß Sie von Ihrem Recht Gebrauch machen. — Wenn Sie wüßten, was ich durchgemacht habe in diesen Wochen — wenn Sie das wüßten —"

„Heinrich — ich habe oft gewünscht, mit Ihnen zu sprechen. Ich glaubte, Sie wären stärker — klarer als ich und würden mir zum Guten helfen. — Soll ich nun so niedrig von Ihnen denken? Haben Sie nicht noch tausendmal mehr Halt als ich? Ach, denken Sie doch nur an Ihre Kinder — dann müssen Sie doch alles andere vergessen."

„Daran hab ich gedacht. Unaufhörlich hab ich an sie gedacht. — Ich habe mich gefragt, was besser für sie ist, wenn ich sie fortlasse auf lange Jahre, oder wenn ich ein gebrochener, unfähiger Mensch werde? Was könnte ich ihnen dann wohl nützen? — Und — — woher wissen Sie, daß ich sie verlieren muß? Wenn wir nur kämpfen, Marie Luise! — Wenn wir nur kämpfen!"

Nachdem sie die Straße überschritten hatten, gingen sie auf der andern Seite der Allee unter den stillen, alten Bäumen des Parks, die ihre knorrigen Arme über sie breiteten. Seltsame Schauer liefen über das Herz der jungen Frau, wie sie hinter dem Buschwerk die tiefen, mattglänzenden Schneegründe gewahrte.

„Kämpfen um ein so frevelhaftes Glück?" fragte sie bang.

„Nicht um ein Glück. — Wenn's sich nur darum handelte, dann hätte ich keine Kraft. Aber ich kämpfe ja um mein Leben! Um alles, was in mir lebt. — Wenn Sie glauben, daß das nur irgend welchen Wert hat, dann können Sie mich nicht verlassen. Denn ohne Sie ist das alles einfach tot."

„Es wird leben auch ohne mich. — Besser und größer wird es sich entfalten."

„Nie! Nie! — Wenn ich an meine Frau gebunden bleibe, dann geh ich einfach zugrund. Ich gehe zugrund. Das weiß ich. Sie ist die Stärkere. Sie erdrückt mich. Ich kann nicht mehr gegen sie an. — Und Sie, glauben Sie denn, Sie hätten mich weniger nötig als ich Sie? Haben Sie mir nicht selbst gesagt, Sie lebten wie eine Gefangene?"

„Das habe ich so nicht gemeint," antwortete sie erschrocken.

„Aber ist es nicht so? Sind wir nicht zwei Gefangene? Zwei Menschen, die sich zu spät getroffen haben und entweder feige Knechte sind oder mit der ganzen Welt den Kampf aufnehmen, weil sie im Recht sind? Marie Luise —" er hatte ihre Hand ergriffen und drückte sie heftig gegen seine Brust — „Marie Luise, ich weiß besser, was uns frommt. Ich weiß es besser. Lassen Sie mich jetzt zu Ihrem Mann gehn und ihm alles sagen. Ich lege unser Schicksal in seine Hand. Glauben Sie mir, er gibt mir Recht, nicht Ihnen!"

Nur ein leises, aufschluchzendes Stöhnen kam aus ihrer Brust.

Dann drehte sie sich plötzlich um und ging quer über die Straße. Sie versank in dem tiefen Schnee und glitt mehrmals aus in der wirren Hast, mit der sie lief.

„Marie Luise — Marie Luise!" beschwor er sie und suchte sie gewaltsam zurückzuhalten.

„Laſſen Sie mich! Ich muß nach Haus.“

Hinter dem erleuchteten Fenſter des Hauſes gewahrte ſie eine undeutlich erkennbare Geſtalt, und ſo vom Wirbel widerſpruchsvoller Gefühle gehetzt war ſie, daß ſie gleichzeitig glaubte, nach dem Mann da drinnen hilferufend die Arme ausſtrecken und vor ihm umkehren zu müſſen, um in das weite Dunkel des Parks zu fliehn.

Jetzt ſtanden ſie vor dem Gitter. Während ſie vergeblich an dem geſchloſſenen Tor rüttelte, hielt er eine der Eiſenſtangen umfaßt und ſagte mit verzweifelter Entſchloſſenheit:

„Ich gehe mit Ihnen. Sie müſſen mich einlaſſen. Ich gehe mit.“

„Nein — nie!“

Endlich hatte ſie den Drücker in ihrer Taſche gefunden und ſuchte das Schloß zu öffnen.

„Leben Sie wohl!“

Aber er hielt ihre Hand umpreßt.

„Ich gehe mit Ihnen.“

Da machte ſie ſich gewaltſam los und ſagte hart:

„Wenn noch ein einziges gutes Gefühl mir bleiben ſoll, dann laſſen Sie mich jetzt.“

Er trat zur Seite, und ohne ſich nach ihm umzuwenden, eilte ſie durch den Vorgarten ins Haus. Noch in der Halle glaubte ſie ſich von ſeinem Blick und ſeiner Stimme verfolgt.

Sie ſtürzte die Treppen hinauf, doch von Stufe zu Stufe wurden ihre Schritte ſchleppender. In ihrem Zimmer brach ſie auf dem Bett zuſammen, ſtöhnte laut und jammervoll. Nach einer Weile aber ſprang ſie, von jäher Angſt getrieben, auf, hielt unſchlüſſig wartend an der Tür und lief dann hinunter. Auf der Straße ſpähte ſie nach allen Seiten. Welche Empfin-

dung sie trieb, ob sie fürchtete, er könnte sich ein Leid antun, ob sie ihm sagen wollte, er müsse Geduld haben: das wußte sie nicht. Als sie in der Ferne eine Gestalt erblickte, die sie für Grabaus hielt, eilte sie ihr blindlings entgegen. Aber es war ein Fremder, der verwundert seinen Hut zog.

Verzweifelt schlug sie die Richtung nach dem Bahnhof ein. Doch auf halbem Wege kehrte sie um. Immer hastiger wurde ihr Laufen, immer wirrer ihre Gedanken. Ohne zu wissen, wie, war sie auf freies Feld geraten. Kalte Schneeluft umstrich sie. Sie wollte nach Haus, aber unbeschreibliche Unruhe hetzte sie weiter. Sie kam in den Park, dort irrte sie auf Kreuz- und Querwegen, durch dichtes Gebüsch, über schneebegrabene Wiesen. Stechende Messer glitten in ihrer Brust auf und ab. Frost und Hitzeschauer jagten einander. Siedend heiß wurde plötzlich die Angst. Da sank sie auf einer Bank nieder und fühlte etwas Warmes aufsteigen. Verwirrt, ohne zu wissen, was das zu bedeuten hatte, hustete sie eine Menge Flüssigkeit aus. Zitternd vor Schreck und Kälte erhob sie sich. Aber kaum war sie drei, vier Schritte gegangen, als die warme Welle wieder aufstieg. Sie hielt ihr Taschentuch vor die Lippen. Es war rot von warmem Blut. Da ergriff sie ein freudiges Hoffen. Ich werde sterben und von allem Schrecklichen befreit sein, dachte sie.

heiter und mit aufmunternden Worten hatte der Major seine Frau fortgeschickt. Er hatte auf die Uhr gewiesen und erklärt, vor einer Stunde dürfte sie nicht zurückkommen, sonst würde er schelten. In dem Augenblick aber, wo die Tür sich hinter ihr geschlossen hatte, war in seiner Haltung, seinen Gesichtszügen eine vollständige Veränderung vorgegangen. Es war, wie wenn von einer verwitterten Statue der rötliche Sonnenstrahl hinweggleitet: während alle Risse und Sprünge deutlich hervortreten, scheint ihr Leben erloschen zu sein.

Der Major hatte ein Buch vorgenommen, doch, anstatt daß er las, lag seine welke Hand schwer auf den aufgeschlagenen Seiten, so daß sie sie fast verdeckte. Mit abgespanntem und zugleich unruhigem Ausdruck blickte er in die graue Dämmerung. Aus den Winkeln des Zimmers kamen die schwarzen Schatten näher, und während ein Gegenstand nach dem andern mutlos darin verschwand, wuchs in ihm immer mehr das Gefühl einer traurigen Vereinsamung. Es regte sich wieder dieser wühlende Schmerz, der aus eifersüchtiger Sehnsucht und dem Bewußtsein eines Unrechts gemischt war, dieser Zwiespalt, daß er am liebsten seine Frau immer um sich gehabt hätte und doch empfand, daß es ein Raub an ihrer Jugend sei, sie Tag für Tag an sein Krankenzimmer zu fesseln.

Das Feuer im Kamin glomm nur noch matt, er fror, sein Bein schmerzte, aber er hatte nicht die Energie nach dem Mädchen zu klingeln. Endlich erhob er sich und begann langsam auf und ab zu gehen. Über der ihn mehr und mehr ergreifenden Unruhe vergaß er ganz sein körperliches Leiden. Er schritt durch die geöffnete Tür ins Vorderzimmer und blieb

vor dem Schreibtiſch ſeiner Frau ſtehn, auf dem verſteckt zu
andern Photographieen ihr Brautbild ſeinen Platz hatte.
Strauß Schneeglöckchen am Buſen, ſchaute Marie Luiſ
faſt kindlich vertrauensvollem Lächeln zu ihm auf, der m
vorgewirbeltem Schnurrbart, die Mütze ſchräg auf dem
ſich ſo fröhlich und zuverſichtlich auf ſeinen Säbel ſtützt
wenn nichts auf der Welt ihm dies eroberte, junge Glü
reißen könnte. Und der alte Mann, der mit gefurchter
ſicht, ein wenig ſchief, um das kranke Bein zu ſchonen
über das Bild beugte, konnte kaum begreifen, daß er
einſt dieſer Geſunde und Frohgemute geweſen ſei.

Seine Gedanken verloren ſich in die Vergangenhe
die düſtern Jahre an der Seite ſeiner erſten Frau, die,
ſie ihn ſchon geliebt hatte, doch ihre Liebe nie hatte ä
können. Mit dieſer harten, in ſich vertrockneten und g
riſchen Natur war das Leben eine faſt unerträgliche Ge
probe geweſen. Und als dann ganz ſpät noch mit Marie
ihm das Glück zu erblühn ſchien, da hatte die Krankhe
überfallen . . . Während das Dunkel ihn umgab, lagen
gangenheit und Zukunft gleichmäßig düſter da, und eine
Traurigkeit bemächtigte ſich ſeiner, als hätte es nie eine
Stunde gegeben.

Die Uhr ſchlug ſechs. Schon vor einer Viertelſtunde
Marie Luiſe zurückkommen können. Er ſchellte, ließ im W
zimmer Licht anzünden und das Feuer friſch anfachen,
kehrte er in das Zimmer ſeiner Frau zurück und blickte a
Straße. Hin und wieder ſchritten Geſtalten durch den
Laternenſchein auf dem Schnee, ohne daß er ſie in dem Gra
Nebels deutlich erkennen konnte. Die Zeit verſtrich. Wä
ſeine Unruhe wuchs, dachte er an ihren Verkehr mit Gra

Solange Marie Luise um ihn war, lag ihr Inneres bis auf den tiefsten Grund durchsichtig vor ihm, und auch ohne ihre Worte empfand er, wie sie zu dem Freunde stand. Jetzt aber, wo sie fort war, ergriff ihn wieder die dumpfe Angst. Und wenn er auch fühlte, daß es ihr unmöglich sei, mehr zu sagen, als sie gesagt hatte, nahm er sich doch vor, eine offene Aussprache herbeizuführen. Pläne tauchten ihm auf, wie er dieser unheilvollen Freundschaft ein Ende machen könnte. Wohl sagte ihm eine Stimme, daß, indem er das Band, das die beiden innerlich verknüpfte, äußerlich zerriß, er keine Lösung herbeiführte, daß nur sie allein aus eigener Kraft sich frei machen könnte. Trotzdem befestigte sich sein Vorsatz immer mehr. Er wollte mit ihr verreisen. Während er ihr in Gedanken diesen Vorschlag machte, hörte er sie widersprechen. Und dadurch ereiferte er sich erst recht. Mit dürren Worten sagte er ihr, daß der Verkehr mit Grabaus kein gutes Ende nehmen würde, daß er als Ehemann ihn nicht mehr dulden könnte. Das reine Bild Marie Luisens verdunkelte sich in ihm, nahm fremde und häßliche Züge an.

Da hörte er plötzlich die Haustür schlagen und vernahm gleich darauf die Schritte seiner Frau auf dem Flur. Und schon das Gefühl ihrer Nähe beruhigte ihn wunderbar. Doch anstatt wie sonst hereinzukommen, eilte sie die Treppe hinauf, wohl um sich erst umzuziehn, ehe sie ihn begrüßte. Gespannt blickte er auf die Tür. Nach einer Weile vernahm er wieder ihre Schritte, erhob sich schon und lächelte in der Erwartung, daß sie jetzt eintreten würde. Da schlug die Haustür zum zweiten Mal. — —

Als eine Viertelstunde später Doktor Platen durch das Nebenzimmer hereinkam, blickte der Major mit verstörtem Ge-

ſicht aus dem Fenſter, ſo in ſich verſunken, daß er das Kommen ſeines Bruders im erſten Augenblick gar nicht bemerkte.

„Warum ſtehſt du denn hier im Dunkeln?“

Der Major wandte ſich um, beſann ſich und erwiderte: „Wir können ja hinübergehn.“

Er folgte ſeinem Bruder, der ſich nach ſeiner Gewohnheit ſogleich in den Lehnſtuhl neben dem Kamin ſetzte, die Kniee hochgezogen, und mit verſchränkten Händen ſeine Stirn zu ſtreichen begann. Plötzlich hob er ſeinen Kopf hoch und fragte mit belegter, undeutlicher Stimme:

„Du — weißt du, wo Marie Luiſe ſteckt?“

„Wo denn?“

„Sie geht mit Doktor Grabaus ſpazieren.“

„Mit Grabaus — ſo?“

Gewaltſam ſuchte der Major das Ohnmachtsgefühl, das wie ein leichter Nebel in ihm aufſtieg, zu überwinden. Er ſagte ſich, daß ſie ja bald zurückkehren und dann alles aufklären würde.

„Paßt dir das eigentlich, daß die beiden ſich heimlich treffen?“

„Heimlich? — Bis jetzt hat Marie Luiſe immer geſagt, wenn ſie Doktor Grabaus getroffen hat.“

„Und du meinſt, das wird ſie auch jetzt tun?“

„Ja, ſelbſtverſtändlich.“

„Dann weißt du vielleicht auch, daß der Doktor Grabaus die letzten Tage hier immer auf und ab patrouilliert iſt — um ſie zu treffen, natürlich.“

„Iſt das nicht ein Irrtum? Er könnte ja jeden Augenblick hereinkommen. Er weiß doch, wie gern er hier geſehn iſt.“

„Wahrſcheinlich hat er ſeine Gründe.“

„Wieſo?“

Da ſprang Doktor Platen, deſſen Haut über den vor-

ringenden Schläfenknochen dunkel gerötet war, auf und ſtieß it einer Stimme, die vor Erregung nur noch heiſeres Flüſtern ar, hervor:

„Du — mach die Augen auf — ſag ich dir — und — — ’s zu ſpät iſt.“

„Was ſoll das heißen?“

„Verſtehſt du’s wirklich nicht?“

Der Major zog einen Stuhl unter dem Tiſch hervor und ies darauf hin, indem er ſelbſt ebenfalls Platz nahm.

„Setz dich! — Sprich dich doch offen aus.“

Aber als ſein Bruder, ohne der furchtbaren Erregung err werden zu können, heftig ſich ſchnaubend auf und ab ing, fuhr er fort:

„Du meinſt, ich ſoll die Augen aufmachen? Aber ich he ja alles ebenſogut wie du. Ich weiß ſo gut wie du, aß Marie Luiſe Gefallen an Doktor Grabaus findet und gern it ihm verkehrt. Nur auf die Beurteilung dieſes Verkehrs ommt es an. Ich kann nichts Schlimmes drin finden.“

„Dann hab ich nichts weiter zu ſagen.“

„Oder haſt du vielleicht etwas bemerkt, was ſie in einem lſchen Licht erſcheinen laſſen könnte? Du weißt ja ſelbſt, ine wie argloſe Natur ſie iſt.“

„Es hat überhaupt keinen Zweck, mit jemandem zu ſprechen, er um die Sache herumredet und nicht verſtehn will.“

„Und was iſt nach deiner Meinung der Kern der Sache?“

„Daß die beiden ineinander verliebt ſind. — Nun weißt u’s. — Mich geht’s ja nichts an — aber —“

Erwartungsvoll ſah der Major ſeinen Bruder an, er- egt und innerlich bebend auch er, trotz der großen Ruhe, mit er er geſprochen hatte.

„Sprich doch! Was ist denn?“

„Mich geht's ja nichts an — aber —“

Und in unzusammenhängenden Brocken kam nun alles heraus, was er wußte, das, was Frau Grabaus ihm erzählt und das, was er selbst beobachtet hatte. Wenn aber der Major versuchte ihn zu unterbrechen, begann er zornbebend seine Stimme zu erheben und wiederholte:

„Mich geht's ja nichts an. Meine Frau ist sie ja nicht. Mach, was du willst.“

Nachdem der Major das anfängliche Erschrecken überwunden und sich das Gehörte klar gemacht hatte, war er immer ruhiger geworden und verfolgte nun den Aufgeregten mit stillen, aufmerksamen Blicken. Er sah, wie dieser unter dem lang gehegten Argwohn gelitten hatte, und mit aller Stärke regte sich in ihm das Gefühl brüderlicher Zuneigung. Zugleich aber erkannte er, klarer als jemals zuvor, wie fremd sie sich innerlich geworden, wie in aller Stille die Richtungen ihres Empfindens auseinander gegangen waren. Und aufleuchtend wie ein heller Schein kam ihm zum Bewußtsein, daß dies Marie Luisens Werk sei. Mit einem Mal glaubte er, deren Nähe zu spüren, und das Vertrauen zu ihr durchdrang ihn mit einer Süßigkeit ohnegleichen.

Als Doktor Platen dann geendet hatte, fragte er:

„Was meinst du nun, das ich tun soll?“

„Das fragst du — ein Offizier?“ entgegnete dieser auffahrend.

„Wenn ich nun denke, daß dem Offizier hier kein Urteil zusteht?“

Einen Augenblick stutzte Doktor Platen, und über seine vor Aufregung fast hilflosen Züge, die dem Weinen nah schienen,

itt zuerſt der Ausdruck eines jähen Entſetzens, dann aber ein icheln hin.

„Ach ſo — ſo —“ murmelte er.

Und ſo beleidigend war dieſes Lächeln, daß der Major nen Augenblick ſeine Beherrſchung verlor und bebend fragte:

„Was heißt das? Was heißt das — dies Lächeln?“

„Donnerwetter!“ ſchrie Doktor Platen. „Entweder trittſt t als Mann auf und ſetzſt den Herrn vor die Tür, oder - na ja — dann läßt du's eben ſtillſchweigend geſchehn. Aber as Drittes gibt's nicht.“

„Ja! Doch! Es gibt etwas Drittes.“

„Und das iſt?“

„Du würdeſt es nicht verſtehn. — Oder — wenn du's rſtändeſt — glaub mir, dann wärſt du glücklicher. — Ja,) weiß, Marie Luiſe liebt ihn, aber ich weiß auch, daß ſie gen dieſe Liebe ankämpft. Soll ich nun das, was ſie ganz lein aus ſich heraus tun kann, ihr mit Gewalt abtrotzen? or ein paar Jahren noch, da hätte ich vielleicht wie du gerochen, als Offizier. Heut kann ich's einfach nicht mehr. enn heut —“

„— haſt du dir ſoviel blauen Dunſt vorreden laſſen.“

Doch nun war die Erregung gänzlich aus dem Major wichen.

„Nenn du's blauen Dunſt,“ entgegnete er ruhig. „Ich nde, daß mein Leben dadurch klarer geworden iſt. Es gibt ehr als ein Entweder — Oder. Ja, faſt möchte ich glauben, ies Entweder — Oder gibt's überhaupt nicht. — Siehſt du, ie Mann und Frau miteinander ſtehn, das kann niemand nders beurteilen. Kein anderer kann da hineinſehn. Nur ins will ich dir ſagen. Das Beſte, was ich von Marie Luiſe

gelernt habe, ist der gütige Blick, mit dem sie alles ansieht. Sie glaubt an das Gute in den Menschen. Daß ich das von ihr gelernt habe, empfinde ich als mein größtes Glück. Und ich müßte ein elender Kerl sein, wenn ich ihr gegenüber diesen Glauben verleugnen wollte."

Doktor Platen erwiderte eine Weile nichts. Erst nach längerem Schweigen brummte er:

„Lehr du mich die Weiber kennen. Egoisten und Kinder sind sie alle zusammen. Aber — mich geht's ja nichts an."

In düsterer Stimmung verharrten die Brüder, in dem Gefühl, daß zwischen ihnen beiden keine Verständigung, kaum ein ferneres Zusammenleben mehr möglich sei. Grade wollte der Major hinausgehn, um sich nach seiner Frau zu erkundigen, als die alte Magd eintrat und aufgeregt erzählte, daß die gnädige Frau vor einer Weile ganz heiß und fieberhaft nach Haus gekommen wäre. Während Christine ihr beim Auskleiden behilflich gewesen sei, hätte sie Blutflecken an dem Mantel bemerkt, und die gnädige Frau hätte ihr gesagt, daß diese von einem Blutsturz herrührten. Ehe dann Christine sie ins Bett gebracht, wäre sie ohnmächtig geworden.

Der Major eilte hinauf. Als er ans Bett trat, lächelte Marie Luise ihn an und murmelte:

„Mußt dich nicht beunruhigen. Es ist weiter nicht schlimm."

Da das Sprechen ihr große Mühe machte, drang der Major nicht in sie, sondern fragte seinen Bruder um Rat, der ihn auf dem Treppenabsatz erwartete. Dieser erklärte, daß sich für den Augenblick nichts tun ließe, schickte aber doch nach Eis und Kamphor und ließ einen anderen Arzt holen, der auch nach kurzer Zeit erschien.

Marie Luise glaubte bestimmt, daß sie noch in dieser Nacht

ſterben würde. Während an ihrem Bett Geſtalten und flüſternde Stimmen vorüberhuſchten, lag ſie in dämmerndem Traumbewußtſein, umſchwebt von leichten, ſeligen Gefühlen.

Vieles von dem, was Marie Luiſe in dieſer letzten, endgültigen Ausſprache geſagt hatte, wurde Grabaus erſt nach mehreren Tagen klar. Wohl hatte er all ihre Worte gehört, aber ſie waren in ſeine Seele gefallen gleich Samenkörnern, die erſt aufgehn müſſen, um ihr eigentliches Weſen zu entfalten. Das aber ſchien ihm der hauptſächliche Sinn und Inhalt des Geſagten: entweder beſaß er wirklich die Kräfte, deren er ſich rühmte, dann konnte niemand ſie ihm rauben, noch irgend eine Ungunſt des Schickſals ihr Wachstum endgültig verhindern. Wenn er aber behauptete, dieſer Frau zu bedürfen, um der zu werden, der er ſein möchte, ſo war das einfach ein Zeichen, daß er nicht eine aus ſich ſelbſt leuchtende Sonne, ſondern nur ein Trabant war, der von erborgtem Glanze lebte. Überhaupt kam ihm jetzt zum Bewußtſein, welch ein Wahnſinn es geweſen war, von ihr ein ſolches Opfer zu fordern. Und wenn ſeine Geſichtsmuskeln nicht erſtarrt geweſen wären, wie ſein Herz zerborſten und klanglos geworden war, ſo hätte er wirklich hell auflachen müſſen über die wirre Einfalt ſeiner Leidenſchaft. Denn das eine ſchien ihm ſicher: ihre Liebe war im Grunde doch nur ein Spiel geweſen, ein Spiel freilich, der Wahrheit täuſchend ähnlich und von Marie Luiſe ſelbſt dafür gehalten. Nachdem ihr mancherlei vom Schickſal geſchenkt, doch eins verſagt war: das Blühn der tiefſten und geheimſten Wurzeln ihres Weſens, hatte ſie für einen vergänglichen Augenblick den

höchſten Glücksrauſch, Weib ſein zu dürfen, wie eine kurze Ekſtaſe genoſſen, hatte in einer Stunde, die mehr Traum als Wirklichkeit war, das enge Netz der Umwelt zerriſſen und war davongeflogen in überirdiſche Ferne, wo auf unerreichbar ſteilem Gipfel Sehnſucht und Erfüllung liebevoll umſchlungen thronen. Dann freilich hatte ſie, klüger und nüchterner als er, den Weg in die irdiſchen Verhältniſſe zurückgefunden.

Indem er ſich ſagte, daß es ſo ſei, wollte er ſie weder ſchmähen noch erniedrigen. Denn wenn er verlangte, daß ſie alles, worin ſie gewurzelt hatte, verlaſſen ſollte, hätte ſie da nicht fragen können, wo denn der Boden wäre, in den er ſie pflanzen wollte? Was hätte er da antworten können?

Nachdem er an jenem Abend nach Haus gewankt war wie jemand, der einen ſchweren Sturz getan hat, und mehrere Tage in betäubtem und gleichſam ſchlaftrunkenem Zuſtand verbracht hatte, erwachte er eines Morgens zu neuem Leben. Ja, nach der furchtbaren Erregung der letzten Wochen, nach dieſem vergeblichen Geſpenſterkampf mit ungewiſſen Ahnungen und vagen Zweifeln, mit nebelhaften Ängſten und trügeriſchen Hoffnungen kam jetzt eine eiskühle, wohltuende Starrheit über ihn. Er wollte weiter arbeiten und ſeines Lebens Bauwerk errichten, ſo breit, hoch und kühn, wie es in ſeinen Kräften ſtand. Noch war die Nachwirkung ſeines freudig gehobenen Selbſtbewußtſeins zu lebendig, und die Überzeugung, ein trotziger Verächter jeglichen Liebesgrams zu ſein, zu tief in ihm gefeſtigt, als daß er im Ernſt hätte glauben können, eine Frau vermöchte ſein Leben zu zerſtören. So nahm er denn die Feder zur Hand, und mit ſeiner ſteilen Gelehrtenſchrift ſchrieb er da weiter, wo er bereits vor Wochen abgebrochen hatte. Auch ſeine Vorleſungen, die er während der letzten Zeit nur wie im gewalt-

ſamen Erwachen aus einem wahnähnlichen Zuſtande hatte halten können, nahm er mit angeſporntem Eifer wieder auf. Und es ſchien faſt, als wäre er durch all die Erſchütterungen gradezu gefeſtigt worden. Denn wenn früher die Studenten in ihrer jugendlichen Skepſis über manchen Überſchwang, manche mehr hochgeſtimmte als tief geſchaute Äußerung ihres Lehrers gelächelt hatten, klang es jetzt im Fluß ſeiner Rede plötzlich hier und da wie das Raunen eines aus tiefſten Gründen der Menſchlichkeit hervorbrechenden Quells. Sein Vortrag war konziſer, ſeine Stimme härter und voller geworden, mit metalliſchem Klingen rollten eherne Worte.

Seiner Frau gegenüber war Grabaus von einer ruhigen Unnahbarkeit und den Kindern ein gerechter, wenn auch etwas teilnahmloſer Vater. Nie ſchien es eine Zeit der Unklarheit und des Streitens gegeben zu haben, alles ging ſeinen gewohnten Gang, und der ganze Tumult der letzten Wochen, wo die Ehe der beiden in ihren Grundveſten erſchüttert ſchien, hatte äußerlich nur das höchſt unwichtige Reſultat gezeitigt, daß er, ſehr zum Bedauern der zahlreichen enthuſiaſtiſchen Backfiſche, ſeinen Vortragskurſus in Weimar abbrach.

So ſchien die Veränderung ſeines Weſens eine Rückkehr zu früherer Geſundheit zu ſein, und er ſelbſt war erſtaunt, wie leicht er ſich in den Lauf der Dinge gefügt hatte. Erſt als das Winterſemeſter zu Ende ging, ſpürte er, während die weichere, tauige Luft das Nahen des Frühlings anzeigte, eine ſchnelle Abnahme ſeiner Kräfte. Es koſtete ihn einen immer größeren Aufwand an Energie, ſeine Pflichten in der gewohnten Weiſe zu erfüllen. Doch hoffte er, daß ein kurzes Ausruhn während der Oſterferien ihn mit neuer Spannkraft verſehn würde.

Nun aber geſchah etwas Überraſchendes: der einmal abgeſpannte Bogen ſchien ſeine Elaſtizität verloren zu haben. Jeden Tag ſagte er ſich, daß er ſeine Vorträge für das Sommerſemeſter ausarbeiten müſſe, aber es war ihm kaum möglich, den Inhalt eines Buchs zu begreifen, geſchweige denn ſelbſt einen Gedanken zu bilden. Während durch das geöffnete Fenſter die duftерfüllte Frühlingsluft hereinſtrömte, mitſamt der ganzen frohen Regſamkeit von nah und fern, dem Vogelgezwitſcher, dem hellen Kinderjubel, dem Hü und Hott der Fuhrleute, hockte er, dem Lichte abgewandt, zuſammengeſunken auf ſeinem Stuhl wie ein Kranker und ſchalt ſich einen Tagedieb und unnützen Schmarotzer auf Gottes ſchöner Welt. Doch eines Morgens, als im flutenden Sonnenſchein ihm fühlbar wurde, wie alles, vom wiehernden Pferd draußen bis zu den Millionen kleiner wirbelnder Stäubchen, im frohen Daſeinsrauſch erzitterte, ging er in den Garten und nahm den Spaten zur Hand, um allen Gram und alle Unluſt zu begraben. Und wie ein Betender mit ſeinem Auge die in der Morgenluft dampfende Erde umfangend, erflehte er, ſich wieder eins fühlen zu dürfen mit der wohltätigen Natur gleich allen Kreaturen.

Über den verfallenen Staketenzaun begrüßte ihn der alte Gevatter Nachbar, ſchüttelte ihm mit ſeiner ſchwieligen Hand den Arm, daß er ihn faſt ausrenkte, und fragte, den ſcharfen Tabak ihm ins Geſicht blaſend, wo in aller Welt er denn nur geſteckt hätte? Über ſeinen Büchern hatte der Herr Doktor wohl ganz den Wechſel der Jahreszeiten vergeſſen. Für Spinat, Radieschen und Karotten war es doch höchſte Zeit. Seine Alte hatte ſogar ſchon Kohlrabi und Salat ausgepflanzt. Da hatte ſie auf ihre alten Tage es noch mit einer neuen Sorte verſucht, Erfurter Trotzkopf, oder wie ſie hieß. So waghalſig

war ſeine Alte noch! Und dann ſchickte er ſeinen Teckel aus: „Hol mal die Mutter, Waldmann! Hol ſie mal! Sag ihr, daß der Herr Doktor wieder da wäre. Geh, ſag's ihr!“ Der Teckel trabte bellend auf ſeinen krummen Beinen ins Haus, und die dicke Frau kam wirklich nach geraumer Weile herbeigeeilt. Sie ſchien noch mehr Fett angeſetzt zu haben in der Winterruhe. Auf dem Arm trug ſie ein junges Zicklein, das ſie mit der Flaſche großzog wie ein Baby. Nun begann ein großartiges Schwatzen, Fragen und Ratſchlagen. Die beiden Alten ſtritten hin und her, auf welcher Rabatte der Herr Doktor Kohl, auf welcher er Gurken pflanzen ſollte. Und als ſie hörten, er hätte noch nicht mal Miſt beſtellt, gebärdeten ſie ſich, als wenn er Gott weiß über welcher Bagatelle die wichtigſten Geſchäfte verſäumt hätte. Wohl ein halbes Dutzend Mal hatte Grabaus an ſeinem Hut gerückt, um ſich zu verabſchieden, aber immer hatten ſie ihm noch etwas zu ſagen, ſchärften ihm immer wieder wahrhaft unzählige Pflichten ein, da, was jetzt verſäumt würde, nie wieder gut zu machen ſei. Und Grabaus tat, wie ihm geheißen war, grub, jätete, hackte, und nachdem er eine ganze Fuhre Kuhdung gekauft hatte, hantierte er mit der Miſtgabel wie ein fleißiger Ackersmann. Doch eines Tages, nachdem ihm ſchon oft in müder Stumpfheit ſein Gerät beinah entglitten wäre, ſtieß er es plötzlich mit einem Fluch in die Erde. Mit aufgeriſſenen Augen, wie erzitternd von einer Offenbarung, horchte er etwas geheimnisvoll Gewaltigem nach, was wie des Frühlings Hammer, wenn er das Eis zerſchlägt, tauſend Quellen ſehnſüchtiger, ſchmerzvoller Wünſche in ihm ſprudeln machte. Und doch war, was er vernahm, nur ein Drehorgelklang aus weiter Ferne, verweht faſt in der ſonnigen Luft. Schwach vernehmbar irgend ein Walzermotiv. Aber wie eine vom Blitz-

licht erhellte Phantasmagorie stand vor seinem inneren Auge der glänzende Marmorsaal, wo in all der glitzernden, bunten Menge Marie Luise die Schönste gewesen war. Marie Luise, Marie Luise, Marie Luise — es war, als wäre die sonnige Luft durchzittert von dem einen Klang, als trügen die zwitschernden Stare, die lispelnden, jungen Blätter, das helle Kindergeschrei ihm dies eine Wort wie lachenden Jubelklang und grenzenlosen Hohn in seine schmerzzerrissene Brust.

Und als dann der kurze Rausch vorbei war, ergriff ihn unüberwindlicher Ekel gegen all das, was er die letzten Tage getrieben hatte, gegen die nasse, klebrige Erde, gegen seine schmutzigen Hände, gegen den verfallenen Zaun, gegen dies ganze winzige, armselige Fleckchen Erde, auf das er sich hatte flüchten wollen wie ein Gestrandeter, der, hoffnungslos geschlagen im Ringen mit der Lebensflut, dies karge Plätzchen zum Schauplatz seiner altersschwachen Kräfte macht. Ekel ergriff ihn gegen das alles, aber am meisten gegen sich selbst. Er kam sich vor wie ein armseliger, geistesberaubter, grasfressender Narr.

Seitdem überließ er den Garten seiner Frau, welche einen handfesten Mann kommen ließ, der in unglaublich kurzer Zeit die Beete umgrub und alles aufs beste besorgte.

Das Sommersemester hatte begonnen. Weniger zahlreich, doch immerhin noch eine ansehnliche Schaar füllten die Studenten seinen Hörsaal. Aber wenn er mit müder, oft innehaltender Stimme Worte aneinander reihte, die nicht aus dem Brennpunkt, sondern wie zusammengelesener Kehricht aus irgend einem verstaubten Winkel seines Innern zu kommen schienen, ergriff ihn oft Empörung über die lammsfromme Geduld seiner Hörer, daß er ihnen hätte zurufen mögen: ‚Merkt ihr denn nicht,

daß nicht ich zu euch spreche, sondern nur ein schattenhaftes, ausgehöhltes Phantom, das, selbst leblos, nichts Lebendiges zeugen kann?!‘ Oft aber packte ihn auch Angst, daß die Studenten, angewidert von dieser trocknen Kadaverweisheit den nichtsnutzigen Lehrer von seinem Stuhl herunterreißen möchten. — Doch dergleichen unterblieb. Dagegen leerten sich im Lauf der nächsten Monate die Bänke immer mehr, und gähnende Öde lag nun über dem nacktwandigen, großen Raum. Da wandelte seine zerrende Angst sich in tiefes, kummervolles Verzagen, das sich an seine Sohlen heftete und ihn noch müder machte.

Er zog sich ganz in sich selbst zurück. Verhaßt waren ihm alle menschlichen Gesichter. Ausgestorben schien die tönende Welt von ehedem. Durch dürre Wüstenei schleppte er ein unnützes, qualvolles Dasein.

Nicht der kleinste Schimmer eines Glücks durchbrach das Dunkel, das ihn umgab. In einer Stunde des Aufraffens schrieb er nach Berlin und fragte an, wie es mit der Gründung der neuen Hochschule stände? Da erhielt er den Bescheid, daß von seiten der Provinz unerwartete Schwierigkeiten eingetreten seien und die Angelegenheit sich vollständig in der Schwebe befände. Von ihm selbst, von seiner vorläufigen Ernennung zum außerordentlichen Professor war überhaupt nicht die Rede. — Noch ehe er diesen Brief geöffnet, hatte er seinen Inhalt schon geahnt. Es mußte ja so kommen! Und er empfand darüber fast eine schmerzliche Genugtuung, denn er war irre an sich selbst geworden.

Auf der nach dem Garten gehenden Veranda lag in einem langen Korbſtuhl Marie Luiſe. Unter der dünnen Seidendecke, die ihren langgeſtreckten Körper bis zu den Schultern bedeckte, ſah ſie beängſtigend ſchlank und überirdiſch aus. Wolf, der ſoeben mit dem Rad angekommen war, ſaß hinter einem kleinen Tiſch und ließ ſich einen Zwieback nach dem andern ſchmecken.

„Du mußt nicht böſe ſein, wenn ich einen ſo wahnſinnigen Appetit entwickle,“ ſagte er.

„Laß dir's nur ſchmecken, mein Junge.“

„Erſtens bin ich nämlich ein ganz gehöriges Tempo gefahren, und dann — dieſe Zwiebacks ſind einfach großartig. Wo habt ihr die nur her?“

„Bernhard hat ſie für mich kommen laſſen.“

„O, und ich eſſe ſie dir alle auf.“

Er ſchob die ſilberne Schüſſel zurück und ſetzte ſich mit ſeinem Stuhl an die Seite ſeiner Schweſter.

„Jetzt mußt du erſt mal ſelbſt einen eſſen, Marie Luiſe. — Weißt du, du ſiehſt nämlich wirklich gar nicht gut aus. Du mußt was für dich tun.“

„Aber Kind, ich pflege mich ja den ganzen Tag.“

Er ſtreichelte ihre blaſſen Wangen, die ſich ſo zart und weich anfühlten wie Blütenblätter, und ſah ihr dabei ſorgenvoll in die großen, glänzenden Augen. Noch mehr als früher beherrſchten dieſe das Geſicht, als wenn das innere Feuer, das ihren Körper zu verzehren ſchien, durch ſie ſeinen Ausweg fände.

„Was iſt das nur mit dir? Über zwei Monate geht das ſo und wird und wird nicht beſſer. Was ſagt denn der Doktor eigentlich?“

„Der Doktor meint, es läge wohl am Frühjahr.“

„Am Frühjahr,“ wiederholte Wolf kopfschüttelnd. „Das gt Grabaus auch von sich. — Komisch, mich greift das Frühhr nicht im geringsten an. Im Gegenteil!“

Eine rasche Blutwelle hatte die durchsichtige Haut durchömt; mit nervöser Bewegung strich Marie Luise die Spitzen ı ihrer Brust glatt, während sie mit schwachem Lächeln eriderte:

„Das fehlte auch grade noch, daß du krank wirst. Einer : grade genug in der Familie.“

„Darf ich dir nicht einen Zwieback streichen?“

„Danke. Ich kann wirklich nichts essen.“

„Übrigens habe ich dir auch was mitgebracht. Künstrisch sind sie ja grade nicht. Aber die zum Beispiel ist doch ınz nett.“

Dabei holte er einige Photographieen von Landschaften ıs seiner Tasche und zeigte sie ihr.

„Ich bin jetzt so viel allein. Da tröste ich mich mit Radhren und Photographieren. — Aber was ich dich fragen ollte: habe ich eigentlich dein Bild hier neulich vergessen?)as konnte ich nämlich absolut nicht finden.“

„Nicht, daß ich wüßte. Du steckteſt es damals in deine rieftasche.“

„Ja, und wenn ich mich nicht sehr irre, habe ich es noch nselben Abend ins Album getan. Aber da ist es nicht mehr. ch habe meine Wirtin gefragt, die hat natürlich keine Ahnung. eulich abends war Grabaus bei mir, und weil er mich nicht leich traf, hat er sich inzwischen das Album besehn. Aber, ıß der es genommen hat, kann ich mir doch nicht denken.“

„Das glaube ich auch nicht,“ entgegnete Marie Luise.

„Er hätte mich doch zweifellos gefragt. Denn er weiß ja gar nicht, ob es dir auch recht iſt, wenn er dein Bild hat.“

„Natürlich. — Aber kannſt du es nicht unterwegs irgendwie verloren haben?“

„Ich möchte wetten, daß ich es ins Album getan habe. Und außer Grabaus war niemand bei mir —“

„Aber wie ſollte der dazu kommen!“

Marie Luiſe hatte ſich heftig aufgerichtet, als wenn die ausgeſtreckte Lage ihr unbequem wäre, und ſtützte den Kopf auf den Arm, ſo daß ihr Geſicht dem Licht abgewandt war. Ihr Bruder betrachtete ſie ſorgenvoll.

„Furchtbar nervös biſt du. Und dann ſchießt dir jetzt das Blut ſo leicht in den Kopf. Das iſt, glaub ich, auch kein gutes Zeichen. Haſt du mal dein Herz unterſuchen laſſen?“

„Ach geh!“ verſetzte ſie ſcherzend. „Ich werde ja fortwährend unterſucht. Lunge, Herz, Nieren, was weiß ich. Ihr dürft mich nur nicht quälen. Dies ewige Sorgen macht's auch nicht beſſer.“

Wolf trat an die Balkonwand und ſchaute in den Garten hinunter. Auf einer kleinen Leiter ſtand Doktor Platen und ſäbelte wütend mit einer kurzen Säge einen überflüſſigen Aſt von einer Rotbuche. Auf dem Raſen kniete vor einem runden Beet ein Gärtnergehilfe, der Löcher in die ſchwarze Kompoſterde wühlte. Neben ihm lag ein Haufen junger Begonienpflanzen. Beide Männer waren ſo in ihre Arbeit vertieft, daß ſie den Obenſtehenden gar nicht bemerkten.

Sonderbar, dachte Wolf. Was mag zwiſchen ihr und Grabaus nur vorgefallen ſein? Ob ſie ſich erzürnt haben? Aber warum? Wie könnte man ſich überhaupt mit Marie

Luise erzürnen? Und doch sind beide sonderbar, als wenn einer vom andern nichts mehr wissen wollte. . . . Diese beiden, ihm die liebsten und vertrautesten Menschen, bereiteten ihm wirklich Kummer.

Wochenlang hatte er seinen Freund nicht zu Gesicht bekommen. Schon im Februar war er eines Tages zu Grabaus gekommen, grade als er zum ersten Mal von der Krankheit seiner Schwester erfahren hatte, und hatte diesem in der ersten Aufregung davon erzählt. Aber Grabaus hatte ihn mit einer so schroffen Antwort unterbrochen, daß Wolf, von solcher Lieblosigkeit ganz bestürzt, sehr bald gegangen war. Seitdem waren Monate vergangen, in denen sie sich nur flüchtig begrüßten, grade als wenn Grabaus einen Groll gegen ihn hegte.

„Ja —“ sagte er mitten aus seinen Gedanken heraus — „vorige Woche war er endlich wieder mal bei mir.“

„Wer?“

„Grabaus. Aber wie ich ihn gesehn habe, da habe ich denn doch einen gehörigen Schreck bekommen. Der sieht ja noch viel elender aus als du. Ich habe ihn gefragt, ob er krank wäre? Aber da hättest du ihn nur sehen sollen. Er wäre nicht krank, nur überarbeitet. Der Teufel sollte all die Leute holen, die behaupteten, daß er krank wäre. Na, da habe ich natürlich den Mund gehalten. Übrigens — es gibt ja verschiedene Arten von Krankheit. Ich möchte wetten, daß er einen geheimen Kummer hat.“

Marie Luise hatte das Gesicht mit der Hand beschattet. Das auf und niederströmende Blut war zurückgetreten, nur auf den Wangen lag, wie mit Schminke aufgetragen, eine scharf abgezirkelte Röte, während die Stirn, Augen und Nase blaß und wie von Wachs erschienen. Sie lag ganz regungslos, nur

ihre Naſenflügel bebten nervös, und die dünne Decke von italieniſcher Seide hob und ſenkte ſich ſchnell durch ihre kurzen Atemzüge.

In dem Bedürfnis ſich über das, was ihn ſeit langem bedrückte, Klarheit zu verſchaffen, fuhr Wolf fort, ohne auf ſeine Schweſter zu achten.

„Und zwar glaube ich, daß er ſich die Sache wegen der deutſch-polniſchen Univerſität ſo zu Herzen nimmt. Er ſollte da doch Profeſſor werden. Aber ſeit dem vorigen Jahr hat er überhaupt nichts mehr davon gehört. Das muß es offenbar ſein. Denn einen andern Grund könnte ich mir abſolut nicht denken. Und daß ihn das mitnimmt, iſt doch ſchließlich begreiflich. Nicht wahr?“

„Aber natürlich.“

„Dazu kommt, daß ſeine Kollegen ihn ſchikanieren, wo ſie nur können. Der alte Wuhlmann hat ihn in ſeiner Vorleſung direkt einen ſeichten Schönredner genannt. Und das Schlimmſte iſt, Grabaus hat dadurch allen Mut verloren. Neulich gingen wir zuſammen ſpazieren, da ſagte er mir, er wäre total fertig. Er hätte nicht den geringſten Glauben mehr an ſich. Wenn er nur könnte, möchte er am liebſten Schulmeiſter oder ſonſt was werden.“

„Wirklich — das hat er geſagt?“

„Mir war das ſo furchtbar. Ich habe tagelang an nichts anderes denken können. — Unterwegs hatte ich ſchon einen ſo unheimlichen Eindruck. Er ſchlich ſo dahin, grade wie verſtört. Wir kehrten dann in einem Bauernhaus ein und tranken ein Glas Milch. Und wie wir da ſo ſaßen, da ſagte ich: es wäre doch wirklich wunderſchön hier. Das war's nämlich auch. Vor uns floß die Saale. Da patſchten kleine Jungens

und Mädchen mit aufgeschürzten Röcken drin herum. Und die Enten schwammen so lustig. Und gegenüber lag mitten in Wiesen ein Obstgarten, wo noch die letzten Äpfelbäume blühten. Alles war so schön grün. Da sagte ich zu Grabaus: der" — Wolf lugte vorsichtig in den Garten hinunter und fuhr dann mit leiserer Stimme fort — „na unten der Schwager Konrad, sagte ich, der wäre doch eigentlich ein kolossales Rindvieh. Wenn der hier säße, und man zeigte ihm all die Schönheiten, dann würde er nur den verdorrten Baum da sehn und darüber alles andere vergessen. Darauf guckt Grabaus mich an und sagt: ‚Von seinem Standpunkt hat er ja auch Recht. Denn was ist die Welt schließlich anderes als unser eigenes Spiegelbild?' Na, ich war natürlich andrer Ansicht, und wie wir so hin- und herreden, sagt er schließlich zu mir: ‚Wenn ich in deines Schwagers Haut steckte, dann würde mich auch der verdorrte Baum mehr interessieren als alles, was da grünt und blüht.' — Ich hielt das für Stimmung und suchte es ihm auszureden. Wir sprachen dann von allen möglichen anderen Dingen und waren schon beinah wieder in der Stadt, ich hatte tapfer drauf losgeredet und dachte, er wäre nun ganz meiner Meinung, da bleibt er plötzlich stehn: ‚Wenn Sie die Wahrheit wissen wollen — nehmen Sie den verdorrten Baum, dann haben Sie mich.' Ich lachte. Ja, mein Gott, ich ahnte doch nicht, daß er's ernst meinte. Da wird er blaß, und wie er nun den Hut herunterreißt, liegt ihm der kalte Schweiß dick auf der Stirn. Er sagt: ‚Wenn Sie mich lieb haben, dann halten Sie das nicht für Geschwätz. Keinem Menschen hab ich es gesagt. Aber mit mir ist es aus. Oder es ist wohl nie was mit mir gewesen. Ich war wohl so ein frühreifes Pseudogenie; die versagen, wenn es sich um wirkliche Leistungen

handelt. Heute weiß ich, daß ich nie was geleistet habe und nie was leisten werde.‘ — — Das sagt er und hat dann von keinem Trost was wissen wollen. Ich kann dir sagen, Lise, die ganze Nacht bin ich den furchtbaren Eindruck nicht losgeworden. Am andern Morgen wollte ich zu ihm. Aber ich hab mich, weiß Gott, nicht getraut.“

„Du, Wolf,“ sagte Marie Luise, die sich aufgerichtet hatte und deren Gesicht vor Erregung glühte. „Höre, Wolf —“ Sie ergriff ihres Bruders Hände und versuchte zu sprechen, aber ihre Stimme gab nur rauhe Flüstertöne her.

„Ach Gott!“ unterbrach er sie. „Jetzt bist du auch so aufgeregt. Hätte ich's dir doch nicht erzählt!“

„Doch, doch! Das ist gut. Nur mußt du mir einen Gefallen tun. Geh zu ihm und bitte ihn, daß er nicht verzweifeln soll. Sag ihm, in meinem Namen bätest du ihn. Verstehst du?“

Er nickte ängstlich.

„Ja, ja, ich will's tun.“

„Er und an sich verzweifeln! — Vor ihm liegt ja die glänzendste Zukunft. Wenn er nur nicht aufhört zu streben. — Sag ihm, das wäre das größte Verbrechen. Er muß sich aufraffen. Hörst du, er muß es dir versprechen.“

Mit ihren heißen, trocknen Händen umpreßte sie die ihres Bruders. Große Tränen standen in ihren Augen.

„Sag ihm, daß ich nie aufgehört habe, an ihn zu glauben. Und wenn er jetzt verzweifelt ist, — dann — sag ihm, — daß ich doch nur aus Liebe zu ihm —“

Sie stöhnte plötzlich laut auf, und ihr Gesicht unter der Decke vergrabend, brach sie in wildes Schluchzen aus, das ihren ganzen Körper durchbebte.

Regungslos, ohne einen Versuch zu machen, seine Schwester beruhigen, saß Wolf da.

Während er mit entsetzten Augen in die sonnig blaue Luft rrte, hatte er das Gefühl, daß etwas unfaßbar Furchtbares it schwerem Flügelschlag über ihm dahingestrichen war und bis hin nie gekannte Schauer in seiner Seele zurückgelassen hatte.

So verharrten die beiden, scheinbar ohne sich umeinander kümmern. Erst als im Garten die Stimme des Majors ut wurde, warf Marie Luise die Decke zurück und preßte r Taschentuch gegen die Augen. Ihr Körper zuckte noch im- er zusammen von den starken Wellenschlägen des Schmerzes.

Wolf war aufgesprungen, während sein Schwager sich erhrocken über die Weinende beugte.

„Mein Herz, was ist dir?"

Ohne das Tuch von den Augen zu entfernen, streckte sie ie Hand nach ihm aus und versuchte zu sprechen. Aber die tternden Lippen vermochten keine Worte zu bilden.

„Sie hat sich sehr aufgeregt — wir wollen sie lieber llein lassen. Komm!" stotterte Wolf, indem er seinen Schwaer am Arm ergriff und ihn die Balkontreppe hinunterzog.

Die beiden gingen durch den Garten, wo Doktor Platen nen von der Trittleiter aus seine Säge zeigte, deren Zähne rbogen waren.

„Vor drei Wochen habe ich das Ding gekauft," sagte er ütend. „Sechs Mark hat der Schund gekostet. — Das kommt ber, weil heutzutage alles fabrikmäßig hergestellt wird."

Während der Major etwas wie eine Antwort murmelte, el Doktor Platens Blick auf Wolf.

„Bist du krank?" fragte er ihn erstaunt.

Aber dieser ging weiter, als wenn er nichts gehört hätte.

Und in Wirklichkeit hatte er den Sinn der Worte auch nicht erfaßt. Er war einfach betäubt. Es war ihm ergangen wie einem Soldaten auf Vorposten, der nach dem Feind ausspäht, bald vor einem Baumstrunk, bald vor einem Findling erschrocken anschlägt, doch sich immer wieder überzeugt, daß er sich geirrt hat. Plötzlich aber springt er von einer Kugel tödlich getroffen in die Luft und fällt mit dem Gesicht ins Gras. . . So immerfort grübelnd und doch gänzlich ahnungslos war Wolf von dieser Erkenntnis getroffen worden, als ein einziges Wort, die eine verzweiflungsvolle Gebärde seiner Schwester ihm ihre unüberwindliche, zerstörende Leidenschaft verraten hatte. Jeglicher Fassung beraubt war seine arme, wirre Seele, nur die eine Tatsache leuchtete darin, grell und doch unbegreiflich.

„Nun — was hat sie so erregt?"

Wolf fühlte, wie sich die Hand seines Schwagers auf seine Schulter legte, er hörte dessen Stimme, deren ruhiger, beherrschter Ton doch von so viel Angst und Sorge durchzittert war.

Als nun der Major stehn blieb und ihn erwartungsvoll ansah, fragte er, nur um noch einige Augenblicke Zeit zu gewinnen, was denn der Arzt zu dem Befinden seiner Schwester gesagt hätte?

„Ach, du weißt doch, wie das mit ihm ist. Je weniger er sich auskennt, desto mehr Worte macht er. Aber er fühlt selbst, daß das alles nur Phrasen sind. — Der objektive Befund ist ja nicht so schlimm, darin stimmen auch die Professoren überein. Nur diese absolute Schwäche! Es ist grade, als wenn sie den Willen zum Leben verloren hätte.— Aber was hat sie so erregt?"

Einen kurzen Augenblick zögerte Wolf noch. Aber kaum hatte er dann zu sprechen begonnen und das wiederholt, was er der Kranken erzählt hatte, als ihm sofort freier und leich-

r zumut wurde. Denn er spürte geradezu die Nähe seiner chwester, und diese absolute Zuversicht, daß alles, was sie gte oder tat, das Richtige sei, ergriff ihn mehr und mehr.

Die beiden hatten auf einer Bank vor einem Flieder- und oldregengebüsch Platz genommen. Der Major saß vorn- ergeneigt und strichelte mit seinem Spazierstock im Sande. uch nachdem Wolf zu Ende war, hörte er damit nicht auf, ade als wenn die nervöse Hand von selbst hin- und her- nellte. Doch plötzlich richtete er sich empor und sah seinen chwager an. Voll unsäglichen Grams war sein Blick.

„Also so steht's mit deinem Freund?" warf er kurz, mit rbrochener Stimme hin. „Du mußt hingehn, verstehst du — nd ihm sagen, er sollte uns doch wieder besuchen. — Ich ürde mich sehr freuen — und auch Marie Luise — auch retwegen sollte er kommen — hörst du?"

Wolf hatte sein Gesicht abgewandt und vermochte mit ller Gewalt nicht die innere Bewegung zu verbergen. Brü- nd betrachtete ihn der Major, als wenn er sich über diesen Rangel an Selbstbeherrschung wunderte. Dann berührte er acht die zusammengeballte, zuckende Hand und sagte:

„Ja, mein Junge, das Rechte zu finden, ist manchmal so chwer. — Wir aber, meine ich, müßten alles tun, damit sie icht noch mehr leidet. Denn wer weiß — wie lange wir sie och behalten."

Hinter den Gebüschen kam langsam Doktor Platen heran, ögernd, indem er manchmal stehn blieb und umdrehn zu wollen chien, dann sich aber doch wieder einige Schritte näherte.

„Sprecht ihr von deiner Frau?" fragte er. „Meine An- icht ist, daß sie möglichst bald fort muß. Nach Davos oder St. Moritz."

Als der Major eine abwehrende Bewegung machte, fuhr er in ſtiller Wut fort.

„Ich ſage dir, das iſt das einzig Richtige. — Auf das Pſychiſche iſt gar nichts zu geben. Das iſt eben der Unſinn, daß du immer darauf Gewicht legſt, was ſie ſagt.“

Ohne ſeinem Bruder zu antworten, wandte der Major ſich an Wolf:

„Ich will mit ihr ſprechen. Warte du hier!“

Dann ging er ins Haus. Doktor Platen aber ſtampfte zornig mit dem Fuß auf.

„Schick ſie nur weg, dann wird ſie ſchon kuriert!“

Und während er ſich forttrollte, murmelte er noch in verbiſſenem Grimm:

„Ein Elend iſt das mit dieſen Weibern! Die ſind ja alle total verrückt —“

Als Wolf dann nach einer Weile ins Haus gerufen wurde, fand er dort Schweſter und Schwager ſtill beiſammen. Von dem, was geſchehn war, wurde nichts erwähnt. Marie Luiſe erhob ſich bald, um ſich zu Bett zu legen. Als dann auch Wolf Abſchied nahm, ſagte ihm der Major, er wolle ſelbſt an Grabaus ſchreiben, daß er willkommen ſei.

Dieſen Brief erhielt Grabaus am nächſten Abend. Nach einem furchtbaren Tage ſaß er an ſeinem Arbeitstiſch vor leeren Blättern. Draußen dämmerte es. Die feurigen Ströme der untergehenden Sonne erloſchen, und Dunkelheit lagerte ſich über das Zimmer. Aber während die Nacht ſchwärzer und tiefer wurde, bereitete ſich in ſeiner Seele ein neuer Tag vor. Mochte der Sonnenſtrahl, der das Bild Carlyles an der Wand hell hatte aufleuchten laſſen, die Erinnerung an dieſen Mann geweckt haben, der durch Finſterniſſe und Trübſalsqualen den

Weg zu den Sternen gefunden hatte — in seiner verzweiflungsvollen Seele war ein Licht entzündet, schwach schimmernd noch, und ahnungsvolles Regen frischer Kräfte war zu spüren.

Da brachte das Mädchen den Brief, welchen sie stillschweigend auf den Tisch legte. Weil ihm die Handschrift fremd war, ließ er ihn liegen, um den so lang entwöhnten Stimmen nachzulauschen. Erst als er dann die Lampe anfteckte, öffnete er das Schreiben. Aber kaum hatte er es gelesen, als er den Kopf auf den Schreibtisch warf und laut aufschluchzte.

Es war ein kurzer, ungelenker Brief, geschrieben von jemand, dessen Geist in allen andern Verrichtungen gewandter war als in der, seinen Gedanken und Empfindungen Ausdruck zu verleihen. Aber in dieser keuschen Verschlossenheit lag ausgesprochen: die Größe der Liebe und Güte dieses Mannes, der unverwundbare Glaube an seine Frau und das Vertrauen in den, dem sich ihr Herz zugewandt hatte. Und während Grabaus der einst so wilden, begehrlichen Stimmen seiner Leidenschaft gedachte, fühlte er sich gedemütigt und auf die Kniee gezwungen vor diesem Manne, der seine Frau mehr liebte als sich selbst.

Den Tag darauf schon fuhr er nach Weimar. Marie Luise lag auf ihrem Ruhebett, als er die Veranda betrat. Niemand war bei ihr. Sie streckte ihm ihre weiße, schmal gewordene Hand hin, und wie sie die seine schwach umpreßte, entrang sich ihr ein einziges Wort: „Ach du!“ Wortlos saßen sie dann beisammen, wie geblendet einer vom andern, als wäre nach langer, banger Nacht plötzlich hellster Sonnenschein über sie hereingebrochen und machte sie fast blind. Sie brauchten Zeit, um zu sich zu kommen. Dann erst erkannten sie sich wirklich. Vergessen waren nun die eignen Schmerzen, vom Leid des andern fühlte sich jeder tief ergriffen.

Als nach einer Weile der Major eintrat, sprang Grabaus auf und wollte etwas sagen. Aber er vermochte kein Wort herauszubringen. Er spürte nur zitternd den Händedruck, mit dem dieser ihn fest und unentreißbar ins Herz zu schließen schien. Als sie dann am Lager der Kranken saßen, sagte der Major mit seiner gütigen Stimme:

„Herz, nun mußt du aber auch gesund werden."

Und Marie Luise umfing die beiden mit einem grenzenlosen, glückseligen Blick.

„Nun werd ich gesund. Ich versprech es euch!"

Etwas Neues, ein heiliger, reinerer Glanz lag von nun ab über dem Verkehr der beiden. Lange Stunden verbrachten sie in innigster Vertraulichkeit, ganz allein, von niemandem beobachtet. Aber als wenn unsichtbar ein dritter zugegen wäre, vermieden sie jede sinnliche Annäherung. Kaum daß sie sich die Hand gaben beim Kommen und Gehen. Und nicht bloß zwischen ihnen allein, auch zwischen Grabaus, dem Major und Wolf schien nun eine noch tiefere Innigkeit und Herzlichkeit zu bestehn.

Bald freilich kam die Trennung, da Marie Luise dem Drängen des Arztes nachgab und mit ihrem Gatten nach Tirol reiste. Der Abschied wurde ihr leicht, da Grabaus in wenigen Wochen, sobald die Universitätsferien begonnen hatten, nachkommen wollte.

Für Grabaus verging die Zeit wie im Fluge. Mit einem Mal schienen die festgefrorenen Ereignisse ins Treiben gekommen zu sein. Sein Buch war erschienen und brachte ihm Anerkennung grade von den Professoren, an die er es in der Voraussicht, daß sie es ebenso stillschweigend wie seine früheren begraben würden, und halb aus Trotz geschickt hatte. Aber sei es, daß sie inzwischen über ihn ihre Meinung geändert

hatten, sei es, daß dies Werk, geschrieben in einer Zeit äußerſten Regens aller Kräfte die früheren wirklich übertraf, gerade ſeine vermeintlichen Feinde und Neider ſchrieben ihm Briefe einer ehrlichen, freudigen Zuſtimmung. Nichts hätte ihm größere Genugtuung bereiten können, als die Anerkennung von ſeiten dieſer Männer, die er nicht hatte aufhören können zu lieben und zu verehren, ſo ſehr er ſich auch eingebildet hatte, ſie wegen ihres gleichgültigen Ignorierens ſeines Schaffens zu verachten.

Wenige Tage nach Marie Luiſens Abreiſe fuhr er nach Berlin, um ſich perſönlich um ſeine Angelegenheit zu bekümmern. Und da zeigte es ſich, daß er grade zur rechten Zeit gekommen war. Schon mit dem neuen Jahr ſollte die Hochſchule eröffnet werden. Sobald die Nachricht von dieſer Gründung ruchbar geworden war, hatten auch andere Bewerber ihren Einfluß geltend gemacht. Und da war es der Erfolg ſeines Buches, der Grabaus den Sieg davontragen ließ. Er reiſte ab mit der Berufung zum Rektor in der Taſche.

In Berlin traf Grabaus auch Gebhard wieder, der ihm erzählte, daß Maggie Thön Abſchied von der Bühne genommen und einen reichen jungen Mann geheiratet hätte. Ende Februar, grade in den Karnevalstagen, wäre die Trauung geweſen. Als Gebhard dies berichtete, fügte er ſkeptiſch hinzu:

„Das iſt gewiß nicht Maggies letzte Rolle. Faſchingshochzeit — Faſchingsehe.“

III

Also wie wär's? Da wir mal Schlafwagen bezahlt haben, müssen wir ihn auch benutzen. Ist dir's recht?" fragte Grabaus den Bruder Wolf, mit dem er sich seit einiger Zeit duzte.

„Bist du schon müde?"

„Ziemlich."

In Wirklichkeit aber war er weniger müde als ungeduldig. Er hoffte, wenn er sich nur erst hingelegt hätte, so würde er bald einschlafen und die Fahrt desto schneller vorbei sein.

Die beiden Freunde standen auf dem halb dunkeln Gang des Schnellzuges Berlin—München. Wolf zerdrückte den Rest seiner Zigarette im Aschenbecher, und sie betraten nun ihr Abteil, das sie ganz für sich allein hatten, da es nur zwei übereinander befindliche Betten enthielt. Wolf als der jüngere schwang sich geschickt von der kleinen Leiter aus in das obere, indem er meinte, das sei eine gute Vorübung für die späteren Hochtouren. Eine Viertelstunde später zog er die blauen Lichtschirme über die Halbkugel der Lampe. Die beiden wünschten einander Gute Nacht. Dunkel war alles und still. Nur aus der Tiefe klang das dumpfe Ratatatum, Ratatatum der rollenden Räder.

Allerhand äußerliche Dinge überdachte Grabaus noch: Gepäck, Billett, Geld, mitgenommene und vergessene Bücher,

auch bei den Seinen zu Haus verweilte er und hörte das bitterliche Weinen seines kleinen Jungen, der schluchzte, weil er noch zu klein war, um mit dem Vater auf die Berge zu steigen. Dann streckte er sich recht aus, drückte den Kopf tiefer in die Kissen und schloß die Augen. Doch ehe er einschlief, flüsterte er noch einmal den Namen Marie Luisens vor sich hin. Mit einem letzten guten Denken an sie wollte er in Schlummer sinken.

Liebe, gute, holde Marie Luise — dachte er. Marie Luise — Marie Luise. Nun will ich schlafen — schlafen. Morgen bin ich bei dir. — Vier Wochen gehören mir. Vier lange Wochen. — Vier kurze Wochen. — Ach, in dieser kleinen Spanne mußt du mir soviel geben, daß es ausreicht für mein ganzes Leben. So viel Gutes und Starkes, soviel Glauben und Selbstüberwindung. Stunden, die unvergeßlich sind. Worte, die immer wieder klingen, Licht, das kommendes Dunkel erhellt. Marie Luise, Marie Luise, Gott weiß, wann ich dich dann wiedersehe. Und kann dich doch nicht vergessen. Nicht von dir lassen. Und wenn ich's ertragen soll, so muß es dein Werk sein — dein Werk. — Aber nun will ich schlafen — schlafen.

Gewiegt von dem gleichmäßigen Schaukeln, betäubt auch ein wenig von der Hitze und vor allem unter der Suggestion des eigenen Willens verfiel er in dumpfen Halbschlaf. Manchmal hatte er die unklare Empfindung, daß heller Schimmer durch die Spalten der Fenstervorhänge an ihm vorüberblitzte, dann pfiff ein paar Mal schrill die Lokomotive. Nach geraumer Zeit schien es ihm auch, daß der Zug hielt. Undeutliche Stimmen klangen traumhaft. Aber das alles glitt nur wie aus weiter Ferne an ihm vorüber, als wären auch vor seinem Geist

Vorhänge heruntergelaſſen, und wenn er etwas wie die Annäherung des Erwachens fühlte, dachte er nur: Schlafen — ſchlafen — morgen bin ich bei ihr.

Immerzu klang's von unten her mit dumpfem Schüttern: Ratatatum — Ratatatum — Ratatatum.

Dann — es mochte auf Mitternacht gehn — wälzte Grabaus ſich unruhig hin und her, von ſchweren Träumen bedrückt. Als er plötzlich auffuhr, trat ihm ins Bewußtſein, daß Marie Luiſe ihm nie gehören würde. Nie! —

Während eine glühende Hitze ihn durchlief, ballte er die Hände und ſtarrte ins Dunkel. Er fühlte jetzt die wiegenden Stöße und mußte auf die dumpfe, gleichförmige Melodie lauſchen, wie es immer ging: Ratatatum, Ratatatum, Ratatatum. Unaufhaltſam raſten ſie dahin, die ſchweren Eiſenkoloſſe, durch die ſchlafende Nacht, fortgeriſſen von einer unwiderſtehlichen Macht — wie das Verhängnis ſelbſt. Wenn jetzt ein menſchliches Weſen ſich auf den Schienen befand, ſo würde es unerbittlich zermalmt. Und wenn ein anderer Zug den Weg verſperrte, ſo würden ſie beide zerſchellen, zerſpringen in tauſend Trümmer. Ratatatum, Ratatatum, Ratatatum, etwas Elementares lag in der dumpfen Melodie. Und er fühlte, wie auch er getragen war von dieſer ſelben Elementarkraft, mit fortgeriſſen — wenn's gut ging, ans Ziel, wenn das Unglück es wollte, in eine blutige Kataſtrophe. Ratatatum, Ratatatum, Ratatatum . . .

Ein wilder Jubel erfüllte ihn, als wenn er nun das innerſte Weſen ſeiner Liebe ganz begriffen, als wenn er nun alle Zweifel, alle Unſicherheit ganz überwunden hätte, als wenn er entſchuldigt und entledigt wäre aller ſeiner Vorwürfe und inneren Kämpfe.

Über weite, dämmernde Felder fahles Mondlicht. Matt

blinkend in verwischtem Silber da und dort ein Stern. Plötzlich ein schwärzerer Waldsaum, dann jäh abgerissen zu Ende. Weites, weites Feld, ganz öde. — Nur dunkle Schatten der Telegraphenstangen, die sich huschend verneigten. — Und nun in verschwommenen Umrissen steile Dächer — hellerleuchtete Fenster — vielleicht ein Wirtshaus — dann dunkle Häuser, eine ganze Reihe — da zu ebener Erde hinter trüben Scheiben noch ein Licht — dann ein Friedhof mit Kreuzen und wieder die unermeßliche Weite. Vorbei — dachte Grabaus. Wer wohnt dort? Menschen, die ich nie gesehn, noch je sehn werde. Trinkt, singt, flucht, schlaft — bald schlaft ihr ewig. Wie ist das Leben wirr! Ratatatum, ratatatum. Unaufhaltsam braust er dahin, der Zug unseres Lebens. Fortgerissen fliegen wir mit. Blind töricht, von schwülen Träumen unserer Begierden umhüllt. Und ehe wir's versehn, sind wir am Ziel. Aussteigen heißt es. So kurz ist die Spanne, und doch so wild unser Schreien nach Glück.

Er warf sich zurück. Was wäre ich, dachte er, wenn ich mich verschriebe den Mächten aus dunklen und sonst geschlossenen Tiefen und den Pakt löste, der mich an ewige Gewalten bindet. Sind sie dem Glück nachgejagt, die ich verehre? Glück oder Unglück, Genuß oder Verzicht — sind das nicht alles Dinge, die versinken, wenn ich nach hohen Zielen strebe?

Drei gute Stunden mochten die beiden abwechselnd gefahren und hinter dem kleinen Maultierwägelchen hergestiegen sein, in einer so unbarmherzigen und gradezu lächerlichen Sonnenglut, als wenn sie auf unnatürlich schnelle Weise zu Mohren gebrannt werden sollten. In ihrer Gesellschaft befand sich ein Botaniker aus Upsala, ein gottsjämmerliches Kerlchen mit einem Höcker auf der Brust und einem spitzen Kinn wie ein altes Mütterchen. Der hatte unterwegs, eine kurze Strecke hinter Waidbruck, ihr Mitleid und ihre Neugierde erregt, denn diese sonderbare Figur, die da die Straße hinankeuchte, war mit dem sonderbarsten Gepäck belastet. Auf der linken Seite trug er eine altmodische Reisetasche und rechts ein Futteral, das wie ein riesiges Aktenbündel aussah, sich hinterher aber als Pflanzenpresse herausstellte. Er fragte sie nach der Länge des Weges, und als sich ergab, daß er dasselbe Ziel hatte, luden die beiden ihn zum Einsteigen ein, was er nach einigem Sträuben annahm.

Gierige Schnaken umschwärmten die blutigen Weichen der Maultiere, die aufgeregt mit ihren Schwänzen peitschten, weißer Staub wirbelte unter ihren Füßen auf, in den braunen Felswänden schwänzelten behende Eidechsen, tief unten wand sich zwischen Wiesen und Rebengärten der glitzernde Eisack, bis dann die Straße nach einer großen Kehre neue Aussichten eröffnete auf nackte, erschreckend kühne Dolomitzacken.

Auf eine wehmütig singende Art erzählte der Botaniker von seinem Leben. Er war Konservator der naturwissenschaftlichen Sammlungen der Universität. Im Winter hauste er allein in den großen, leeren, nach Kamphor duftenden Sälen, wenn aber der Sommer kam, trieb er sich auf Wiesen und

Bergen umher und sammelte Blumen und Gräser. Übrigens stellte sich heraus, daß er glücklich war wie ein Bräutigam, der seine Braut sehn soll, denn die Regierung hatte ihm ein Reisestipendium ausgesetzt, womit er fast in einer Tour von Upsala bis nach Waidbruck gefahren war, um an den Abhängen des Schlern zu botanisieren. Nach seiner Schilderung war der Schlern das Dorado der Botaniker, es gab dort Pflanzen der seltensten Art. Besonders nach einer Orchidee stand sein Sinn, er meinte, wenn er nur diese fände, wäre seine ganze Reise bezahlt. Wolf, dem die phantastischen Wunderblumen vorschwebten, die man in den Schaufenstern großstädtischer Blumenläden sieht, war sehr enttäuscht, als er hörte, es sei ein unscheinbares, winziges Pflänzchen, kaum zu entdecken, wenn nicht sein starker Duft es verriete.

In Seis, wo sie den letzten Aufenthalt machten, hörten sie, das Badhaus von Ratzes sei so besetzt, daß, wer nicht vorher bestellt hätte, kein Zimmer mehr bekäme. Als Wolf davon dem Botaniker Mitteilung machte, meinte dieser sorglos, er würde alsdann die Nacht im Freien zubringen.

„Slafen werde ich doch nicht. Ich bin so munter, daß ich nicht slafen kann. — Und ich werde schon ein Plätzchen finden, wo ich nicht in den Abgrund falle."

„Aber erkälten werden Sie sich."

„O, ich denke nicht. Ich bin sehr abgehärtet. In Sweden habe ich das oft getan. Und die Nacht ist ja so sön. — Ist sie nicht sön?" fragte er in leis singendem Ton.

Grabaus schritt voran; aus seinen Haaren rann das salzige Wasser über die dunkelrote Stirn, netzte die Wimpern und biß in den Augen, die, geblendet von allzu viel Licht, ermattet von allzu viel Pracht, nun zu Boden schauten auf die

gleichmäßig vorwärts ſchießenden, grau beſtaubten Schuh. Halb wie im Traum ging er, ganz erfüllt von der Empfindung Marie Luiſens, die mit ihm ſprach, ihn umſchwebte in all den wechſelvollen Erſcheinungen aus vergangener Zeit. Und während er ihre Geſtalt ſah und ihre Stimme hörte, fühlte er ſich zugleich vor, daß ſie bald, in einer Stunde ſchon — was er jetzt kaum begreifen konnte — leibhaftig vor ihm ſtehn würde. Seine Hand würde ihre ſchlanke und weiche umpreſſen. Ihre hell aufleuchtenden Augen würden auf ihm ruhen und dieſe Woge von entzückter Freude über ihn ergießen, in der ſein Herz jedesmal zitternd emporſchnellte. Er würde unter den blonden Löckchen ihre weiße Stirn ſehn, und ihr Mund würde zu ihm ſprechen. Und er — was würde er antworten?

Immer wieder koſtete er alle Erregungen des Wiederſehens, indem die ungeduldige Sehnſucht ſeine müden Füße vorwärtstrieb, und eine dunkle Gewalt, die ſich bald gab als Sorge um ihr Wohl, bald als Ahnung einer Enttäuſchung, die aber im Grund Furcht vor etwas im eigenen Innern war, ſie zugleich hemmte.

Als er nach einer Weile aufſchaute, hatte das grelle Licht einen milden, roſigen Ton angenommen, der den Augen wohltat. Die ſchwarzgrünen Tannenwände, die zerklüfteten Felſen, die gequollenen Wolkenkiſſen am Himmelsrand waren davon überhaucht. Und vor Grabaus ſtaunenden Augen begann nun das Schauſpiel des Sonnenuntergangs, ein immer feurigeres Leuchten und Flammen, worin Waldwände, Felſen und der halbe Himmel zerſchmolzen. Es war wie ein ungeheures Fieber, das über dem Antlitz der Erde glühte und ſeine Freudenfackeln auch in dem Wanderer entzündete. Dann während von irgendwoher eiſige Schauer ſeinen Rücken ſtreiften, be-

gann das Feuer zu verglimmen. In die Ströme von Scharlach und Purpur mischten sich bläuliche und violette Todesfarben. Heimliche Angst und leises Frösteln begleiteten dies allmähliche Entfärben, dies sachte Sterben. Und danach wurde es grau und dunkel . . . grau, dunkel und leer wie nach jedem heißen Gefühl.

Doch über ein Weilchen kam etwas noch Schöneres: die Nacht mit ihrem Silberschimmern und Flimmern bis in letzte Himmelsfernen, mit ihrem Würzgeruch, ihrer milden Kühle, mit der tiefen, tiefen Stille, die das Knirschen der Räder und dann und wann ein halblautes Wort der beiden hinter dem Wagen nur noch fühlbarer machten. Und Grabaus schritt dahin, weder ungeduldig noch furchtsam, sondern von diesem nächtlichen Frieden gleichsam zu den Sternen entrückt.

Da, eine letzte Steigung; dicht vor ihm stand das kleine Badhaus mit seiner hell erleuchteten Veranda. Während sein Geist aus weiten Himmelsräumen zurückhastete, vernahm er die wohlbekannte Stimme des Majors — und mit einem Mal war er ganz bei sich selbst. Im Eingang unter der Hotellampe wartete Marie Luise, die dem Ankommenden ihre Hand entgegenstreckte. Er trat auf sie zu, aus dem Dunkel ins Helle, geblendet, unfähig ein Wort zu sagen, und als er ihre Hand hielt, schlugen heiße und stürmische Wellen über ihm zusammen. Nun eilte auch Wolf herbei, der seiner Schwester einen Kuß gab, und der Major sagte:

„Siehst du, Kind, der Wagen ist nicht abgestürzt, die Stränge sind nicht zerrissen. Pünktlich auf die Minute sind sie angekommen."

„Hast du denn das gefürchtet?" fragte Wolf.

„Nur weil ich mich zu sehr freute," erwiderte Marie Luise.

Als die beiden nun nach einigen Augenblicken an den Wagen traten, um ihr kleines Gepäck herauszunehmen, gewahrten sie auch den Botaniker, der bescheiden auf der Straße stehn geblieben war. Sie luden ihn ein, doch hereinzukommen, es würde schon noch ein Bett aufzutreiben sein, aber er ließ sich nicht halten. Nachdem er sich für die Fahrt bedankt und Wolf seine Visitenkarte in die Hand gedrückt hatte, zog er mit seiner lächerlichen Reisetasche über der linken und der ungeheuren Pflanzenpresse über der rechten Schulter vergnügt wie ein junger Bräutigam die Straße weiter, die zu den dunkel dämmernden Bergen hinanführte. Er war schon verschwunden, während die beiden ihm noch mehrmals „Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!" nachriefen.

Nachdem sie sich dann auf ihren Zimmern, die schmal, weiß gekalkt, kahl und ein wenig feucht, Klosterzellen sehr ähnlich waren, schnell gewaschen hatten, trafen sich alle wieder auf der Veranda. Sie saßen um ein rundes Tischchen, auf dem das Porzellan kaum Platz hatte. Die übrige Hotelgesellschaft war im Speisesaal nebenan versammelt. Der Major machte einen aufrichtig glücklichen Eindruck. Er freute sich still am Glück der andern. Wolf war begeistert und hungrig. Zuerst erklärte er nichts essen zu können. Keinen Bissen! Er wäre satt vom Sehen. Er sprach von den Bergen, vom Sonnenuntergang. Und da er die rechten Worte nicht fand, schüttelte er den Kopf, als sollten sie dadurch herausfallen.

„Unerhört! — Nein, wirklich, Lise, unerhört! Man möchte — irgend was ganz Kolossales möchte man tun. Ich glaube, es könnte einer todkrank sein, wenn er das sähe, würde er das Sterben vergessen."

„Aber du mußt doch was eſſen, Junge,“ ſagte ſeine Schweſter und legte ihm ein Stück Fleiſch auf den Teller.

„Ich kann nicht, Liſe, — wahrhaftig nicht. — Höchſtens trinken — — Gott, und dieſer Wein koſtet vierzig Kreuzer das Liter.“

Aber mit dem erſten Biſſen, den er gegeſſen, ſchienen ſeine Kräfte zu wachſen, und bald verſtummte er gänzlich. Nun ſprach Marie Luiſe faſt allein. Sie fragte Grabaus nach Frau und Kindern, erzählte von dem Leben hier im Hotel, beſchrieb mehrere beſonders komiſche Gäſte. Sie ſprach voll erregter Freude, heiter, witzig, daß alle vor Vergnügen lachten. Als ihr Mann ſie mahnte, ſich zu ſchonen, damit ſie nicht heiſer würde, ſagte ſie: „Ach quitſchiquatſchi, heute werd ich nicht heiſer.“

Ihre leicht gebräunten Wangen glühten, das Blau ihrer Augenſterne ſchwamm auf glänzendem Grund. Immer und immer mußte Grabaus ſie anſtaunen. Pfeilſcharf ſchoſſen die Eindrücke in ſein geſpanntes Herz. Wie gut der ſteiriſche Hut ihr ſtand mit der zitternden Flaumfeder, das ſtraffe Jäckchen über der getüpfelten Seidenbluſe. Wie ſie blühte! Als hätte ſie nie gelitten, als käme ſie eben von ſonnigen Almen herunter. Wie ſchön, wie ſchön — ſo ganz anders, als er ſie verlaſſen. Eine unſinnige, unfaßbare Freude ergriff ihn, vier lange Wochen mit ihr verleben zu dürfen. Ebenſo fröhlich zu ſein wie ſie. . . Aber als ſie dann plötzlich leicht hüſtelte und heimlich, doch von ihm bemerkt, etwas in den Mund nahm, irgend ein Huſtenmittel, fluteten dunkle Furchtvorſtellungen über ihn herein.

Die Table d'hote war beendigt. Einige Gäſte waren auf die Veranda gekommen. Es fanden Begrüßungen ſtatt. Als

die vier wieder unter ſich waren, war die Stimmung ruhiger geworden. Marie Luiſe hatte einen Schal umgetan. Ein leiſes Feuer inneren Glücks ſchien in ihr zu glühn, während ſie mit ſtillem Lächeln Grabaus anſah. Und was vorhin wie glänzendes Gefunkel auf dahinſprühenden Kaskaden geſchimmert hatte, leuchtete nun tiefer und eindringlicher aus ihrem ruhigen, verklärten Antlitz.

Schlag zehn ging ſie zu Bett. Nachdem der Major, der ſie hinaufgebracht hatte, zurückgekehrt war, nahmen die drei wieder Platz. Schweigend ſaßen ſie, und ihr Sinnen beſchäftigte ſich mit der Fortgegangenen. Alles kann noch gut werden, dachte der Major. Jetzt, wo er geſunder war, fühlte er ſich auch mutiger und ſchenkte freudiger den Worten Marie Luiſens Glauben: daß ihr Glück, ihrer Seele dauernder Frieden bei ihm ſei. . . Grabaus hatte den Kopf aufgeſtützt, und wie er ſo den Major anſah, ſtieg mit aller Macht eines plötzlich lebendig werdenden Gefühls ihm das Bewußtſein auf, daß er dieſen Mann liebte und verehrte wie kaum einen Menſchen auf der Welt, der doch das Hindernis ſeines Glücks war. Warum? Er ſah die ſchwerfällige und ſchon welke Hand, das ſchneeweiße Haar, auch der Schnurrbart war jetzt ergraut — und wieder ergriff ihn der Gedanke: ihr Vater, nicht ihr Mann. Wäre es unrecht, ihn zu bitten: ‚gib ſie mir?‘ . . . Wenn wir Menſchen natürlichen Empfindungen folgten, ſtatt törichten Satzungen, dann würde ich ihm nichts rauben, dachte er, hörte aber zugleich eine raunende Gegenſtimme: glaub ihm nicht! . . . Ich werde tun, was ſie will — was für ſie gut iſt, beſchloß er. Und dabei fühlte er Ruhe. Wolf aber hatte ſich zurückgelehnt, und während noch ſeiner Schweſter fröhliches Lachen in ihm nachklang, erinnerte er ſich der ſchrecklichen Stunde

von damals und dachte zugleich: welch ein Wahnsinn meine Furcht! Was sie tut, muß ja gut sein. Mit der Leuchtkraft seiner jungen Seele, die alles Dunkle in Helles verwandelte, gab er sich ganz der Freude hin, diese beiden ihm so lieben Menschen wieder vereint zu sehen, und sagte:

„Wer hätte das wohl vor einem Vierteljahr gedacht, daß wir hier so vergnügt und gesund zusammensitzen würden!“

„Ja — das hätte man freilich nicht denken können,“ erwiderte der Major und wandte sich dann an Grabaus: „Wie finden Sie meine Frau?“

„Ich finde, sie hat sich sehr erholt.“

„Ach, sie sieht überhaupt viel wohler aus als vor ihrer Krankheit,“ sagte Wolf enthusiastisch. „Was für runde Backen sie bekommen hat und so gute Farben! Von ihrem Lungenkatarrh ist doch nichts mehr übrig?“

„So schnell verheilt der doch nicht! Aber gebessert hat sie sich wirklich. Zuerst wollte es gar nicht recht gehen; da war sie von einer beängstigenden Ruhelosigkeit, daß ich schon glaubte, die Lage hier wäre ihr zu hoch. Aber seit vierzehn Tagen ist eine entschiedene Wendung eingetreten. Freilich schonen muß sie sich noch immer und — vor allem Aufregungen vermeiden.“

Grabaus sah auf. Wie mit leisem Finger pochte dies Wort ihm ans Herz, das sich vornahm, es nie zu vergessen. Aufmerksam blickte er den Major an, der fortfuhr:

„Aber es freut mich, daß ihr da seid, denn ihr habt ihr doch sehr gefehlt. Unter all den Fremden fühlte sie sich manchmal recht einsam.“

„Aber zu Melancholie neigt sie doch jetzt nicht mehr?“ fragte Wolf.

„Gottlob, längst nicht mehr so wie damals. Nur ist ihre Fröhlichkeit nicht grade robuster Natur. Ja, das ist merkwürdig, wie viel Gäste mir schon von ihr gesagt haben: ‚Ihre sonnige Frau!‘ Aber sie ist eine Natur, die auch viel Sonne nötig hat. Überhaupt, wie die Menschen sich eigentlich in ihr täuschen. Alle schließen sich so fabelhaft leicht an sie an. Was hat man ihr hier nicht schon alles für Herzens- und Familiengeheimnisse anvertraut! Aber sie öffnet sich eigentlich nur ganz wenigen Menschen, mit denen sie lange vertraut ist. Deshalb freut es mich, daß ihr gekommen seid, denn dadurch hat sie doch ein Stückchen Heimat mehr um sich.“

Wolf erhob sein Glas:

„Weißt du, Bernhard, wir wollen mal auf ihr Wohl trinken! Nicht wahr, Heinrich? Daß sie hier ganz gesund wird und eine recht, recht glückliche Zeit hier verlebt.“

„Das wollen wir, mein Junge.“

„Denn ihr Glück ist ja unser aller Glück,“ sagte Grabaus leise. Der Major schenkte ein, und sie stießen an. Aber ehe sie tranken, zögerte jeder noch ein wenig und formte aus treusorgender Liebe einen inbrünstigen Wunsch. Gesundheit wünschte ihr Wolf, Gesundheit und Frieden der Seele ihr Mann, Grabaus aber dachte mit aller Kraft seines Herzens: Nicht mein Glück, sondern deines! Dann tranken sie und fühlten sich alle ernst und feierlich gestimmt, aber auch hoffnungsvoll und froh, von einem Gefühl gehoben, als hätten sie nun Marie Luisens Schicksal aus aller Not errettet und ihr Glück gewissermaßen besiegelt.

Marie Luise aber lag in diesem Augenblick noch wach in ihrem Bett. Halb aufgerichtet starrte sie mit übergroßen Augen in das kleine Licht der Stearinkerze. Endlos verschlun-

gen und verworren war der immer schnellere Flug ihrer Gedanken gewesen, die wie Nachtvögel um eine Flamme um das Eine gekreist und von dem Einen wieder ins Dunkel fortgejagt waren. Endlich aber wie ein letztes Nein auf flehentliche Bitten schüttelte sie stumm das Haupt, richtete sich höher und dann, während ein jähes Erschrecken über ihre erschöpften Züge schauerte und ihre Augen wie unter einem körperlichen Schmerz sich hastig hintereinander schlossen und öffneten, löschte sie das Licht aus.

Die Tage, die nun kamen, waren für Grabaus wohl die schönsten seines Lebens. Fröhlich und leicht wie die klaren Bergwässer eilte sein Blut den vorgeschriebenen Lauf, ein makelloser Himmel blaute über seiner Seele, darin kühne, hoffnungsreiche Gebilde wuchsen, die ein Abdruck zu sein schienen der Gebirgswelt vor seinen Augen.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend waren die vier im Freien. Sie speisten nicht mit der übrigen Gesellschaft in dem niedrigen, dumpfen Saal, sondern auf der Veranda, wo sie auch abends noch saßen, Marie Luise eingehüllt in einen wärmenden Lodenmantel, und ihnen die Stunden verflogen, schweigend oder in traulichem Gespräch, während das dumpfe Rauschen des Frötschbaches unter ihnen und die silberfunkelnden Sterne über ihnen ihre Seelen zu einer dunkelhellen, ahnungsvoll fröhlichen Harmonie stimmten.

An jedem Morgen aber unternahmen sie herrliche Spaziergänge. Schier unerschöpflich war der Reichtum der Wege und der wechselnden Bilder. Der Major hatte seine aus früheſter

Jugend herrührenden geologischen Studien mit neu erwachtem Eifer wieder aufgenommen und war ein großer Mineraliensammler geworden. Wolf aber betrieb mit dem ganzen Feuer des frisch entfachten Interesses botanische Studien. Der bucklige Schwede hatte es ihm angetan. Zuerst hatte er ihn — wie er den andern erzählte — für einen höchst verdächtigen, unsympathischen Gesellen gehalten, dann ihn wegen seiner abschreckenden Häßlichkeit bemitleiden müssen, sein endgültiger Eindruck aber war gewesen, daß er einer der glücklichsten und zufriedensten Menschen sei. „Denn," — meinte Wolf — „die Natur betrügt einen nie. Enttäuscht kann nur werden, wer sein Wohl und Wehe von den Menschen abhängig macht." Als er nun in der Bücherssammlung des Hotels eine Beschreibung der alpinen Pflanzenwelt entdeckte, führte er diese immer mit sich und stellte den Blumen nicht weniger nach als der Major den Mineralien. Und es dauerte nicht lange, da entspann sich zwischen dem Verehrer der anorganischen und dem der organischen Welt ein förmlicher Wettstreit. Wenn der Major von den erstaunlichen Veränderungen schwärmte, die unser Planet im Lauf ungezählter Jahrmillionen durchgemacht hatte, wenn der Fund eines versteinerten Haifischzahnes, der bewies, daß über diesen zum Himmel ragenden Zacken und Zinnen einst das Meer gerauscht hatte, ihm Ausdrücke andächtiger Bewunderung entlockte, so ereiferte sich Wolf leidenschaftlich für den künstlerischen Schönheitssinn der Natur, die auch an ihren winzigsten Schöpfungen so viel Farbenpracht verschwendete und in der unscheinbaren Blüte ein reizvolles ornamentales Gebilde erkennen ließ. Marie Luise und Grabaus aber teilten ihre Sympathie unparteiisch zwischen beide, folgten bald den Spuren des Majors in die Felsgründe und freuten sich über jedes Stückchen Kristall,

ıs sie loshackten, um sich dann willig von Wolf herbeilocken
ı lassen, der wie eine Gemse die steilsten Hänge hinaufge-
eitert war und ein kaum sichtbares Pflänzchen hochhaltend
it Triumphgeschrei dessen hochtrabenden lateinischen Namen
:rkündete.

Am liebsten aber saßen die beiden beisammen auf den
ılbrauhen Steinplatten oder auf weichem Moos unter den
ırzduftenden Tannen, durch die der Himmel so tiefblau leuch-
te. Marie Luise hatte ihn gebeten, ihr aus seinem neuen
uch vorzulesen, und als er einmal unzufrieden meinte: wie es
oischen vier engen Wänden eines Studierzimmers geschrieben
i, müsse es auch gelesen werden, erwiderte sie lebhaft:

„Nein, grade hier, wo alles scheinbar wild und doch in
otwendiger Ordnung einen umgibt, empfinde ich, wie viel
eben und notwendiges Sein davon ausströmt."

Er war ihr dankbar für dieses Lob, das ihn mehr freute
s alle schmeichelhaften Briefe der Professoren.

Auch andere Bücher lasen sie, und aus dem schöneren,
:icheren Leben, das ihnen daraus entgegensprach, empfanden
e ihr eigenes Dasein erhöht und bereichert. Heller trat ihnen
ie Zukunft entgegen. In Grabaus regte sich wieder das Hoch-
:fühl von einst, der mutvolle Glaube und die Lust, durch die
raft seines Wortes Menschen zu gewinnen und aufzurichten.
)och wenn sie dann genug gelesen und geplaudert hatten,
ßen sie ganz still und gaben sich dem Strom hin, der von
nem zum andern ging, dem Strom einer süßen und lauteren
reude. Und oft, während Grabaus über Marie Luise hin-
eg ins Weite schaute, wurde er von tiefem Staunen ergriffen,
enn er sich der allnächtlichen Gedanken erinnerte, der dumpfen
eklommenheit, des ruhelosen Haderns, wie unbegreiflich neu,

wunschlos und rein sein Gefühl zu der Geliebten war: so viel Süßigkeit und Entzücken, so viel schwärmerische Inbrunst, die sich doch ganz verwebte mit der friedvollen Freude am Himmelsblau, am lieblichen Tal, an den fern funkelnden Schneebergen.

In schroffen Zacken erhob sich das rötliche Gestein des Schlern mit den tiefen Gründen dazwischen. Zu ihren Füßen blühten farbensatte Blumen. Ein reiner Luftstrom wehte von den grünen Matten der Seiser Alm. So ruhten die beiden aus, von der Sonne bis ins Innerste durchströmt, während kleine Käfer sie umschwirrten. Unaussprechliches Wohlsein erfüllte sie. Was gewesen war, was sein würde, lag so fern, so fern hinter den blau verdämmernden Höhen. Fraglos und klaglos genossen sie das Glück der vergänglichen Stunde inmitten der ewigen Felsen, inmitten der Blumen, die heute so heiter blühten und morgen welkten.

Eines Abends bekam Grabaus einen langen Brief von seiner Frau. Wenn er deren Handschrift auf einem Kuvert sah, wurde er immer von Unruhe und Unbehagen ergriffen. Er überflog nur kurz die erste Seite, bis er sah, daß es allen gut ging.

Erst vor dem Schlafengehn las er den Brief ausführlich. Für ihr Temperament schrieb Frau Konstanze recht vergnügt. Ihre Schwester befand sich bei ihr zu Besuch, mit der sie zusammen auf einem sehr netten Damenkaffee gewesen war. Über die getrockneten Blumen hatten sich die Kinder sehr gefreut, aber daß er dem Buben eine Steinsammlung versprochen hatte, war sehr verkehrt gewesen. Nun steckte er jeden schmutzigen Stein von der Straße in seine Tasche, wie er, leider Gottes, überhaupt eine Vorliebe für den Schmutz besaß. Die Ausdrücke, die er manchmal brauchte, waren einfach nicht zu wie-

derholen. Auch wurde er alle Tage ungezogener. Es war höchste Zeit, daß ihm der Eigensinn gründlich ausgetrieben wurde. — Der Rest des Briefes bestand aus ziemlich bösen Klatschgeschichten, welche die beiden Damen auf dem Kaffee gesammelt hatten.

Obwohl diese Mitteilungen durchaus nicht beunruhigender Natur waren, erregten sie Grabaus doch sehr. Es war, als wenn aus der Ferne sich wieder eine lange Hand nach ihm ausgestreckt hätte, um ihn an seine Lage zu erinnern: wie er entfremdet und doch mit tausend Wurzeln gebunden war. Hinter den lockenden und liebenden Gesichtern seiner Kinder erblickte er seine Frau. Nicht bloß war ihr gegenüber all sein Gefühl erloschen, sondern der Gedanke an sie flößte ihm Grauen ein, erweckte die Erinnerung an furchtbare und erniedrigende Stunden. Und doch war sie die Mutter seiner Kinder, die ihr gehörten so gut wie ihm. Es zog ihn dorthin zurück und trieb ihn von dort fort. Sorgende Liebe und dunkles Schuldgefühl, Verantwortlichkeit und Sehnsucht mischten sich mit Kälte und unüberwindlichem Grauen.

Unruherfüllt stand er auf und setzte sich ans Fenster. Am feuchten Himmel schimmerte kein Stern, unbeweglich und seltsam lau war die Luft. Aus der Tiefe donnerte das Rauschen des Baches an sein Ohr. Und dumpf tosend klang dazu das Schäumen der in seinem Innern widereinander arbeitenden Kräfte, die wie der Bach tagsüber scheinbar schwiegen, in Wahrheit aber unaufhörlich rauschten und tosten und ihr dunkel wühlendes Werk verrichteten.

Am nächsten Morgen, der von schwerer, windstiller Schwüle war, machten die vier einen Spaziergang zur Ruine Hauenstein, dem Stammsitz des Minnesängers Oswald Wolkenstein, der

hier von seinen Fahrten ins Morgenland, seinen Turnieren und Liebeshändeln ausgeruht hatte.

Sie lagerten sich in der Nähe des verwitterten Gemäuers, am Rand eines von verblühten Alpenrosen überwachsenen Hanges. Ihnen gegenüber wölbte sich der Ritten mit seinen zerstreuten weißen Villen, und den Talabschluß bildeten über dem Mendelrücken die in düsterem Violett ruhenden Leiber des Ortlers und der Presanella. Mit schläfriger Stimme las Wolf, ohne daß jemand recht zuhörte, aus einer alten Beschreibung der Gegend vor, was über die Schicksale des ritterlichen Sängers darin stand, der noch vor dem Ende seiner Tage viel Leid durch Minne hatte erfahren müssen, indem die erkorene Herrin, seine Verwandte noch dazu, ihn wegen eines Erbschaftsstreits aus seiner Burg gelockt und lange Zeit in einem Verließ hatte schmachten lassen, und fügte dann noch einige Gedichte, die als Proben seiner Kunst ebenfalls angeführt waren, hinzu.

„Wie hieß das letzte? fragte Marie Luise plötzlich und beugte sich über das Buch, indem sie ihre Hand auf die Schulter ihres Bruders legte. Dann sagte sie mit einer leisen und fernherklingenden Stimme:

„Vögelein mit leichtem Sinn
Singe meiner Königin,
Wie ich ihr ergeben bin.
Wie mir schon ins Herze lacht
Unsere nächste Liebesnacht."

„Ist das nicht wunderhübsch?" wandte sie sich an Grabaus.

„Ja, wunderhübsch!" entgegnete dieser lächelnd und hatte das Gefühl, als wäre wirklich ein kleines Vöglein vorüberge-

attert, das im fröhlichen Flug all seine traurig gefesselten Gedanken mit fortnahm.

„Aber bitter hat's der arme Kerl büßen müssen," meinte er Major. „So ein feuchtes Verließ war sicherlich eine heußliche Brutstätte für Gicht und Podagra."

„Nun dafür ist er auch glücklich gewesen," erwiderte Marie uise.

„Famos ist das! Das muß ich auswendig lernen," sagte olf begeistert, und als sie dann bald den Heimweg antraten, ng er, felsauf, felsab springend:

„Wie mir schon ins Herze lacht
Unsere nächste Liebesnacht."

Während des Essens brach ein mächtiges Gewitter los, s alle ans Haus fesselte. Aber Grabaus machte trotz Regen d Sturm einen langen Spaziergang. Ihn freute das Sausen s Windes, das Rauschen und Knirschen der gepeitschten annen, das Gießen der Wasserfluten, die ihn bis auf die aut durchnäßten. Während braune Bäche von den Halden ürzten und Schutt und Schlamm mit sich rissen, dachte er, möchte auch so der drückende Unmut und die schwarze orge von seiner Seele gewaschen werden. Und wirklich wurde m ein wenig wohler und leichter zumut. Doch in allem turm, im Knattern und Grollen des Donners klang das eine Lied in ihm fort — dieses Lied aus einer andern, eien, fröhlichen Welt. Wie eine Sturmschwalbe wiegte es h über den aufgewühlten Tiefen seiner Seele, mit zwitschern- m Lachen, sehnsüchtig lockend. Als er nach Hause kam, war der alten Kümmernisse ledig und wurde von neuen bedrängt.

Dem grauen Abend folgte eine stürmische Nacht und ein

noch grauerer Morgen. Nach dem Tee, den man nachmittags auf Marie Luisens Zimmer genommen hatte, begaben der Major und Wolf sich wieder an ihre Arbeit. Sie waren dem schlechten Wetter noch nicht mal so gram, da sie dadurch Zeit fanden, ihre Schätze zu ordnen.

Den schwachen Duft von verbranntem Spiritus und Tee durchdrang das kräftigere Arom frischer Waldblätter, das einem großen Strauß dunkelblauer Enziane entströmte. Stumm saßen die beiden Zurückgebliebenen, als wenn einer vom andern erwartete, daß er das traurige Schweigen unterbräche. Mit flüchtigem und wie im Raub getanen Blick betrachtete Grabaus von Zeit zu Zeit Marie Luise, deren schwermutsvolle Erscheinung ihm unsäglich schön, aber auch unnahbar und beinah fremd vorkam. Die er sonst in fußfreiem Rock, auf den zurückgestrichenen Locken das sorglose Jägerhütchen, oder in hellen, zum Sommerglanz gestimmten Toiletten zu sehn gewohnt war, trug heute ein dunkles Kleid, das, in welligen Stoffhügeln vom Boden emporsteigend, ihrer Gestalt eine hoheitsvolle Schlankheit verlieh und ihre aus leichten Schatten hervortretenden Züge zarter und blasser erscheinen ließ. Wenn ihre Augen ihn dann fragend trafen, wandte er sich ab und blickte auf die Landschaft draußen. Es regnete stetig fort. In kurzen Zwischenräumen stiebte ein feiner Schauer gegen die Scheiben, ohne daß er die Tropfen gewahrte. Aber die Nebelschleier sah er, die langsamer als Schnecken in seltsamen Gespinsten die schwarz starrenden Tannen umkrochen und den grauen Hauch, der über der Wiese braute wie frierender Atem zur Winterzeit.

Dann fuhr er sich über die Stirn, als wenn er einen Gedanken suchte, den er aussprechen könnte, aber unaussprech-

ch war das Gefühl einer zehrenden Traurigkeit, das aus ngem Fröſteln vor zukünftigen Dingen und heiß quillender ehnſucht vereint war, das von draußen zu kommen ſchien nd von dem Anblick der dunklen, ſchwermütig ſchönen Ge- alt. Als dann endlich Marie Luiſe ein Wort fallen ließ, hrak er leiſe zuſammen.

„Woran ich denke? — Man kann nicht immer für ſeine edanken, nur ſoll man ſie dann nicht ausſprechen,“ erwiderte : mit gepreßter und leicht vibrierender Stimme. „Und u?“

„Ich bin verſtimmt. Das Wetter macht mich traurig. ag mir was Gutes, Heinrich, damit ich wieder Mut bekomme.“

Er ſchritt auf dem ſchmalen Teppich, der von ihrem Lehn- ſſel bis zu ſeinem reichte, auf und ab und ſagte dann, bei r ſtehn bleibend:

„Man ſollte es wie die Tiere draußen machen, die Ei- chſen, die Käfer, die haben ſich alle in ihre Felslöcher ver- ochen und warten geduldig ab, bis der Regen aufhört.“

„Meinſt du, die wären nicht traurig?“

„Nicht ſo wie wir. Die denken nicht an die Zukunft und iden nicht unter Schmerzen, die erſt noch kommen.“

„Woher weißt du, daß ich an die Zukunft dachte?“

„Ich dachte daran.“

„Deine Zukunft iſt doch nicht traurig.“

Er antwortete nicht, ging wieder ſtumm auf und ab, blieb er nach einer Weile ſtehn und betrachtete grübelnd ihr Haar, ie ſchweren blonden Flechten und die lockere Wirrnis. Ihm ar, als ſöge er einen ganz feinen, ſüßen Duft in ſich ein. chmerzvoll ſchloß er die Augen und trat dann ſich aufraffend n den Tiſch, wo er ein Buch ergriff: den Taſſo.

„Man muß den Mühlsteinen Korn geben, sonst zermahlen sie sich selbst. — Hast du Lust?“

„Lies nur!“

Er begann, wo sie den Tag vorher geschlossen hatten, mit der Szene, in der Leonore Sanvitale die Prinzessin beredet, den Dichter fortreisen zu lassen.

„Was für falsche Vorstellungen einem doch auf der Schule beigebracht werden!“ sagte Marie Luise. „Nach der Schilderung unserer Lehrerin war die Sanvitale eine edle, hochherzige Frau. Eine Ahnung ihres eigentlichen Wesens ist mir erst aufgegangen, als ich den Tasso zum ersten Mal auf dem Theater sah. Aber da hatte ich mich so in die Vorstellung eingelebt, daß ich mich kaum von ihr trennen konnte. — Ach, aber was gibt man nicht alles auf!“

Grabaus legte das Buch aus der Hand und sah sie fragend an.

„Mir fällt so vieles ein von früher. Was für Wandlungen ich durchgemacht habe. Wie ich glaubte, mich von gewissen Vorstellungen gar nicht trennen zu können, von denen ich mich doch schon getrennt hatte. Wie ich vor dem Neuen zurückschrak, während es mich doch längst ergriffen hatte. Es ist, als wenn man sich fürchtet in einen Abgrund zu stürzen, aber während man sich noch fürchtet, liegt man bereits unten auf dem Grund. So war es mit meinen religiösen Zweifeln — mit dem ersten Buch von Ibsen, das ich las — und —“

„Und? — Erzähl doch! Es ist so gut, wenn du sprichst.“

Sie schüttelte den Kopf, mit leisem, versonnenen Lächeln.

„Was sind all die Wandlungen gegen die eine?! Wenn mir die einer prophezeit hätte —“

„Welche Wandlung?“

Sie hörte ihn nicht. Verklungene Worte tönten in ihr, rgangene Gefühle durchrannen sie bangschauernd, während e aufgerichtet dasaß in der grauen Dämmerung des Zimmers, it weit offenen Augen, die den leichten Tränenschleier glän- nd durchstrahlten, umspielt von einem Lächeln voll Glück und chmerz, in solcher Schönheit, daß er lange Zeit nicht wagte, e anzureden, und es doch nicht lassen konnte, sich ihr zu nahn.

„Was war die Wandlung? — Sag mir's!"

Da streckte sie ihm gütig die Hand hin.

„Die Liebe zu dir, du Lieber! Du warst der tiefe, tiefste bgrund."

Sie drückte ihm liebkosend die Hand und drängte ihn nn leise von sich.

„Lies weiter, Heinrich! Lies!"

Er schlug das Buch auf, das er dann aber mit unwill- rlicher Bewegung von sich stieß.

„Ich kann nicht."

Er schritt zum Fenster und blieb dort versunken stehn, s sie neben ihn trat.

„Was hast du?"

„Was ich habe? — An das Lied muß ich denken."

„An welches Lied?"

Er sah sie an, sah ihr in die Augen, und ihre Brauen tterten leise, als sie ihn verstand.

„An den, der's gemacht hat. An den, der's gelebt hat. n all die Glücklichen muß ich denken."

„Heinrich, wir wollen weiterlesen. Komm!"

„Ich mag nicht lesen. Ich hab einen Ekel vor allen üchern."

„Ist das wirklich?"

„Ja, was soll ich mit Büchern?!“

„Weißt du, was ich oft gedacht habe — aber ich habe es nie geglaubt, denn es wäre ja schrecklich — daß du dich verändert hast — daß du arm geworden bist gegen früher.“

„Arm geworden?“

„Ja. Früher da tratst du mir entgegen wie ein ganz starker, einheitlicher Mensch, wie ein Mensch aus einer andern Welt, den eine unverlierbare Freundesschar umgibt, den alles, was die andern trifft, alles Glück und Unglück nicht treffen kann, nicht im Innersten wenigstens. Aber nun kommst du mir vor, als hättest du die Freunde von dir gestoßen und damit auch alles Starke und Große, als wärst du arm geworden und haltlos und —“

„Ich will dir sagen, Marie Luise, wie es um meine Armut bestellt ist. Früher — eh ich dich kannte — da war mein Leben so eine blasse, stille Nacht, erleuchtet von tausend Sternen. Nun aber ist mir die Sonne aufgegangen, und die Sterne, die sind — ich weiß nicht, wo?“

„O, dann wollt ich, es wäre wieder Nacht!“

„Ich habe das Gefühl, als hätt ich ein Schattendasein geführt und mit Schattenwesen gelebt. Erst durch dich habe ich sehn gelernt, habe ich gelernt, wie schön die Welt ist. — Jetzt im Augenblick, da bin ich vielleicht arm. Weil mir das einzige fehlt, was allem Wert gibt. Aber mit dir wäre ich reich. Warum kann das nicht sein? Warum —“

Da fiel ihm sein Versprechen ein, und er brach ab, so wie er oft nachts die rasenden Gedanken jäh unterbrochen und zum Stillstand gebracht hatte. Er setzte sich wieder auf den Stuhl und schaute, während die aufstützende Hand seine Augen beschattete, grüblerisch in sich hinein. Was hatte sie gesagt?

Er sei arm geworden. — Er hatte es selbst so oft gefühlt. Aber sein Verstand, der graue, nüchterne, alte Verstand, der unbeirrbar auf alles chaotische Treiben seines Herzens hinabblickte, hatte ihm dann immer geantwortet, daß alles wiederkommen würde, was er verloren hatte. Er würde weiterleben und weiterstreben. Nur freilich — daß der hochgestimmte Mut von einst, die fröhliche Menschenliebe, das klingende Sehnen und Hoffen auf etwas in der Ferne Verheißungsvolles, nur freilich, daß alles dies sich wandeln würde zu wermutbitterem Gram, zum bohrenden Geschwür, das nie tötet, aber auch nie verheilt. Und wenn nach mühselig und bis zur Erschöpfung verbrachtem Tag der Abend kam — — Während er die Augen schloß, war er der augenblicklichen Umgebung entrückt, hatte das Gefühl an seinem Schreibtisch zu sitzen: hinter ihm lasteten die gewaltigen Bücherregale, und draußen graute ein düsterer nordischer Regenabend. Die Einsamkeit tat ihm weh, ihn verlangte nach einem menschlichen Laut. Er stand auf, näherte sich der Tür, legte die Hand auf die Klinke und wagte doch nicht, sie zu öffnen, wagte nicht einzutreten in das Zimmer nebenan, in dem sich seine Frau befand. Die Hand sank, sein verlorener Blick irrte umher, bis er auf einem Bild an der Wand haftete — dem Bild Marie Luisens. Es hing zwischen denen von Lessing, Shakespeare, Kant, zwischen denen der ‚Freunde', der toten Schatten, eine Tote, ein Schatten auch sie ...

Ihn fror, während er dies auskostete, und ihm war, als wenn flammende Holzscheite in Asche versänken. Dann besann er sich und schaute auf. Marie Luise hatte sich am Fenster umgewandt. Ihre schwarze Gestalt zerfloß jetzt fast mit dem umgebenden Dunkel, aber desto blasser trat, vom fahlen Licht draußen seitlich erhellt, ihr Gesicht hervor, auf das ein gram-

verſunkenes Sinnen ſeine herben Falten legte. Er erhob ſich, näherte ſich ihr langſam und ergriff ihre Hand.

„Sei nicht böſe, wenn ich dir weh getan habe. Ich wollte dieſen traurigen Tag nicht noch trauriger machen. — Ich weiß ja, es kann nicht ſein. Denn — der Grund liegt ja nicht in den Umſtänden, nicht in deinem Mann, nicht in meiner Ehe. In dir ſelbſt liegt er, daß du ſo biſt, wie du biſt. Seitdem ich dich erkannt habe, da bin ich im tiefſten Herzen ganz ruhig geworden, wenn auch oben noch die Wünſche toben und aufbegehren. — Sieh, was mir dein Bruder von dir erzählte, iſt mir nun klar geworden: daß du wunſchlos biſt. Ja, du gehörſt wirklich in die andere Welt, in der ich war, und in die ich auch zurückkommen werde. Daß wir uns eins fühlen, iſt dir genug. Und was ich einmal ſagte, — und damals glaubte ich es auch — die Wirklichkeit ſei nichts, wenn man nur glauben dürfte, ein Glück zu beſitzen: auf dich trifft das zu. Und ich war ungerecht und undankbar, daß ich, als du mir ſagteſt, deine Seele gehörte mir, daß ich da. ... Aber du weißt nicht, was in mir vorgeht, was nachts in einem wühlt, was einen behext wie das verfluchte Lied und — Ach, Marie Luiſe, ſich herausreißen aus alledem und wie du werden — wunſchlos wie du und rein wie du —“

Da ging ein Schauer durch ihren Körper, eine Erſchütterung, die ſich aus tiefſten Tiefen nach außen fortpflanzte, als wären dort unten Schmerzen gewaltſam losgebrochen, als fluteten zurückgedämmte Tränenſtröme haltlos dahin, und erhöben mundtot gemachte Klagen ſich zu wildem Sturm. Und während er noch ſprach, und aus ſeinen Worten herausklang, daß ſie ihm wie eine Überirdiſche erſchien, der die dunkelſten Qualen erſpart ſind, wenn die dürſtende Seele ſich windet

ber den Flammen des Bluts, mußte sie an das Erwachen
ut morgen denken, wie ihr Kopfkissen vom Weinen durchnäßt
:wesen, an andere Morgen, an fieberverglühte, schwarze Stun-
n, an das Auffahren nachts, wenn sie, von ihren wirren Ge-
nken in Schlaf gehetzt, im Traum ihren Arm um ihn ge-
hlungen hatte und beim Erwachen begriff, daß es nur ein
raum war. Die entsetzensvolle Leere, die verzweifelnde Angst,
r ganze schmachvolle Jammer umklammerten sie. Sie hörte
cht mehr auf ihn, sondern flehte nur:

„Sei still! Du kennst mich ja nicht. Wenn du wüß-
st —“

Und wie besinnungslos preßte sie ihren Kopf an seine
ruft in dem einzigen Bedürfnis, sich von dem Gefühl, das
e dabei empfand, vom Glück des Geborgenseins, von der
efen, tiefen Ruhe ganz durchdringen zu lassen, es auszukosten
r alle Ewigkeit, sich daran zu stärken für die furchtbaren
ächte, die kommen würden.

Er hatte sie umschlungen, ihre Hand hielt seine, die auf
rer weichen Brust lag, und aus der Tiefe fühlte er die dumpf-
tternden Töne ihres erregten Herzens. So standen sie lange
eit, bis auf dem Flur eine nahe Tür schlug, Gepolter eines
esens oder von Schuhen und die scheltende Stimme des
tubenmädchens laut wurde. Da machte Marie Luise sich er-
hrocken los, aber zurückgerissen von einem stärkeren Erschrecken,
:eßten ihre rauhen und trocknen Lippen sich auf seinen Mund,
schmerzvoll stummem Kuß aus Seelennot und Sinnenqual,
r sich erst löste in tiefem Ermatten.

Dann saßen sie beide wieder, wie sie vor einer Stunde
:essen hatten, in der Ecke des kleinen Sofas sie, das schwere
aupt voll dumpfer Glut gegen das kühle Lederkissen pressend,

und er die Stirn auf die Hand stützend über dem aufgeschlagenen Tasso. Dunkelheit umhüllte sie beide und wogende Empfindungen, die noch dunkler waren.

Nun stieg mit blitzendem Glanz die Sonne wieder über die feuchten Schroffen des Schlern, und von dem Nebel, der gestern alle Tiefen und Höhen beherrscht hatte, war nichts geblieben als dünne Rauchfäden, die um die Tannen und am zerklüfteten Gestein entlang flatterten, wo sie sich eilig zu verkriechen oder in nichts aufzulösen suchten. Grabaus aber konnte kaum begreifen, daß alles wieder da war, was doch gestern nicht dagewesen war: die rötlichen Zacken und Zinnen und der tiefblaue Himmel darüber, die Felder von gelbem Korn, von hellrosigem Buchweizen, die sich wie ein Teppich vor dem Kirchturm von St. Valentin ausbreiteten. Alles lachte ihn wieder an, und der gestrige Tag schien spurlos ausgelöscht. Wirklich? War nichts geblieben? Auch das, was er gestern erlebt hatte, war auch das zerronnen?

Er schloß die Augen und durchlebte alles noch einmal: wie Marie Luise, von unerträglicher Seelennot überwältigt, ihm ihr Inneres verraten, wie er hineingeschaut hatte in ihr zuckendes, sich abringendes Herz, das seinen Blicken offen dalag und zu ihm sprach: ‚Vernimm doch mein stummes Schreien, fühl doch das mit, wogegen mein Wille ankämpft, und was stärker ist als aller Wille, versteh doch, wie mein einziger Wunsch ist, daß du mich retteſt, mich befreiest, mich nimmst, mich fortträgst, du, der Stärkere, mich, das schwache Weib, auch gegen meinen Willen, wie im Raub!‘

Es hatte ihn gepackt die ganze Nacht, ihn darniedergeworfen und ihn erhoben wie eine Offenbarung, und wenn früher dunkles Begehren und hellere Einsicht wie Welle gegen Welle gepralllt und aneinander zerborsten waren: so schlugen nun Leidenschaft und jedes gute Gefühl in einer einzigen Woge dahin und trugen ihn dem Ziele zu. Er hatte in den schlaflosen Stunden sich nicht bloß vorgenommen, mit dem Major zu reden, sondern in Wahrheit ihm schon alles gesagt, das zehrende, wühlende, aufreibende Leiden, an dem seine Frau zugrunde gehn würde, hatte gesprochen, nicht wie einer, der sich in frevelhaftem Verlangen vergißt, sondern wie ein Mann, der von der Heiligkeit und dringlichen Unaufhaltsamkeit seiner Pflicht überzeugt ist.

Nun waren an diesem lichtvollen Morgen ihm Zweifel gekommen, doch aller Zweifel letzter Schluß war, daß er handeln müßte. Denn jetzt ging es ja nicht um sein Glück, sondern um ihres: um ihr Glück, ihren Frieden, ihre Gesundheit, ihr Leben selbst. . .

Da war er denn aufs tiefste erschrocken und gänzlich ratlos, als er, später als sonst beim Frühstück erscheinend, die andern in einer geradezu aufgeregten Verhandlung mit dem treuherzig unbehilflichen Wirt, der stets erwiderte: „Meine Frau wird's schon wissen," und mit zwei wetterfesten Kerlen traf, die ihm sofort die eisenharten Fäuste entgegenstreckten, und von denen nach kurzer Musterung einer zu ihm sagte: „Das ist 'n guter! Um den is uns nicht bange" . . . Und wie er mit versteinertem Gesicht dastand, lachten alle, der Major aber rief:

„Sie sind ja ganz konsterniert! Ja, ja, 's geht los."

„Das hat er sich nicht träumen lassen!" jubelte Wolf.

„Aber wie ſagt Wilhelm Buſch: ‚erſtens es kommt anders, zweitens als man denkt.‘“

Da ſchoſſen eiſige Schauer Grabaus vom Rücken bis in die Zehenſpitzen hinunter, und er dachte: ‚Alles kommt, wie es kommen muß.‘ Aber lange dauerte es, ehe er ganz begriff, was geſchehn war, und worum es ſich handelte. Die von Grabaus und Wolf längſt geplante Hochtour: über den Schlern ins Tierſer Tal und von dort auf die Roſengartenſpitze ſollte nun ausgeführt werden. In Bozen aber wollten ſich dann alle vier treffen. Dort hatten nämlich in einer benachbarten Sommerfriſche Graf Borcke mit ſeiner Familie Aufenthalt genommen und Platens um ein Rendezvous in Bozen gebeten. Was Wolf betraf, ſo war dieſer vor Freude und Aufregung gänzlich außer ſich. Dies hatte aber noch ſeinen beſonderen Grund. Ihm war nämlich ein Briefchen zugegangen von einer gewiſſen Frau James Laaß, geborenen Maggie Thön, worin dieſe ſchrieb, daß ſie mit ihrem Gatten im Karerſee-Hotel ſei und beſtimmt hoffe, er würde ſie dort beſuchen.

Marie Luiſe ſelbſt, wohl blaſſer als an andern Tagen, aber auch ſie ſcheinbar verändert wie Himmel und Erde von geſtern auf heute, tat nicht weniger enthuſiasmiert als die andern, ſprach mit den Führern von Anſeilen, Kletterſchuhen, Kaminen, Felsbändern und ſchien nichts als die Tour im Sinn zu haben.

Und der Morgen verging unter Vorbereitungen, ohne daß es Grabaus möglich geweſen wäre, mit ihr zu ſprechen. Dann reichte ſie ihm zum Abſchied die Hand, wünſchte gutes Wetter und fröhliche Bergfahrt. Aber als er nichts erwiderte, ſondern ſie und darauf den Major, der gerade ſeinem Schwager die Schnalle ſeines Rucſackes feſtmachen half, anſtarrte und dabei

ihre Hand umklammert hielt, als könnte er sie nie wieder loslassen, da traf ihn ein gütiger Blick ihrer Augen, und nur ihm verständlich, wie heimlichen Trost, fügte sie ihren Worten hinzu:

„Wir sehn uns ja bald wieder, Heinrich."

Nun war er wohl schon eine Stunde im tiefen Wald und wußte nicht, wie er dorthin gelangt war, folgte den andern und wußte nicht warum? Es war spät am Nachmittag, als die kleine Karawane das Bereich der dunkeln Tannen verließ. Voran schritten die beiden Führer, ein wandelnder Felsblock der eine, klein, unter dem schweren Rucksack gekrümmt, aber behend und munter, mit einem vergnügten, brandroten Gnomengesicht der andere. Beide schwatzten Ladinisch und rauchten infernalischen Tabak.

Auf steilen Grashalden ging es jetzt bergan. Einem Meer gleichend, das in schäumender Empörung erstarrt ist, tauchten die wilden Geislerspitzen auf. Dumpf und hell klangen die Glocken zerstreuter Kühe. Ein frischer Wind pfiff dahin, und im tiefen Tal nächtete es bereits.

Allgemach, während der Blick sich weitete und hinter den eben noch höchsten Gipfeln vielhundert noch höhere emporragten, die, wie sie sanft verglühten, an grausiger Schroffheit verloren, sank die drückende Last von seiner Seele. Zwingender als aller Gram, aller Zweifel erwies sich die milde und großartige Kraft der Umwelt. Und als er dann wieder an Marie Luise dachte, wurde von neuem alles lebendig, was ihn in der vergangenen Nacht erhoben und darniedergeworfen hatte. Aber die beängstigend lauten und verworrenen Stimmen der Nacht klangen nun zusammen zu einer ätherklaren, stillen und doch wunderbar starken Melodie, zu einem unnennbaren

Hochgefühl voll Zuversicht, Ruhe und Kraft, das von ihm ausströmte und ihm entgegenströmte aus den stummen Steinhalden und dem sausenden Wind, aus dem feurigen Glühn der Nadeln und Zinnen und den in der Ferne wie neue Erdkugeln gewölbten Schneebergen, deren violettes Leuchten sich in geheimnisvolle Dämmerungen verlor. Weite Räume umspannte in diesem Augenblick sein Geist, verknüpfte das Gegenwärtige mit längst Vergangenem, und es war ein Glück ohnegleichen, als er empfand, wie dasselbe Gefühl, das ihn einst durch die lärmvollen Straßen Berlins getragen hatte, auch hier seine Seele wie auf Fittichen erhob.

Es war finster geworden. Über einer zerrissenen Felswand funkelte der große Abendstern. Da hastete in großen Sprüngen jemand den schmalen Steig hinunter. Einer der Führer schrie ihn verwundert an, er schrie eine kurze Antwort zurück. Wolf fragte, was denn los wäre, worauf der Führer lakonisch versetzte:

„Abgestürzt soll einer sein."

Als sie das Herrenzimmer des Schlernhauses betraten, waren dort im dicken Qualm der Pfeifen und Zigarren alle um einen Herrn versammelt, der über den Abgestürzten Auskunft zu geben schien. Doch nahmen sie sich zu näheren Erkundigungen nicht Zeit, sondern sahen sich erst nach einem Nachtlager um. Später während sie Toilette machten, kam einer der Führer herein und sagte, der Abgestürzte wäre ein buckliger Gelehrter, ein Ausländer. Sie dachten sogleich an ihren Freund aus Schweden und ließen sich vom Wirt die Leiche zeigen. Diese lag in einem kleinen Zimmer auf einer Matratze, beleuchtet von einer glockenlosen, grellen Petroleumlampe. Nur wenig hoben sie das weiße Laken auf und erkannten trotz der

großen Wunde das scharfkantige Gesicht sofort. Der Wirt erzählte, daß der Fremde oft zu den Mahlzeiten hergekommen sei, auch einige Male hier geschlafen habe. An diesem Nachmittag hatte ein Hirte ihn in den Felsen des Jungschlerns aufgefunden, noch lebend hatte man ihn hierher transportiert, wo er aber bald gestorben war.

Sie teilten dem Wirt mit, was sie wußten, und erfuhren, daß der Hüttenwart Geld und Papiere des Toten an sich genommen habe und für alles Nötige sorgen würde.

Wolf war schweigend hinausgegangen. Vergeblich suchte Grabaus ihn in den Räumen der Hütte, bis er ihn dann draußen auf einem Steinhaufen sitzen sah, wo er gedankenverloren in die schwarzen Gründe hinabstarrte.

Nach einer Weile betrat Grabaus noch einmal das Zimmer, in dem die Leiche lag. Ein schwerer Geruch von Schweiß und Blut erfüllte den Raum. Doch stärker als das war ein feiner, süßer, durchdringender Duft, den er gleich anfangs wahrgenommen hatte. Mit grauenvoller Neugierde hob er das Laken auf, aber so schrecklich starrten die schielenden, halb geschlossenen Augen des Toten ihn an, daß er das Gesicht schnell wieder zudeckte. Während er sich grübelnd umsah, nahm er vom Boden ein kleines, grünes Pflänzchen auf, mit unscheinbaren weißen Blüten. Er roch daran, der Duft war so stark, als könnte man ihn nie wieder los werden. Und plötzlich — er wußte nicht warum? — fand er einen Zusammenhang zwischen sich und dem Toten.

Zwei Tage später langten die Freunde in der Kölner Hütte an und stiegen von dort zum Karerpaß hinunter.

„So, dös wär die letzten Quellen. Wenns dem gnä' Herr gefällt, könnten wir hier raſchten," ſagte der lange Alois zu Grabaus.

Da alle zuſtimmten, wurden die Rucksäcke abgeworfen, und man lagerte ſich um den kleinen Quell, der von einem Holzröhrchen aufgefangen, umwuchert von ſaftiger Brunnenkreſſe und blühendem Moos, aus dem Felsinnern hervorrieſelte. Verwildert, ausgedörrt, ſonnverbrannt, mit zitternden Sehnen und Nerven von der anſtrengenden Kletterei über Grate und Platten waren die beiden Freunde, noch rollte ihr Blut fieberhaft erregt, geſteigert waren ihre Empfindungen, und ihren Gedanken gaben ſie einen urwüchſigeren Ausdruck als ſonſt.

Die Führer hatten die Reſte des Proviants zuſammengelegt und meinten, die müßten die Herren doch mitnehmen.

„I, macht's nur gar," erwiderte Wolf, worauf ſie die großen Fleiſchſcheiben auf ihre Nickmeſſer aufſpießten und Schinken, Speck, Butter und Brot mit gleichem Appetit verſchlangen. Dabei wurden ihre Geſichter um ſo ernſter und ehrbarer, je beſſer es ihnen ſchmeckte.

„Iſt das ne Hitze hier unten," ſtöhnte Grabaus, der lang ausgeſtreckt zu den jähen Hängen des Latemar hinaufſtarrte. „Müſſen wir wirklich ins Tal hinunter? Zu der Menſchenbagage?" fragte er, unmutig geſtimmt durch die Ausſicht, noch eine Nacht im Karerſee-Hotel verweilen zu müſſen.

„Na, höre, Menſchenbagage! Da unten ſind ſehr nette Menſchen!" meinte Wolf beziehungsvoll.

„Aber oben is halt luftiger!"

„Können Sie mir nicht irgendwo in 'ner Senne eine Stellung als Geisbub verſchaffen, Sie, Alois?"

„O mei, das hielten der Herr net aus, 'n ganzen Tag

mit dem Vieh diſchkurieren. Die ſein für'n Herrn Doktor doch zu dumm."

„Ach, mit Berg und Himmel würde ich diskurieren — die ſind nicht zu dumm," erwiderte Grabaus.

Er ſchaute ins Tal hinab mit umdüſtertem Blick und warf ſich dann zurück ins Gras, wo über ſeinen Augen der tiefe Himmel blaute.

Herausgeriſſen aus aller menſchlichen Gemeinſchaft fühlte er ſich, ein mächtiges Sehnen trieb ihn hinauf, zurück in die Einſamkeit — die ſtarren Felſen um ſich und nachts den Sternenhimmel über ſich, allein mit ihr, und alles, was ſonſt noch Menſch hieß, tief, tief unter ſich.

Nach einer Weile aber mußte er mit Erſtaunen bemerken, was für ſeltſame Veranſtaltungen Wolf betrieb. Zuerſt hatte er mächtige Grasbüſchel ausgeriſſen und wie ein Schuhputzer ſich die Schuhe blank gerieben. Dann wuſch er ſich an der Quelle mindeſtens dreimal die Hände, wozu er ſogar Seife benutzte. Darauf bürſtete, kämmte und ſtriegelte er ſich. Aber damit nicht genug, band er ſogar noch Kragen und Krawatte um.

„Was treibſt denn du für Blödſinn?" fragte Grabaus.

„Na, man muß ſich doch etwas anſtändig machen, da man wieder unter Menſchen kommt."

„Muß man?"

Nachdem Wolf ſich genügend herausgeputzt hatte, drehte er den dreien an der Quelle ſeine Kehrſeite zu und fragte, ob man den Riß in ſeiner Hoſe ſähe?

„'s is net gar ſo gefährlich," meinte der gutmütige Alois. „Wann's die Hand davor halten, ſiacht mer nix."

„Ich kann doch nicht immer die Hand davor halten. — Iſt es wirklich ſehr ſchlimm?" wandte er ſich an Grabaus.

„Mein Lieber, kein Rosengarten ohne Dornen. Ich würde es als Ehrenzeichen ansehn. — Übrigens ist die Unterhose ja noch heil."

„Aber ich kann mich unmöglich so vor Maggie sehn lassen."

„Du mußt sie schön bitten, daß sie's dir stopft."

Diese Bemerkung schien aber Wolf sehr übel zu nehmen. Er machte ein böses Gesicht, und nachdem er eine ziemliche Weile ganz verstummt war, trieb er energisch zum Aufbruch.

Während die beiden hinter den passenden Führern über die Wiesenhänge hermarschierten, schob er plötzlich den Arm unter den seines Freundes und sagte:

„Heinrich, du weißt nicht, wie mir zumut ist."

„Wieso?"

„Ehrlich gesagt, ich bin noch wahnsinnig verliebt."

„In Maggie?"

„Ja. — Weiß der Himmel, vielleicht wäre es besser, ich sähe sie nicht wieder! Und wenn ich an ihren Mann denke — an diesen James Laaß — überhaupt, was ist das für ein gottverlassener Name — wenn ich mich bloß beherrsche, wenn ich bloß keinen Streit anfange mit diesem Menschen!"

„Das wirst du schon nicht tun."

„Ach, warum habe ich sie nicht geheiratet? Ja, ja, ich weiß, es wäre Wahnsinn gewesen. Ich weiß alles. Aber glücklich wäre ich geworden."

„Das wärst du nicht, mein Junge. Auf die Dauer hätte Maggie dich niemals glücklich gemacht. Denk doch nur! Mit deiner Schwester entzweit, Karriere, Zukunft, alles aufgegeben. Nein, nein, Maggie ist nicht die Frau, für die man alles opfert. Maggie nicht."

„Nie werde ich Maggie vergessen," erwiderte Wolf. „Ich

schwör dir's. Nie werde ich aufhören sie zu lieben. So reizend, so lieb, so — ach, so ganz Weib und verführerisch kann nie eine andere sein."

„Aber das, was verführt, fesselt nicht fürs Leben. Du wärst schwer enttäuscht worden, wenn du Tieferes bei ihr gesucht hättest."

„Ach, wenn sie oberflächlich und leichtsinnig erschien, so war das nur die Schuld ihrer Umgebung. Wenn einer ehrlich gesucht hätte, das Tiefste hätte er bei ihr gefunden. — Nein, nein — mein Gott, ich sterbe ja nicht an dieser Leidenschaft, aber mein Glück, das weiß ich, habe ich ewig verscherzt."

‚Du Tor!' dachte Grabaus bei sich mit leisem Mitgefühl und Spott. ‚Bist vierundzwanzig und sprichst von verscherztem Glück.' Es schien ihm Blasphemie, daß man sein Glück verscherzen könnte um einer andern willen als um Marie Luise.

Doch dann verfiel er in tiefes Staunen. Ging es ihnen beiden nicht wie den armen Narren im Irrenhaus, die auch, jeder von seiner fixen Idee gebannt, dennoch die des andern durchschaute und für das nahm, was sie war? — Vielleicht befand er sich in gleicher Lage wie Wolf: leidenschaftverblendet, für ewig haltend, was nur ein kurzes Fieber war . . Doch kaum gedacht, verschlangen tausend empörte Stimmen diesen Frevel. Wie auf goldnen Wolkenthronen schwebte sie, die für ihn die Seele des Lebens war, die Seele seiner Seele, die Beleberin seiner Augen, daß überall, wo er sie sah, Fröhlichkeit und Schönheit entstand, und die Welt leer und tot wurde, wenn sie fern war.

Über grüne Wiesen, auf denen blanke, schöne Rinder von besonderer Rasse, mit langgebogenen Hörnern weideten, führte der Weg in prachtvollen Fichtenwald. Dann tauchten mit

einem Mal die schmucken Baulichkeiten des Karerseehotels vor ihnen auf.

Anmutig bewegt war das elegante Treiben dieser Karawanserei inmitten der grünen Einöde: das massive Schweizerhaus mit seinen Veranden und Terrassen, dem Wagenpark, den hin und her eilenden Kellnern, der eleganten Gesellschaft, die vor dem Hotel promenierte und sich auf den Tennisplätzen ergötzte.

Plötzlich sagte Wolf, auf eine Dame in weißem, fußfreiem Kostüm und grauen Lederschuhen deutend:

„Das ist Maggie," und dabei zog er sich noch schnell sein Jackett herunter.

Ehe die beiden Frau Laaß erreicht hatten, war an diese der Portier herangetreten, indem er ehrerbietig seine Mütze in der Hand hielt. Maggie schien sehr erregt, nach ihren Gesten zu urteilen.

Einen Augenblick zauderten die Freunde, als aber die Unterhaltung sich in die Länge zog und sie Ausdrücke wie: „Unerhört! — Noch heute die Rechnung! — Bin das nicht gewöhnt," vernahmen, trat Grabaus entschlossen heran und sagte den Hut ziehend:

„Guten Morgen, gnädige Frau!"

Eine reizende, des Theaters würdige Erkennungsszene spielte sich nun ab. Erschrocken trat Frau Laaß zurück, legte abwehrend die Hände auf ihre Brust, doch dann dämmerte ein Erkennen in ihr auf, und plötzlich wie hellster Sonnenschein strahlte die freudige Gewißheit aus ihrem schönen Gesicht:

„Sie sind's! Herr Doktor Grabaus! — Herr von Hellen — meine lieben, lieben Freunde. — Ja, wie kommen Sie nur hierher?? Ach, ist das eine Überraschung!"

Kindlich vergnügt klatschte sie in die Hände.

„Ist das ein glückliches Zusammentreffen! Erzählen Sie! Erzählen Sie! Nein, daß Sie plötzlich hier auftauchen! Etwas Schöneres könnte ich mir wirklich nicht denken. Nun bin ich auch mit unserem Mißgeschick ausgesöhnt. Denn was uns passiert ist. — Denken Sie nur!“

Sie zog die beiden mit zu einem Tisch und, kaum Atem holend in der Hast ihres Sprechens, begann sie mit einer Wichtigkeit, die erschütternde Dinge erwarten ließ:

„Stellen — Sie — sich — also — vor, — mein Mann und ich wollen hier für einige Zeit Aufenthalt nehmen. — Man hat uns Wunderdinge von diesem Hotel erzählt — ein erstklassiges Haus mit allem Komfort ausgestattet. Nun schließlich darüber kann man sich ja auch nicht beklagen. In den Bergen verzichtet man eben auf mancherlei, woran man sonst gewöhnt ist. Aber was man uns zugemutet hat! — Also von Bozen aus hatten wir depeschiert — mit Rückantwort natürlich — ob passende Räumlichkeiten frei wären, zwei Schlafzimmer und ein Salon? Wir bekommen die Nachricht, alles wäre bereit. — Also wir langen hier an. Welche Nachricht empfängt uns?? — — Die Räume sind nicht frei geworden. Die Gäste sind krankheitshalber geblieben. Das ganze Hotel besetzt. Nur noch ein kleines Zimmer zu haben. Und nun denken Sie — denken Sie!!“ — und dabei nahm ihr Gesicht einen so wahren Ausdruck des Entsetzens an, daß die beiden unwillkürlich etwas Furchtbares erwarteten — „denken Sie, — seit drei Nächten muß ich mit meinem Mann in einem Zimmer schlafen.“

Diese Worte wirkten so komisch, daß Wolf der geliebten Frau einfach ins Gesicht lachte und naiv sagte:

„Aber das schadet doch nichts!“

„O, wenn man verheiratet ist, ist es geradezu fürchterlich! Mein Mann leidet noch mehr darunter als ich. Er ist durch und durch Ästhet. Alte Rasse, müssen Sie wissen. Und so verwöhnt! So verwöhnt!“

„Was ist denn sein Papa?“ fragte Wolf.

„Schiffsreder in Hamburg. Horrend reich natürlich. — Aber das ist nicht das einzige Unglück. Denken Sie nur, wie wir hier ankommen, stellt sich heraus, daß der Esel von Kutscher meine sämtlichen Schirme verloren hat. Nicht einen einzigen Sonnenschirm besitze ich. Natürlich muß ich auf alle Spaziergänge verzichten.“

„Ja, potztausend, warum denn?“

„Soll ich mich etwa von der Sonne schwarz brennen lassen? Meine Haut ist ja so zart. Sehn Sie nur an, wie meine Hände schon gebräunt sind.“

Dabei streckte sie Wolf ihre schlanke Hand hin, der bewundernd die zarte Haut von mattem Elfenbeinton betrachtete. Aber Grabaus hielt seine von mancherlei Schrammen zerrissene und vom Schneebrand geschwollene Rechte daneben.

„Das nenne ich gebräunt, gnädige Frau.“

„O Gott, wenn meine auch so würden!“

„Das können sie gar nicht, gnädige Frau,“ meinte Wolf.

Sie warf ihm einen dankbaren Blick zu und fuhr dann fort:

„Nun sucht mein guter Mann etwas Schirmartiges für mich aufzutreiben. Ach, er ist so gut, so edel! — Er hat schon enorme Opfer für mich gebracht. Sie wissen vielleicht, daß er Assessor bei der Regierung war? Nun ist er aus dem Staatsdienst ausgetreten, um sich ganz mir zu widmen. Er liebt

ich grenzenlos! — Ach ja" — sie seufzte ein wenig — „das ilft mir auch über vieles hinweg. — Übrigens, da ist er ja. - James, hier!"

Aus dem Hoteleingang war ein eleganter, schlankgewachner Mann herausgetreten, in grau kariertem Berganzug, der nter seinem Arm einen knallbunten Bauernschirm hielt.

Mit erstauntem Lachen schlug Maggie die Hände zummen.

„Was er da wieder hat!"

In der Tat nahm sich der groteske Schirm unterm Arm ieses dandymäßig gekleideten Herrn, dessen Gesicht einen müden, ıbeweglichen Ausdruck von fast versteinertem Ernst zeigte,)chst komisch aus.

Maggie stellte den beiden Freunden ihren Mann vor, der nen mit vollkommener Höflichkeit die Hand schüttelte. Nur ıs leicht gezwungene und allzu schnell wieder verschwindende ächeln ließ eine gewisse Zurückhaltung merken, die aber weniger ıabsichtigt als in seiner Natur zu liegen schien.

„Was hast du denn da für ein Monstrum?" fragte Maggie, e in Gegenwart ihres Gatten sofort einen merkwürdig nerhsen und gespannten Eindruck machte.

„Einen andern konnte ich nicht auftreiben. Versuch ihn al, er ist leichter, als er aussieht."

„Aber du bist nicht gescheit, James! Ich werde mich)ch nicht zur Vogelscheuche machen mit solchem Ding!"

„Wer sieht dich denn, wenn wir spazieren gehn?"

„Ach, ganz egal. Was du mir manchmal zumutest! Du ürdest ihn selbst nicht tragen."

„Warum nicht? Die Schirme sollen hier sehr en vogue in. Aber wenn du nicht magst —"

Resigniert stellte er ihn beiseit. Die Unterhaltung schwieg. Ein wenig verstimmt spielte er mit der linken Hand Klavier auf dem Tisch.

„Nun laß um Gottes willen dies Trommeln! Sonst werde ich noch nervös.“

„Das bist du ja schon, mein Herz!“ erwiderte er ruhig und wandte sich dann an Grabaus mit einer Frage über die Rosengartenbesteigung. Er selbst war in früheren Jahren auch Bergsteiger gewesen. Doch hatte er jetzt die Passion daran verloren. Augenblicklich zog er das Meer den Bergen vor und hätte gern eine Jacht gehabt.

Als Grabaus erzählte, daß auf ihn die Berge einen überwältigenden Eindruck gemacht hätten, da er sie zum ersten Mal gesehn, erwiderte James Laaß, er hätte schon als Knabe mit seinen Eltern viele Reisen in die Schweiz, nach Tirol, zum Kaukasus gemacht. Daß auf ihn die Berge je einen solchen Eindruck gemacht hätten, könnte er nicht sagen, denn er sei zu jung gewesen, als er sie zuerst gesehn. Und als Wolf darauf etwas naseweis bemerkte, eins der wichtigsten Dinge im Leben sei, daß man nichts zu früh genösse, fiel Laaß mit großer Lebhaftigkeit ein: „Ja, ja, das stimmt!“ Und mit leicht wehmütigem Lächeln fügte er hinzu: „Wer gewöhnt ist, zu Weihnachten frische Erdbeeren zu essen, dem schmecken sie im Sommer nicht.“

Derweil konnte seine Frau noch immer nicht ihre Aufregung über den Schirm bemeistern. Sie erklärte abreisen zu wollen, durch all diese Vorkommnisse sei ihr der Aufenthalt gänzlich verleidet.

„Nur ein bißchen Geduld, Maggie! — Ich habe ans Hotel Bristol telegraphiert. Morgen können deine Schirme da sein.“

„Also du behauptest noch immer, ich hätte sie da liegen ıssen?“

„Wär's nicht möglich?“

„Das ist eine Unwahrheit.“

„Unwahrheit — na, sagen wir lieber Irrtum. — Ich laube dir natürlich, wenn du's so bestimmt weißt.“

„Du glaubst mir aber nicht. Und doch habe ich dir zehn- ıal gesagt, daß ich sie in den Wagen gelegt habe. Du be- ındelst mich geradezu wie eine Idiotin.“

„Aber nichts weniger als das,“ erwiderte er und wollte egütigend seine Hand auf ihren Arm legen. Aber sie zog ın schroff zurück.

„Ach, laß mich!“

Ohne irgendwie Unwillen oder Verwunderung zu äußern, 's wäre er dies Benehmen schon gewöhnt, wandte er sich an Jolf. Er hatte gehört, daß dieser auch Jurist sei. Eine rege nterhaltung entspann sich, an der sich auch Grabaus betei- gte. Von d' Buch eines Professors über vergleichende echtsgeschichte war man auf Rassefragen gekommen.

Währenddem gab Maggie durch allerhand Mienen und licke zu verstehn, wie ungeheuer sie sich langweilte. Plötzlich arf sie dazwischen:

„Da ihr grade von den Malayen sprecht — es wird Sie tereſſieren, Herr Professor, daß wir in Monte Carlo den Maler Gebhard getroffen haben. — Entsetzlich verlebt sah er ıs. Nicht wahr, James, geradezu häßlich!“

„Ja, einen bißchen strapazierten Eindruck machte er.“

„Und gegen mich benahm er sich!“ fuhr Maggie mit rol- nden Augen fort. „Es hat wenig gefehlt, daß mein Mann n forderte.“

„Na na, du bist immer gleich fürs Blutvergießen.“

„Etwa nicht? — Sein Benehmen war beinah impertinent.“

„Ich hatte das Gefühl, er möchte dich gern malen. — Seine Komplimente schienen mir ein bißchen sehr absichtlich.“

„Absichtlich — das waren sie auch. Ich an deiner Stelle hätte mir das nicht bieten lassen!“

„Seitdem du verheiratet bist, Maggie, bist du schrecklich eifersüchtig auf — dich.“

„Ach, ich verlange nur Respekt. — Aber du! — Ach, du liebst mich eben nicht mehr. Ich bin dir schon über.“

„Kind, was für ein Unsinn! — Übrigens — wenn du dich zum Diner umziehn willst, so ist es Zeit.“

„So?“ sagte sie hastig aufspringend. „Und du?“

„Ich denke, wir speisen doch alle zusammen. Wenn Sie mir das große Vergnügen machen wollen,“ wandte er sich an die beiden.

„Nun, dann bleibe ich auch wie ich bin.“

James gab dem Oberkellner den Auftrag, einen Tisch mit vier Kuverts zu decken. Nach einer Weile tönte die Hotelglocke.

Als dann die Gäste erschienen, in großer Toilette, in Frack oder Smoking, ließ Maggie eine ziemliche Unruhe merken. Plötzlich erhob sie sich, um sich ein wenig die Hände zu waschen, wie sie sagte.

Die Herren gingen in den Saal. Während sie bei der Suppe saßen, erhielt James ein Telegramm.

„Na natürlich,“ murmelte er, nachdem er es gelesen. „Die Schirme haben sich im Hotel Bristol gefunden. — Übrigens“ — er lächelte ein wenig unsicher — „meiner Frau wollen wir lieber nichts davon sagen, Sie hat nicht gern unrecht.“

Dabei steckte er das Telegramm vorsichtig in die Tasche.

Eine gute halbe Stunde mochte vergangen sein, als sich plötzlich die Tür auf der entgegengesetzten Seite des Saales öffnete und Maggie eintrat. Und wie sie nun in ihrem raschelnden Schleppkleid mit dem koketten Blumenhut auf dem dunklen Haar langsam den Saal durchschritt, einige Bekannte begrüßte, dann auf halbem Wege nochmal stehn blieb, um ihr Armband, das sich in die Spitzen ihres Ärmels verwickelt hatte, in Ordnung zu bringen — das war ein erstaunlicher Effekt. Für mehrere Minuten vergaßen die Gäste ganz die Languste auf ihren Tellern und verschlangen mit ihren Blicken diese wunderhübsche Erscheinung. Grabaus aber wunderte sich im stillen, daß Maggie einen so großen Umweg gemacht hatte. Die andere Tür wäre viel näher gewesen.

Der Kaffee wurde draußen genommen. Dann machten die vier, während die Sonne schräg über die Berge strahlte, einen kleinen Spaziergang. Übrigens hatte Maggie eine Amerikanerin gesehn, die ebenfalls einen Bauernschirm trug, und war nun mit dem ihren so ausgesöhnt, daß sie ihn sogar im Schatten aufspannte.

Sie ging mit Wolf hinter den beiden her, langsamen Schrittes, indem sie, bald hier bald dort eine Blume pflückend, die Entfernung immer noch vergrößerte. Von Zeit zu Zeit warf sie ihrem Begleiter einen langen Blick zu, von so matter Weichheit, daß diesem bang und schwül ums Herz wurde. Als die beiden vor ihnen an einer Wegkrümmung verschwunden waren, schob sie leicht ihren Arm unter den seinen, und sich sanft an ihn lehnend, sagte sie, während ein verzehrend sinnlicher Hauch ihre Stimme durchzitterte:

„War es nicht schön, Wolf, als wir uns liebten?"

Im Innerſten erſchrocken machte dieſer ſeinen Arm los und ſtammelte:

„Gnädige Frau!“

Liebkoſend umfing ſie ihn, mit ihren Augen ihn gleichſam umſchlingend, aber als ſein Geſicht kalt und abwehrend blieb, verzog ſie ſpöttiſch den Mund:

„Sprechen wir von was anderem!“

Doch gleich darauf fuhr ſie klagend fort:

„Ich bin ſo unglücklich! — So in tiefſter Seele unglücklich!“

„Was haben Sie wohl für Grund?“ fragte er ziemlich barſch.

„O Gründe! Gründe! — Ich werde von ſeiner Familie einfach miſerabel behandelt. Und er — er iſt ja gut, aber ein ſolcher Schwächling. Er verteidigt mich nicht.“

Und nun begann ein langes Klagelied. Doch immer verſicherte ſie dazwiſchen, ſie liebte ihren Mann über alles, aber — es gab tauſend Wenn und Aber. Doch der eigentliche Grund ihres Unglücks war die plötzliche Ruhe und Sicherheit ihrer Exiſtenz, die Gleichmäßigkeit gegenüber dem früheren Auf und Ab. Mehr als einmal kam es gegen ihren Willen heraus, daß ſie nicht geſchaffen war zur Ehe und ihren Mann ebenſowenig glücklich machte wie dieſer ſie. Was ihr aber mehr als alles fehlte, war die Bühne mit ihren Intriguen, ihren Senſationen und Eitelkeiten. Und ſie ſagte es gradezu, daß ſie bei der Nachricht vom Engagement einer andern Schauſpielerin am deutſchen Theater acht Tage lang Weinkrämpfe gehabt hätte.

Stumm, bedrückt hörte Wolf zu, ohne ihren Klagen gerecht werden zu können. Er fühlte nur, wie die Enttäuſchung

sich gallenbitter über sein Inneres ergoß, wie förmlich ein wilder Haß sich zusammenbraute gegen die Frau, die an seiner Seite schritt und die in nichts der Maggie zu gleichen schien, die er vor einer Stunde noch so sehr geliebt hatte.

Währenddem waren die beiden Männer, nachdem sie in mancherlei Dingen Einverständnis und Sympathie entdeckt hatten, auf James Laaß Zukunft zu sprechen gekommen. Herausgerissen aus seinem bisherigen Kreis, innerlich verneint mit seinem Vater, wenn auch äußerlich der Riß verklebt war, suchte sich der junge Mann ein neues Leben zu zimmern. Die Vielseitigkeit seiner Interessen, der Umstand, daß er nicht auf Geldverdienen angewiesen war, erschwerte ihm die Wahl. Er schwankte, ob er Rechtsanwalt werden oder einen gelehrten Beruf ergreifen sollte. Eine große Unsicherheit lag in seinen Zukunftsplänen; mit der Einsicht von der Notwendigkeit irgend einer Aufgabe verband sich zugleich ein gewisser Überdruß gegen jede praktische Tätigkeit. Und was Grabaus am meisten frappierte, war, daß er über Maggie ganz ohne Illusionen war. Er sprach nur Gutes von ihr, ließ aber durchblicken, wie wenig glücklich sie eigentlich sei und wie unrecht es von ihm gewesen, sie dem Milieu, für das sie geschaffen war, entrissen zu haben. „Sie müßte wieder spielen," sagte er. „Sie leidet an ihrer brachliegenden Kraft. Sie spielt nun im Leben Komödie, macht fortwährend Szenen. Aber das ist nur ein schwacher Ersatz. Mein Gott, sie ist eben Theaterblut."

„Und warum erlauben Sie ihr nicht, ein Engagement anzunehmen?"

Laaß zuckte die Achseln.

„Das wäre der Bruch mit meinem Vater. Sie kennen doch diese Hamburger Kaufleute! — Eine Schwiegertochter,

die Schauspielerin ist — — Und doch, schließlich muß ich's zugeben. Denn es wäre ein Verbrechen gegen sie. — Wer a gesagt hat, muß auch b sagen."

Der Abend verlief noch ziemlich unerquicklich. Maggie hatte es sich plötzlich in den Kopf gesetzt, sie sollten alle zusammen am nächsten Morgen nach Bozen fahren. Nach langem Kampf gab James schließlich seine Einwilligung. Es ging schon auf Mitternacht, als die beiden Freunde endlich ihr Zimmer im Touristenhaus aufsuchten. Der Himmel war klar und sternbesät. Dunkel erhob sich vor ihnen das Hotel, in dem nur noch ein Licht brannte. Schweigsam saßen die beiden. Grabaus wollte nicht fragen, zu tief fühlte er, was in seinem Freund vorging. Als dann das letzte Licht erlosch, sagte er:

„Nun sind sie schlafen gegangen und werden sich hoffentlich wenigstens im Schlaf nicht weiter zanken."

Da ließ Wolf seinen Kopf auf den Arm fallen und brach in wildes Schluchzen aus. Erschöpft von den Anstrengungen der letzten Tage, war er nicht mehr Herr seiner Nerven und vermochte den Enttäuschungsschmerz nicht zu verbergen. Aber Grabaus, des tieferen Wehs in der eigenen Brust eingedenk, klopfte ihm liebreich auf die Schulter:

„Bruder Wolf, das Leben hat's gut mit dir gemeint, als es dir den heißesten Wunsch versagte. — Der andere hat sich verloren, du aber gehörst dir selbst und allem Tüchtigen, das dich erwartet."

Noch schien alles zu schlafen, als die beiden am nächsten Morgen aus der Dependance traten. Gleich Mauern, die diesen grünen Winkel von der Welt abschlossen, ragten die dämmernden Berge empor, deren Ränder von einem lichteren Glanz umsäumt waren. Im blauenden Äther schwamm wie ein Wölkchen, das sich sacht verflüchtigt, das Mondhorn. Taudurchtränkt und kühl war die Luft.

Kaum hatte die Uhr vom Turm der Kapelle sechs geschlagen, als die Tür sich öffnete und Herr und Frau Laaß erschienen. Er sah etwas übernächtig und noch ernster als gestern aus, während Maggie vor Munterkeit und guter Laune glänzte. Sobald sie aufgetaucht war, schien übrigens das ganze Hotel erwacht zu sein. Ein kleiner Pikkolo kam herbeigeeilt, riß seine schlaftrunkenen Augen beängstigend weit auf und verlängerte förmlich die Ohren, um von den unzähligen Aufträgen, die Frau Laaß ihm erteilte, keinen zu vergessen. Nach wenigen Augenblicken erschienen Hausdiener, Oberkellner, Portier, Kutscher, ein ganzer Troß, die alle mit Befehlen entlassen wurden. Dazwischen frühstückte Maggie mit bestem Appetit und erzählte, sie hätten sich gestern abend entschlossen, ans Meer zu gehen. Für James Nerven sei die Seeluft besser. Über Berlin, wo sie sich ein, zwei Tage aufhalten wollten, beabsichtigten sie nach Ostende zu reisen. Und während sie ihren schweigsam dasitzenden Gatten mit kleinen Liebenswürdigkeiten und Aufmerksamkeiten verhätschelte, ihm die Schokolade zuckerte, Semmeln strich, die Krawatte zurechtzupfte, erzählte sie ein wenig hastig und sozusagen nebenbei, daß sie in Berlin mit einigen Agenten in Verbindung treten wolle. James, der

Gute, ſei zu der Überzeugung gekommen, daß auf die Dauer ihr Talent der Bühne nicht entzogen werden dürfe.

„Trink doch, Liebchen! Iſt dir die Schokolade zu heiß?“

Sie nahm einen Löffel voll und blies ein wenig.

„Koſte nur mal! — Ich bin ja ſo glücklich für dich, daß wir aus dieſem Hotel fortkommen. — Er fühlte ſich hier nämlich gar nicht wohl. — Ja, wenn du deine kleine Frau nicht hätteſt, dann ſäßeſt du noch ſechs Wochen hier! Männer ſind ſo ſchwer von Entſchluß. — Woran denkſt du denn?“

„Ich überlege nur, ob dein Hutkoffer auch mit herunter gekommen iſt,“ erwiderte er trocken.

„Aber Schatzerl, wenn ich die Sachen beſorge, wird nie was vergeſſen. Ich glaubte, du ſorgteſt dich wegen Papas. — Paß auf, den werde ich ſchon herumkriegen. Alten Herren Vernunft beizubringen, iſt meine Spezialität. — Er ſoll noch ſtolz ſein, daß er eine Künſtlerin in der Familie hat. Aber nun iß auch, Herzchen. Wer weiß, was wir unterwegs bekommen.“

Auch als man ſchon im Wagen ſaß, ſchwatzte ſie noch immer fort. So munter ihr Geplauder war — während der Fahrt durch die Schlucht, die in ihrer Wildheit, mit den drohend überhängenden Porphyrfelſen wie ein Schweigen heiſchendes Wunder wirkte, machte dieſes ewig plätſchernde Bächlein eine etwas ſtörende Begleitung. Erſt als es heißer und heißer wurde, erlahmte ihre Zunge. Sie ſtöhnte nur noch.

„Kind, nun ſei endlich ſtill,“ ſagte James. „Es war doch dein eigener Wunſch, daß wir reiſten.“

„Das brauchſt du mir doch nicht vorzuwerfen. Dieſe Hitze war jedenfalls nicht mein Wunſch. — Ach, entſetzlich! Ich vergehe.“

Fortwährend wechselte sie den Platz und steigerte durch ihre ruhelose Beweglichkeit noch die allgemeine Beklommenheit. Gegen Mittag langte man in Bozen an. Flammend weiß, durchweht von glutender Lohe lag die Stadt, erstorben schienen die Häuser mit geschlossenen Fensterläden, in den Straßen waren fast nur italienische Arbeiter zu sehen, hier und da hockte unter ihrem großen Schirm eine Obsthändlerin bei ihrer prangenden Ware, mit Wangen glühend und rot wie reife Tomaten. Da das Ehepaar im Hotel Bristol abstieg, während Wolf und Grabaus sich mit Platens im Schwarzen Greif treffen wollten, mußte man sich trennen. Wolf versprach die beiden gegen Abend zu einem Spaziergang abzuholen.

Das Hotelzimmer war dunkel und hermetisch verschlossen, trotzdem noch von erstickender Schwüle erfüllt. Der Kellner drehte das elektrische Licht an, damit es hell wurde. Völlig erschöpft, von dunkler Aufregung umgürtet, begann Grabaus seinen Koffer auszupacken. Während er sich umkleidete, murmelte er abgerissene Sätze vor sich hin, indem er dabei an den Major dachte:

„Also was? — Was will ich ihm sagen? — Er kann nicht wollen, daß sie zugrunde geht. Und ich? —“ Seine Zähne klapperten wie vor Frost, und Schauer schüttelten ihn so heftig, daß er sich auf dem Bett niederließ. Er preßte den Kopf in die Kissen, um sie, die ihn den ganzen Tag umschwebt hatte, nicht mehr zu sehen. Heute abend, vielleicht in einer Stunde schon, würde alles entschieden sein.

Als er den Taschen seines Anzugs die darin befindlichen Sachen entnahm, kam ihm die Orchidee in die Hand. Sie war gänzlich vertrocknet und verschrumpft. Nur ihr starker Geruch verriet ihre Merkwürdigkeit. Jeder, der sie fand, würde

sie wahrscheinlich ohne Bedenken wegwerfen. Aber der Botaniker hatte sein Leben dran gesetzt. — Während er sie grübelnd anstarrte, kam ihm alles wie ein Traum vor. Er versuchte, sich selbst und seine Lage zu überschauen. — Aber da wurde ihm klar, daß das, was er bisher in allen Lebenslagen gekonnt hatte, ihm jetzt völlig unmöglich war. Der eine Gedanke erfüllte ihn ganz, daß er außer ihm nichts mehr wahrnahm; alles, wonach seine Vernunft greifen wollte, zerging, zerflog. Er fühlte, es war ein unnatürlich krankhafter Zustand. Er war gefangen wie zwischen den engen Wänden dieses Zimmers, das mit Stickluft erfüllt war, in dem elektrisches Licht brannte, obwohl draußen helle Sonne schien.

Ein Kellner, bei dem er sich erkundigte, wies ihn in Frau Platens Zimmer, wo die Herrschaften auf ihn warteten. Als er die Tür öffnete, dachte er nicht an Marie Luise, sondern sein Gedanke war: jetzt werde ich den sehen, der mein Schicksal in der Hand hält.

Aber der Major befand sich nicht im Zimmer. Im Sofa saßen Marie Luise und die Gräfin Borcke. Außerdem bemerkte er den Grafen, seine Tochter und eine fremde Dame. — Nach der Begrüßung — die Fremde war eine Baronin Loebenstein — teilte Frau Platen ihm mit, daß ihr Gatte durch ein leichtes Unwohlsein verhindert sei, mitzukommen. Der Graf fuhr fort, seiner Nichte Familienklatsch zu erzählen. Die Komtesse sagte zu Grabaus, er hätte sich außerordentlich verändert. Er sähe viel innerlicher aus als vor anderthalb Jahren. Da dieser nichts antwortete, wandte sie sich an die Baronin Loebenstein und berichtete ihr erstaunliche Dinge. Heute morgen hätte sie sich einen Augenblick auf eine Bank gesetzt und wäre dort durch unbezwingliche Gewalt festgehalten worden. Leute wären an

ihr vorübergekommen, die sie sämtlich erkannte. Geträumt hätte sie also nicht. Trotzdem hätten entsetzliche Empfindungen sie gemartert. Zuerst wäre sie eine Kindsmörderin gewesen und hätte deren Qualen durchgemacht, dann ein Mädchen, das von ihrem Bräutigam verlassen war, darauf ein Bauer, der gepfändet werden sollte, sie zählte noch eine ganze Reihe Unglücklicher auf, deren Seelenängste sie erlitten hatte, und fragte Grabaus, wie er sich diesen Vorgang erklärte?

„Vielleicht die Hitze. — Diese Hitze macht uns ja alle verrückt. Komteß hatten gewiß keinen Hut auf."

„Das ist die Erklärung eines Naturwissenschaftlers," erwiderte diese triumphierend, als wenn sie ihn damit **ad absurdum** geführt hätte. „Ach, es fällt mir ja ein, Sie sind aus der Stadt Häckels, Herr Professor. — Aber die Sache erklärt sich viel einfacher. Viel — das Wort ist mir verhaßt, aber hier paßt es hin — viel natürlicher."

„Wie denn?" fragte die Baronin, indem sie aufhörte sich zu fächeln.

„Als ich endlich aufstehen konnte, bemerkte ich, daß ich unter einem Heiligenbild gesessen hatte. Da wußte ich natürlich Bescheid."

„No — alsdann!" bemerkte nach einer kleinen Weile die Baronin. Aber eine gewisse Unzufriedenheit in der Art, wie sie sich wieder fächelte, verriet, daß sie trotzdem nichts verstanden hatte.

„Ja, denke dir," sagte jetzt die Gräfin, „was das arme Kind ausgestanden haben muß! Die unglücklichen Menschen, die dort vor der Mutter Gottes gebetet haben, haben doch ihre Schmerzen dort zurückgelassen. Und die haben sich nun natürlich meiner Tochter bemächtigt."

Das Gespräch wurde unterbrochen, da Wolf erschien. Nachdem dieser die Baronin und seine Verwandten begrüßt und deren Fragen nach Befinden, Studien und Zukunftsplänen zur Zufriedenheit beantwortet hatte, ging man zum Essen hinunter. Auf der Treppe fragte Grabaus leise Marie Luise:

„Ist Ihr Herr Gemahl wirklich krank?“

„Nicht so schlimm. Seine Krankheit — Onkel und Tante sind wohl der Hauptgrund. Sie fallen ihm auf die Nerven. — Auch Sie tun mir ja so leid.“

„Wann reisen sie ab?“

Sie streifte ihn mit einem erschrockenen Blick, da in diesem Moment die Gräfin auf halber Höhe stehn blieb und sich erinnerte, ihren Sonnenschirm im Zimmer gelassen zu haben. Während Wolf hinaufeilte, wandte Marie Luise sich rasch an ihren Begleiter.

„Gegen sieben, denke ich.“

„Dann sind wir allein,“ flüsterte er. „Wir sind allein!“

Ihre Nasenflügel zitterten, während sie den Kopf zurücklegte. Sie schien ihre Schritte beschleunigen zu wollen und sich doch von seiner Seite nicht losreißen zu können. So gingen sie langsam die letzten Stufen hinunter.

Während des Essens, das man unter dem Zeltdach vor dem Hotel einnahm, erzählten die Gräfin und ihre Tochter wieder erstaunliche Geschichten. Diese beiden begnadeten Wesen waren von Geistern umschwärmt, Geister standen ihnen in allen Lebensnöten bei, berieten sie in allen Lebensfragen, sagten ihnen die Zukunft voraus und vermittelten ihren Verkehr mit längst Gestorbenen. Nur um Kleinigkeiten schienen sie sich nicht zu kümmern, verrieten der Komtesse nicht, daß ihr Kleid furchtbar blitzte, und daß einige Offiziere am Nebentisch sich

arüber mokierten, verrieten auch der Mama nicht, wo sie ihren ompadour gelassen hatte, den sie beim Aufstehn vermißte, und m den ein großes Suchen entstand, bis Wolf auf die glückliche dee kam, daß er ebenfalls im Zimmer oben geblieben war.

Auf den Rat der Baronin Loebenstein wurde der Kaffee i dem schattigen Garten einer Konditorei getrunken. Aber ıch hier lastete unter den dicht verzweigten Bäumen eine hwere, unbewegliche Glutluft. Auf der weißlohenden Straße hien das Leben seinen Gang eingestellt zu haben. Nur selten ing eine Gestalt vorüber, ein einheimischer Geschäftsmann, er träge zu seinem Bureau schlich, oder ein Tourist mit hwitzendem Gesicht, dessen nägelbeschlagene Schuhe auf den teinplatten knirschten. Das eintönige Murmeln eines kleinen runnens am Haus sowie der Schatten seines breitrandigen trohhuts schienen den Grafen zu einem Schläfchen verlockt ı haben, denn nachdem er seit längerer Zeit verstummt war ıd intensiv die elfenbeinerne Krücke seines Spazierstocks ins uge gefaßt hatte, begann er unversehens ein wenig zu schnar- en, worauf die andern, um zu zeigen, daß sie diesen Zustand cht bemerkten, einen noch eifrigeren Anlauf zur Unterhaltung ıhmen; doch allgemach wirkte die Schläfrigkeit ansteckend, das espräch versiegte, und während einer nach dem andern ver- ohlen gähnte, beschäftigte man sich damit, die Spatzen mit uchenkrümeln zu füttern. Nur die Komtesse, die gern hin ıd wieder ein bedeutendes Wort fallen ließ, sagte einmal fin- nd zu Grabaus:

„Auf Ceylon gibt es keine Sperlinge. Ist das nicht mbolisch?“

Doch plötzlich erhob der Graf wieder seinen Kopf und rach, als wenn er sich auch im Schlaf einzig mit seiner Sippe

beſchäftigt hätte, den Namen irgend eines entfernten Vetters aus, über deſſen Schickſale er Marie Luiſe eingehend unterrichtete. Nun ſchienen auch die andern wieder munterer zu werden, vor allem ſuchte jetzt die Baronin zu glänzen, indem ſie von ‚rieſig intäreſſanten‘ ſpiritiſtiſchen Séancen erzählte, wobei ſie jedoch über das Aufzählen ſämtlicher Teilnehmer und deren Titel ſowie Stellung in der Geſellſchaft nicht recht hinauskam. Mit dumpfer Apathie hörte Grabaus dieſen Geſprächen zu und atmete jedesmal auf, wenn eine nahe Turmuhr wieder eine Viertelſtunde abſchlug.

Endlich kam der Augenblick, wo Wolf aufſtand und bat, ſich verabſchieden zu dürfen, da er ſeine Bekannten aufſuchen wollte. Nun ſprach auch das gräfliche Ehepaar von der Notwendigkeit des Aufbruchs. Aber nach längeren Erwägungen über das Riſiko eines Heimwegs im Dunkeln, über das Treiben des Dienſtmädchens, über die mutmaßliche Angſt und Unruhe des zu Haus gebliebenen Hündchens der Gräfin beſchloſſen die beiden, einen ſpäteren Zug um zehn zu benutzen — und Marie Luiſe, auf die Grabaus ſeinen flehenden und kaum noch beherrſchten Blick gerichtet hatte, äußerte, ſtatt ſich hinter Müdigkeit oder Kopfſchmerzen zu flüchten, ganz ruhig ihre Freude, daß die Verwandten ihr noch den Abend ſchenken wollten.

Nachdem die Geſellſchaft, da die Gräfin wegen ihrer Schwerfälligkeit das Gehn nicht liebte, zum Hotel zurückgekehrt war, ſetzte man ſich wieder an einen der jetzt leeren Tiſche unter dem Zeltdach, um in Ruhe die Zeit des Abendeſſens abzuwarten. Nun folgten drei endloſe, nur durch die Mahlzeit unterbrochene Stunden. Anfangs verſuchte Grabaus wohl noch, ſich am Geſpräch zu beteiligen, aber dann machten die

gräflichen Damen, obwohl er seine Ansichten in der vorsichtigsten Verdünnung äußerte, jedesmal ganz scheue, bestürzte und sprachlose Gesichter und kehrten schnell wie Maulwürfe in ihre Löcher zu den früheren Gegenständen des Gesprächs zurück, zu Wahrträumen, Fernwirkungen und andern occulten Dingen. Der Graf seinerseits, nicht zufrieden, über sämtliche lebendige Familienmitglieder Revue abgehalten zu haben, ließ nun die toten aus ihren Gräbern steigen, und die Baronin Loebenstein, deren eigener Stammbaum einstweilen ein noch etwas kümmerliches Reis war, zeigte, daß sie wenigstens den ihres Mannes im Kopfe hatte. Ja, Marie Luise selbst gab jetzt einige komische Geschichten zum besten, die eine längst begrabene Großmutter am Hof eines längst immediatisierten Fürsten erlebt hatte. Grabaus aber saß dabei als Fremder und Überflüssiger. Es fiel ihm nicht auf, welche heldenmütige, peinliche Anstrengung sie diese Unterhaltung kostete, wie sie manchmal, ohne ihre fröhliche Miene zu verziehn, mit heimlicher Hast den Nagel ihres Zeigefingers gegen die linke Schläfe preßte, hinter der ein nervöser Kopfschmerz bohrte und stach. Fremder und ferner wurde seinem innern Gefühl sie, die lachte und eine Geschichte an die andere reihte, während er sich an innerer Erregung, an Hoffen und Bangen, Wollen und Zweifeln vor der nahen Entscheidung verzehrte.

Und als nun endlich die Stunde des Aufbruchs wirklich gekommen war, geschah etwas, was wie ein glühender Regen von Asche und Staub seine Seele verfinsterte. Während der Graf, Überhang, Sonnenschirm und Pompadour in der Linken, mit der Rechten nach einigem Kleingeld für den Pikkolo suchte, sagte die Gräfin zu Marie Luise, sie würde keinesfalls dulden, daß diese etwa noch mit zum Bahnhof ginge, Herr Doktor

Grabaus würde so liebenswürdig sein, die Baronin nach ihrem Hotel zu begleiten, Marie Luise aber müsse sich sogleich niederlegen, da sie Rekonvaleszentin und überhaupt von dem langen Tag gewiß gänzlich erschöpft sei. Und Marie Luise — nach kurzem Zögern willigte ein, ließ Grabaus, der ihr kalt die Hand gab, gehn, indem sie sagte:

„Auf Wiedersehn! Bleiben Sie nur nicht so lange!“

Die Baronin war eine sehr redselige Dame und sprach, nachdem sie die ganze Zeit über nicht recht aufgekommen war, so ohne Unterbrechung und zwar desto schneller, je näher sie ihrem Hotel kamen, daß sie von der Geistesabwesenheit ihres Begleiters nichts bemerkte.

Nachdem Grabaus sich verabschiedet hatte, setzte er sich auf eine nahe Bank, unter der Last seiner Seele erliegend. Das alles ist ja nicht wahr, ist eine Folge meiner überreizten Nerven, dachte er und preßte mit aller Gewalt die Hand gegen seine Stirn, als vermöchte er dadurch den schwarz aufsteigenden Fluten einen Damm entgegenzusetzen. . . Sie konnte nicht anders handeln, als sie tat, konnte nicht ihre Verwandten fortschicken, die Baronin allein gehn lassen oder mich später noch erwarten. Aber wie ist das möglich, daß sie nicht fühlt, was in mir vorgeht, nichts sieht, nichts ahnt?! So fremd bin ich ihr! Und sie? . . . Im Augenblick, wo er sie sich vergegenwärtigte, stand sie vor ihm, in all ihrer Körperlichkeit, nur daß nicht wie auf den Bergen der Strom ihres geistigen Wesens ihn umwirkte, dieser aufwärtstreibende, flügelverleihende Strom. In all ihrem sinnlichen Zauber war sie da, verwirrend und ängstigend, die schlanke Gestalt, deren Glieder in raschelnde, mattrosige Seide gehüllt waren, über die ein durchsichtiges, blumenbesticktes Schleiergewebe floß. . .

Er ſtand auf, um ſich loszureißen von dieſer ermattenden, beſinnungraubenden Vorſtellung, doch einmal mächtig geworden, gab ſie ihn nicht mehr preis, verſchwand nur, um wieder von neuem aufzutauchen, während er, ohne auf den Weg zu achten, durch die engen, ſchwülen Straßen irrte, in denen die Luft mit vielerlei Gerüchen erfüllt war aus den Spezereiläden, den Obſtſtänden, den Weinſchänken. Überall Leben und Lärmen. In großen Trupps trollten italieniſche Arbeiter vorbei, ſchwatzende Weiber ſtanden in Gruppen vor den Haustüren. Aus dunkler Laubpracht flammten bunte Lichter. Hier ſchwebte zu gedämpfter Klavierbegleitung ein ſentimentales Lied aus einem geöffneten Fenſter, dort tänzelten leichte Harmonikaklänge über eine roſenbewachſene Gartenmauer. Das alles tat ihm weh, riß an ſeinen Nerven, ſteigerte ſein Fieber und die jagende Angſt.

Durch dunklere Straßen kam er endlich zur Waſſermauer und atmete befreit auf. Aber ſchwer war die Luft auch hier, nichts von kriſtallener Friſche war darin. Schwer, ſchwül und ſo weich, ſo ſüß, durchſtrömt von reifer Trauben Duft, vom Aroma ſonnendurchglühter Pfirſiche, von Roſen, Glyzinien, von tauſend unbekannten Blumen. Leis gluckſend hüpften die Waſſer der Talfer, weiß wölbten ſich unterm Mondlicht ihre Wellchen. In wunderbarem Fluß der Linien ruhten die dämmerigen Hügel, deren Konturen den Umriſſen eines ſchlummernden Weibes zu gleichen ſchienen.

Er rang nach Atem, ſchaute um ſich, aber wohin er ſah, aufwärts, zu ſeinen Füßen, in die Runde, der ganze weite, vom feuchtſchimmernden Sternhimmel überwölbte, von ſchwarzen Rieſenleibern, vom ſchwebenden Lichtmeer der Stadt umſchloſſene nächtliche Raum ſchien ihn zu höhnen und zu locken

mit seinem schwimmenden Silberglanz, seinem blinkenden, blendenden Spiel, seinen schweren Düften und verklingenden Tönen, schien ihn hinabzuziehn, festzuhalten und einzulullen; mochte in höheren Zonen ein frischerer Lufthauch ziehn voll Klarheit und stählerner Kühle, unerreichbar war er für ihn, wie die bessere Einsicht und das überwindende Wollen unerreichbar über seiner matten und betäubten Seele schwebten, unerreichbar für ihn, der sich im Schoß eines tiefen, weichen, über ihn hingleitenden Wassers daliegen sah und, wenn er mit furchtbarster Kraftanstrengung den Blick zu den rettenden Ufern erhoben hatte, dann wieder hinabsank, tiefer und tiefer.

Ein linder, lauer Atem strich über sein Gesicht — da sah er zwei Arme sich ihm entgegenstrecken und die hohe Gestalt Marie Luisens sich zu ihm hinabbeugen, aber als er nun mit erschrockenen und weit aufgerissenen Augen sie umfing, veränderte sich das ihm so wohlbekannte Lächeln und entstellte das ganze Gesicht, so daß die Gestalt wohl ihr glich, doch nicht sie war — und plötzlich sah er dann ihr wahres Antlitz, blaß, mit zuckendem Mund, mit Tränen zwischen den geröteten Lidern.

Da sprang er auf und schlug den Heimweg ein. Als er aus den dunklen Schatten eines Gemäuers zur Rechten der Straße, das ein Neubau oder eine verfallene Ruine sein mochte, eine Gestalt sich loslösen sah, die näher kam, ergriff ihn der rasende Wunsch, daß es ein nächtlicher Strolch sein möchte, der ihm auflauerte, ihn anfallen wollte, mit dem er kämpfen müßte auf Leben und Tod, um Angst, Schmerzen, Wut, überhaupt irgend etwas anderes zu empfinden als das, was ihn jetzt unentrinnbar gepackt hatte.

Es mochte auf Mitternacht gehn, als er den Johannsplatz erreichte. Hinter der grünen Wand von Lorbeer- und

Oleanderbüschen saßen an den Tischen nur noch wenige Gäste. Während er die Hotelfassade überflog, mit den meist dunklen Fenstern, blieb sein Blick auf zwei haften, aus denen noch helles Licht strahlte. Und diese Fenster — es konnte nicht anders sein — gehörten zu den Zimmern Marie Luisens.

Er blieb stehn. Wie ein Spieler, der alles Geld, Silber, Gold, Scheine, seine Uhr und Ringe, überhaupt alles, was er Wertvolles bei sich trägt, zusammenrafft und auf eine Karte setzt: so raffte er alle Kraft des Willens, alle Macht der Einbildung, alles, was in ihm wogte, wirbelte, gärte, zusammen in dem Wunsch, sie möchte jetzt ans Fenster treten . . . Die zitternden Hände geballt, starrte er mit gespanntem Gesicht hinauf, flüsterte tonlos mehrmals ihren Namen und verharrte regungslos mehrere Minuten lang, ohne zu atmen — aber als sich hinter den erleuchteten Vierecken nicht das mindeste regte, trat er langsam mit zu Boden gerichtetem Gesicht in das Hotel, ließ sich seinen Schlüssel von dem Portier aushändigen und hatte bereits die Treppe erreicht, als dieser ihm nachrief, daß die Dame von Zimmer neunzehn, zwanzig ihn zu sprechen wünschte. Da Grabaus sich mit verständnisloser Miene umwandte, fragte er ihn nochmals nach seiner Zimmernummer und fügte hinzu, es hätte seine Richtigkeit. Grabaus erhob schon den Fuß, um die Treppe hinaufzueilen, kehrte jedoch zurück und drückte mit verwirrtem, aber vor Freude strahlendem Lächeln dem Portier einen Gulden in die Hand, wofür dieser sich mit diskret und nicht ohne leise Mißbilligung gemurmeltem Dank verbeugte.

Beschwingt vom Gefühl seligster Erlösung, flog Grabaus dann die Treppe hinauf und trat, nachdem sein Klopfen beantwortet war, ins Zimmer, ergriff die Hand Marie Luisens, die

im Sofa geſeſſen und viele zerſtreute, vollgeſchriebene Briefbogen vor ſich liegen gehabt hatte, küßte und preßte ſie an ſeine Wangen und ſtammelte:

„Du — du Liebe — verzeih mir! Verzeih mir!“

„Warum denn?“

„Warum —? Um — —“

Ohne Worte zu finden, küßte er ihr Stirn und Schläfe, der ein leiſer Eau de Cologne-Geruch entſtrömte, und fragte erſchrocken:

„Haſt du Kopfſchmerzen?“

„Ein bißchen. Aber ſie ſind ſchon beſſer. Es war gut, daß ich mich eine Stunde ruhn konnte. — Aber wo haſt du nur ſo lange geſteckt? Ich dachte, du würdeſt überhaupt nicht mehr kommen.“

„Und ich dachte, du wollteſt mich nicht mehr ſehn. Da bin ich herumgelaufen in verzweifelter Stimmung.“

„Aber ich ſagte doch noch: bleiben Sie nur nicht ſo lange aus. Mehr konnte ich doch vor den andern nicht ſagen.“

„Bleiben Sie nur nicht ſo lange aus . . .“ wiederholte er, ſich erinnernd, mit nachdenklicher Stimme. „Ja, das haſt du geſagt. Und ich habe es nicht verſtanden. Auf Wiederſehn, ſagteſt du noch — und ich dachte, das wäre nur ein leeres Wort. — — Aber nun iſt ja alles gut. Nun ſeh ich dich, Marie Luiſe . . . liebe, liebe Marie Luiſe!“ ſagte er leiſe, und während er ſie mit inbrünſtigem, ſchmerzlöſendem Lächeln anſah, glätteten ſich die zerriſſenen Züge des Grams auf ſeiner Stirn.

„Wo warſt du denn nur?“

„Ach, wo ich war! Kreuz und quer — auf der Waſſer-

mauer — ich weiß selbst nicht mehr. — Ich war so verzweifelt."

„Warum?"

Er schüttelte den Kopf und nahm, ohne sie aus der Umschlingung seines Arms loszulassen, auf dem roten Plüschsofa an ihrer Seite Platz.

„Ich möchte ganz still neben dir sitzen — ganz still. — Nun ist ja alles gut. — Nun erkenne ich dich doch wieder, du Liebe."

Er strich ihr leise übers Haar.

„Du bist so schön, und ... ich war zuerst so verzweifelt — ich dachte, es wäre alles aus."

„Aber warum denn?"

„Ich weiß nicht. — Aber wie du da mit deinen Verwandten immer schwatztest und für mich keinen Blick übrig hattest — du warst überhaupt so gänzlich anders —: da kam mir das alles wie damals auf dem Reichstagsfest vor. Mauern lagen zwischen uns, ach, mehr wie Mauern — du wohntest einfach auf einem andern Planeten."

„Wie komisch du bist," erwiderte sie, und etwas wie die Rührung einer Mutter schwebte über ihr Gesicht, während sie den fast kindlichen Ausdruck auf seinem gewahrte, wie durchlebte Angst sich von neuem in glückseliges Vertrauen verwandelte. „Ich konnte mich doch mit meinen Verwandten nicht anders unterhalten, als ich tat. Und für dich war ich ganz dieselbe. — Ja, ja, ganz dieselbe!" wiederholte sie, als sie den aufhuschenden Zweifel gewahrte. „Höchstens sahst du mich anders, du wandelbarer Mensch!"

„Warum hast du mich denn so plötzlich fortgeschickt?"

„Wann?"

„Vor drei Tagen. Da mußte ich denken, daß du mich um jeden Preis entfernen wollteſt.“

„Das war auch gut. Das mußte ſein.“

„Gut — ? Vielleicht war's gut. Aber du konnteſt es jedenfalls nicht wiſſen.“

„Doch! Ich hatte mich vergeſſen. Der traurige Tag hatte mich eben untergekriegt, und ich mußte wieder ruhig werden.“

„Nennſt du das vergeſſen, wenn man ſich zeigt, wie man iſt?“

„Wie man iſt? — So bin ich nie und nimmer.“

Er hatte den Kopf auf dem gegen die Rückenwand des Sofas ruhenden linken Arm aufgeſtützt, ſeine Rechte lag leicht auf ihrer Schulter. So ſaß er in ihren Anblick verſunken.

„Ich war in krankhaft aufgeregter Stimmung, durchaus nicht ſo, wie ich ſonſt bin, Heinrich.“

„Über das alles wollen wir morgen ſprechen, dein Mann, du und ich. Heut iſt es ja ſchon ſo ſpät. — Laß mich noch eine kleine Weile ganz ſtill ſitzen. — Wie mir jetzt zumut iſt, muß den Kranken zumut ſein, die durch Handauflegen geſund werden. Wie gut das tut, dich nur zu ſehn! Ohne dich bin ich ganz verwirrt, aber mit dir wird all mein Trübes hell —“

„Was willſt du mit meinem Mann beſprechen, Heinrich?“

„Morgen.“

„Du mußt es mir jetzt ſagen. Sonſt ängſtige ich mich. Was haſt du ihm zu ſagen?“

„Weißt du das nicht? Weißt du das wirklich nicht? — Ich will ihn nur bitten, daß er dich frei gibt. Ich will ihm ſagen, daß ich nicht für mich bitte, ſondern für dich. Er will doch, daß du lebſt — aber kannſt du ſo weiter leben? Geh

doch zu allen Ärzten und laß dir verschreiben, was sie wollen, und laß dich hinschicken, wohin sie wollen — meinst du, sie könnten mit all ihren Mitteln verhindern, daß du dich schließlich verbluteſt? Man kann doch nicht einmal Weſen, deren Körper zuſammengewachſen ſind, voneinander trennen. Und das, was uns verbindet — iſt das nicht viel mehr? War das nicht im Augenblick da, wo wir uns ſahen, und bleibt das nicht unzerſtörbar, ſo lange einer von uns lebt? Ja, du magſt ſagen, ich glaube nicht dran. Aber es iſt doch da. Du magſt ſagen, ich will nicht. Aber es iſt ſtärker als dein Wille. — Hing denn das überhaupt von unſerm Willen ab? Als ich dich ſah, dachte ich da: ‚Du gefällſt mir, in dich könnte ich mich verlieben?‘ — Nein, als ich dich ſah, da warſt du kein unbekannter Menſch für mich, dem ich zum erſten Mal begegnete, ſondern ich war nur von dir getrennt geweſen, wie ich von mir ſelbſt getrennt geweſen war, von dem eigentlichen, tiefſten Menſchen in mir — ich hatte dich immer geſucht, und nun ich dich fand, da ſprach dieſer Menſch aus mir, der dir längſt gehörte, dem du längſt vertraut warſt. Darum ſcheint es auch ſo, als wäre ich innerlich verarmt. Arm ſteht man immer da nach jeder Neugeburt. Aber dieſe Armut iſt nur der Anfang eines viel größeren Reichtums, wie deine Krankheit der Übergang zur Geſundheit iſt. — — Das iſt doch alles ſo einfach. Das wird auch dein Mann einſehn. Ja, wenn es nur um mein Glück ginge, um meine Wünſche, meine Leidenſchaften — aber dieſe haben im letzten Grunde nichts damit zu tun. Wir müſſen einander gehören, nicht weil wir uns lieben, ſondern weil wir zueinander gehören, deshalb läßt das Verlangen uns keine Ruhe. So iſt es. So einfach, ſo notwendig, daß ſich gar nichts dagegen ſagen läßt.“

Mit leiſer Stimme und faſt ohne Aufregung hatte er geſprochen, und obwohl ſein Auge auf Marie Luiſe gerichtet war, gewahrte er doch nicht eigentlich ſie, ſondern hatte die zuerſt unbeſtimmte, dann immer deutlicher werdende Empfindung, inmitten der Berge zu ſein, inmitten der kühn ragenden Felſentürme, Nadeln und Zinnen, die faſt den Sternhimmel berührten, aus deren zerriſſenen Klüften ein friſcher Wind ſauſend dahinpfiff, unter denen die dunklen Erdentäler in unermeßlicher Tiefe dämmerten, hatte die wunderbar freie, leichte und ſtolze Gewißheit, von allen Zweifeln, Sorgen, Leidenſchaften, Begierden, von allem, was die reine Menſchlichkeit belaſtet und hemmt, befreit und umgeben von Gebilden ewiger Größe und ewiger Notwendigkeit zu ſein, die den Gefühlen entſprachen, die in ſeiner Bruſt wirkten und lebten.

Marie Luiſe hatte ſich hoch aufgerichtet und ſaß noch ebenſo regungslos da, als er ſchwieg, mit zurückgebogenen Schultern und gradem Rücken, den Kopf aufwärts gewandt. Ihr Geſicht war blaß, aber die Augen verbreiteten einen ſolchen Glanz, beherrſchten es ſo ganz, daß es wie eine Umrahmung verſchwand. Tiefſter Schmerz und höchſte Seligkeit lag in dieſem regungslos lauſchenden Blick, der ſich nicht veränderte, als tönten ſeine Worte noch immer, oder als hörte ſie nicht dieſe Worte, ſondern klangvollere, mächtigere Stimmen ihres Innern.

„Ich halte dich nun feſt, ob du willſt oder nicht — denn das, was über deinem Willen ſteht, gibt mir recht.“

Sie ergriff mit unwillkürlicher Bewegung ſeine Hand, die ſie krampfhaft umpreßte, ſah ihn an und ſchien ſprechen zu wollen, doch als wenn der aufquillende Strom übermächtiger Empfindungen ihre Kraft bräche, ſank ihr Kopf auf ſeine Schulter,

und er fühlte, wie in immer rascheren Tropfen die Tränen auf seine Hand fielen.

„Warum weinst du? Nun wird ja alles glücklich enden.“

Aber nach einer kurzen Weile schien sie ihre Kraft gesammelt zu haben und sagte mit klarer, wenn auch bebender Stimme:

„Heinrich, was du da sagst, das kann nie geschehn. Nie! — Laß mich ausreden. Unterbrich mich nicht. Du weißt nicht, was mich mit meinem Mann verbindet. Ich kann ihn nicht verlassen. Und wenn er mich auch frei gäbe, das würde nichts ändern. Ich käme nicht drüber weg, daß ich mich selbst verraten habe. Deshalb müssen wir auseinandergehn. Ja, ja, ja! Wir müssen! Glaub mir!“ fuhr sie in angstvollerem Ton fort. „Man wird durch ein Unrecht nicht glücklich. Du würdest dir ja selbst nie verzeihn können. Auch du mußt bei deiner Frau bleiben.“

„Was? — Was sagst du da?“

„Ja, auch du bist gebunden.“

„An die bin ich durch nichts gebunden. Wir sind zwei fremde Menschen, die nicht ein einziges gutes Gefühl zusammenhält. Gar nichts außer dem Zwang.“

„Und deine Kinder? Ist das kein Band? — Du sagst, kein gutes Gefühl —“

„Nichts, nichts. Nur Abscheu und Grauen. Eine Frau, die so gehandelt hat —“

„Und wenn sie so gewesen ist — wer trug die Schuld? Du und ich — wir beide, Heinrich.“

„Marie Luise!“ schrie er, indem er die Hände zusammenschlug und aufspringen wollte.

Sie riß ihn am Arm, und als er sie empört und außer sich anstarrte, fuhr sie mit jagender Stimme fort:

„Wir beide sind schuld. Das wollte ich dir schon längst sagen. Nur war ich zu feige dazu. Deine Frau hat sich niedrig benommen, aber weißt du, was sie gelitten hat? Unmenschlich hat sie gelitten. Du hast ihr nicht beigestanden, als sie sich selbst überlassen war. Hättest du ihr nur ein bißchen geholfen, so wäre sie nicht so geworden. Darum mußt du zu ihr zurückkehren. Aber nicht als Fremder, sondern deine Teilnahme, dein Vertrauen, deine Hilfe mußt du ihr geben. Glaub mir, kein Mensch ist so schlecht, daß er Aufrichtigkeit und Güte widersteht. Aber wenn er leidet und sich verlassen sieht von dem, den er liebt, dann verkehrt sich seine Seele in Bosheit und Haß."

Aus vager Ferne empfand Grabaus, daß in diesen Worten etwas Bestimmendes lag, vielleicht eine Wahrheit, vielleicht die unumgängliche, unübersteigliche Wahrheit. Aber so ganz wider Erwarten hatte sie ihn getroffen, daß er blindlings davor zurückfloh. Er sprang auf, wie jemand zur Seite springt, bei dem ein Ziegelstein haarscharf am Gesicht vorbei zu Boden gefallen ist. Mit ringender Brust atmete er die durch das Fenster strömende kühle Nachtluft ein, um sich von dem dröhnenden, erstickenden Herzschlag zu befreien. Und, wenigstens körperlich etwas beruhigt, erwiderte er dann mit halber Stimme, ohne sich umzuwenden:

„Du kennst meine Frau nicht. Die ist ja zehnmal stärker als ich. — Nicht ich bekäme Gewalt über sie, sondern sie über mich. Und für die soll ich mich opfern?"

„Nein, für dich selbst! Für dich selbst!"

Aber das war ihm vollends nur ein leeres Wort, das kaum sein Ohr berührte. Er empfand in diesem Augenblick nichts als eine ungeheure, niederschmetternde Enttäuschung.

So felsenfest vom Recht seiner Sache überzeugt, von ihrer Wahrheit, Notwendigkeit, ihrer alle Einwendungen zersplitternden Kraft hatte er gesprochen — und was hatte sie erwidert? Daß sie in diesem heiligsten und höchsten Augenblick den Namen seiner Frau auch nur erwähnte, erschien ihm wie ein Hohn, wie eine unbegreifliche und beinah heimtückische Beleidigung ... Regungslos, wie angewurzelt, stand er, sog mit bebenden Atemzügen den Luftstrom ein, starrte auf den weiten schwarzen Raum, aus dem nur mit undeutlich weißem Schimmer die Gestalt des Denkmals sich heraushob, und dachte, wie erträglich, wie leicht, wie gehoben trotz aller Wirrsale noch vor wenigen Augenblicken da draußen seine Stimmung gewesen war; da hatte in aller Qual der Sehnsucht ihn doch noch die Hoffnung getröstet. Aber zerbrochen, zertreten, zerschellt lag jetzt alles. Wirklich — das sollte das Ende sein? Daß sie auseinandergingen, daß er zu seiner Frau zurückkehrte und um deren Liebe warb. Daß er sich hinabziehn ließ in deren dumpfe, trübe, niedrige Welt, bloß um sich sagen zu können, daß er sich als treuen Gatten dem Gesetz gehorsam gezeigt hatte. Sie hatte ihm das geraten, sie — Marie Luise?!

Er wandte sich mit einem hastigen Blick nach ihr um, als müßte er sich überzeugen, daß sie es wirklich gewesen war, die da gesessen und solche Worte gesprochen hatte. Dann starrte er wieder brütend aus dem Fenster und rührte sich nicht, als er das sachte Rascheln ihres Kleides und leichtes Glucksen hörte, worauf mit der wärmeren und schwereren Luft des Zimmers ein süßer Eau de Cologne-Duft ihn anwehte.

Aber das alles sind ja nur Worte, dachte er plötzlich, leere, tönende Worte, hinter die sie sich flüchtet, hinter denen sich die Wahrheit verbirgt. Und mit aller Gewalt war jetzt

das gegenwärtig, was vor wenigen Tagen geſchehn war: da hatte ſie ſich an ihn geklammert und ihn geküßt, hatte ihm ihre Seelennot verraten und ihn hineinſchauen laſſen in ihr zuckendes, ſich abringendes Herz, das offen ſeinen Blicken dalag und zu ihm flehte: vernimm doch mein ſtummes Schreien, fühl doch das mit, wogegen mein Wille ankämpft und was ſtärker iſt als aller Wille, verſteh doch, wie mein einziger Wunſch iſt, daß du mich retteſt, mich befreiſt, mich nimmſt, mich fortträgſt, du, der Stärkere, mich, das ſchwache Weib, auch gegen meinen Willen, wie im Raub.

Gegen ihren Willen — gegen ihren Willen: es lag darin eine wilde, aufrühreriſche Muſik, es lag darin die fortreißende Macht eines Sturzbaches, und es lag darin eine wirbelnde durcheinanderſchießende Menge von betäubenden, lockenden, ängſtigenden Vorſtellungen. Ganz allein waren ſie in dieſer Nacht — in dieſer einzigen, nie wiederkehrenden, lauen, Luſt atmenden und ihm von Gott zur Erlangung ſeines wie ihres Glückes geſchenkten Sommernacht.

Und während er in vollen Zügen die Luft einatmete, fühlte er wieder mit blinkenden Wellen den weichen Strom über ſich hinfließen, fühlte ſich ſinken und ſinken in ſüße, traumhafte Dämmerungen, glaubte ſchwere Düfte einzuatmen und übermütig lachendes Klingen eines Liedleins zu hören und verwegene Hände ſich ausſtrecken zu ſehn — er aber lag tief, tief im Schoß eines unergründlichen Waſſers und fühlte ſchwer mit Süßigkeit und Qual, mit verzehrender Glut und aufreizendem Schmerz die Sehnſucht auf ſich laſten — eine Sehnſucht, die kein Morgen kennt, die nur Erfüllung heiſcht . . . hatte noch im wachſenden Taumel einen kurzen Augenblick lang die blitzartige und ſtechende Empfindung, daß er fliehn, daß er,

ohne auch nur mit einem Blick Marie Luise zu ſtreifen, auf die Tür ſtürzen und dieſe hinter ſich zuſchlagen müſſe, wandte ſich dann, ohne zu wiſſen, welchem Drang er nachgab, um, und als er die halb erhobene Geſtalt, die ihm ihre Hand entgegenſtreckte und ſagte: „Heinrich, ſei gut! — Sei gut! —“ erblickte, ſank er, ohne auf ihre Worte zu hören, neben ihr auf die Kniee, umſchlang die Zurückgelehnte mit beiden Armen und ſtammelte:

„Du gehſt ja zugrund! Du gehſt zugrund! Du ſollſt nicht. Leben ſollſt du, du liebe, du liebe —“

Dabei küßte er ſie auf ihre Augen, ihre Stirn, ihr Haar, küßte die Tränenſpuren von ihren Wangen und preßte erſtickende Küſſe auf ihre Lippen.

Sie verſuchte ihn zu beruhigen, ſich loszumachen, drängte ihn erſt leiſe, dann mit größerer Gewalt von ſich und ſagte:

„Nimm doch Vernunft an, Heinrich. Laß doch mit dir reden.“

„Vernunft?“ erwiderte er und warf leidenſchaftlich den Kopf zurück.

„Dann geh! — Wenn du mich lieb haſt, gehſt du jetzt!“

„Wenn du mich lieb haſt, gehſt du jetzt — nein, nein, nein. Ich geh nicht. Ich bleibe. Ich trage dich fort. Ich laſſe dich nicht. Mein biſt du — allen zum Trotz. Dir ſelbſt zum Trotz. O du — du Schöne, du Blonde — — ich will dir ſagen, wie mir iſt.“

Und plötzlich in dieſer furchtbaren Erregung wurden ſeine Züge ſcheinbar ganz ruhig. Ohne zu ſprechen, heftete er ſeine Augen in ihre, und währen der ſie mit regungsloſem, ſanftem, leidendem und verſunkenem Ausdruck anſah, trat aus ſich öffnenden Tiefen ein Geheimnis zutage.

„Ich bin krank," sagte er leise. „Krank. Ich leide an dir. Ich sehe und denke nichts anderes als dich. Du bist in mir wie eine Qual. Wie ein Feuer. Wie ein Wahnsinn. Ich habe keine Vernunft mehr. — Ich —"

Er stöhnte leise und ließ den Kopf in ihren Schoß fallen. Sie hatte sich über ihn gebeugt, am ganzen Leibe zitternd, und in der aufsteigenden Angst, in dieser Angst vor ihrem Mitleid, ihrer Schwäche, vor der Umdämmerung ihres Willens zerrte sie an seinem Arm und bat immer inständiger:

„Steh auf, Heinrich! Steh auf! Steh auf! Du mußt gehn."

„Ich kann nicht. — Warum soll ich gehn? Warum sollen wir uns opfern? Für wen?"

„Du mußt gehn," wiederholte sie erregt. „Wenn nicht alles aus sein soll, dann mußt du augenblicklich gehn."

„Was?"

„Ja, augenblicklich."

„Wenn ich gehe — —" versetzte er, sich plötzlich aufreckend. „Wenn — — ich gehe — —"

„Was dann?"

„Dann ist alles aus."

„Heinrich!"

„Dann bist du — so — feige — so — grausam," stieß er mit schneidender Stimme hervor. „Dann glaub ich dir gar nichts mehr. Gar nichts."

„Heinrich! Sag doch das nicht. Du bist ja nicht bei Sinnen. O du — das wirst du bereuen. Sieh mich nicht so an! — Was ist dir? — Heinrich — Heinrich — — nimm mich — nimm mich — nur sieh mich nicht so an! —"

Sie schlang ihren Arm um seinen Hals, schmiegte ihre

Wange an seine Stirn und preßte ihn mit aller Gewalt an sich, um ihn der Erstarrung zu entreißen. Aber behutsam, mit scheuen Händen machte er sich los, ließ sie, deren Augen noch immer um Barmherzigkeit flehend auf ihn gerichtet waren, in die Ecke des Sofas niedersinken, zog seine Finger, die sich vor Entsetzen krümmten, aus der Umklammerung ihrer Hände und wich selbst vor der Berührung ihres Kleides zurück, während er noch immer mit aufgerichtetem und wie gebäumtem Oberkörper vor ihr kniete. Aber auf seinem Gesicht lag jetzt nicht mehr dieser aus Qual in Wut verzerrte, haßerfüllte Ausdruck. Sondern jetzt war er ganz wieder zur Besinnung gekommen und Herr seiner selbst, und seine geknebelte, zu Boden gepreßte Vernunft hatte sich jetzt frei gemacht, sich erhoben, und in der tiefen, lautlosen, leeren Stille, die plötzlich eingetreten war, blickte sie, wie der grelle Sonnenschein auf die Verwüstungen einer Sturmnacht, mit grausam sich rächender Klarheit auf das nie zu vergessende, nie zu verzeihende Geschehnis. Und nachdem sie alles überschaut und alles begriffen hatte, sank er stumm mit fahlem Gesicht in sich zusammen, rührte sich nicht, als er fühlte, daß ihre Hand auf seinem Kopf lag, wagte nicht den Blick zu erheben, als sie ihn leise beim Namen rief, und während sie ihn mit sanfter Gewalt aufrichtete, sah er sie an, ohne daß der brütend und in sich gekehrte Ausdruck seiner Augen sich veränderte.

„Ich hab dich wirklich lieb, Heinrich. Du kannst mir glauben."

„O Gott, ich tu's ja," antwortete er gequält.

„Ich hab dich lieb — bis in den Tod," flüsterte sie. „Aber an ihn muß ich denken, der mir vertraut. So fest, so fest! — Man kann nicht an Gott fester glauben, als er mir glaubt."

„Du mußt das vergessen — was ich gesagt habe —“ brachte er mit bebender und tonloser Stimme hervor und ließ dann die wankenden Augen sinken. Eine wunderbar süße, schmerzlich selige Milde lag auf ihrem Gesicht, während sie sein Haar streichelte, nicht ablassen konnte, es zu berühren und zu liebkosen.

„Steh auf!“ sagte sie dann. „Du mußt nun gehn. — Aber eins versprich mir, eh du gehst —“

„Was soll ich tun?“

„Wir müssen Abschied nehmen. Heute noch. — Du mußt abreisen ohne mich.“

„Marie Luise — warum?“

„Ach, ich geh zugrund neben dir. Glaub mir, wo du bist, da bin ich auch. Aber laß mich allein. Ich kann's nicht mehr ertragen. Ich sterbe dran.“

„Marie Luise — warum? — Warum?“

Seine Augen rangen mit ihr, in stummer Verzweiflung und tödlicher Angst, sprachen aus, was er nicht wagte laut werden zu lassen, und gaben dann endlich nach. Da küßte sie weinend seine Stirn und schmiegte sich immer wieder an sein Gesicht.

Er stand schon in der Tür und hatte die Schwelle überschritten, als er sich plötzlich umwandte und sagte:

„Marie Luise — wir sehn uns nie wieder.“

„Doch — du siehst mich wieder.“

„Wann?“

In diesem Augenblick blitzte aus dem purpurnen Band, das hinter den gegenüberliegenden Dächern sich ausbreitete, erstes Frühlicht und ergoß sich mit einem feinen, hell stäubenden Strom ins Zimmer. Aber desto dunkler hob ihre Ge-

ſtalt ſich ab, und tiefe Schatten und Furchen lagen auf ihrem ſchmalen Geſicht, als wäre alles blühende Fleiſch ihrer Wangen von unſichtbaren Händen unterhöhlt. Kaum verſtändlich, nur ein rauhes Flüſtern war ihre Antwort.

„Leb wohl! Leb wohl!“

Dann ſchloß ſie die Tür, und er ſtand allein auf dem finſteren Flur.

Langſam ſtieg der Wagen mit Marie Luiſe und ihrem Bruder die Straße nach Caſtelruth hinan. Die beiden ſaßen ſtumm nebeneinander und wechſelten nur in langen Zwiſchenräumen eine kurze, gleichgültige Bemerkung.

Er hatte dabei geſtanden, als Grabaus Abſchied nahm von ſeiner Schweſter, hatte dem Zurückbleibenden noch lange gewinkt, der ohne ein Zeichen der Erwiderung vor ſich hinbrütete, bis er dann, als der Zug ſchon die Halle verlaſſen, wie aus einem Traum aufwachend, den letzten vorbeirollenden Wagen nachſtarrte. Da war in Wolf ein jäher Zorn über ſeine Schweſter aufgebrauſt, deren Handlungsweiſe ihm grauſam und unbegreiflich erſchien. Aber als er ſich dann umgewandt und ihr Geſicht geſehn hatte, war dieſer Zorn verraucht. Mit trocknen, wie verzehrten Augen blickte ſie ihn an.

„Iſt er fort?“

Er nickte. Und mit einem Mal begriff er, was in ihr vorging. Er ſetzte ſich in die äußerſte Ecke des Coupés und

drehte ihr den Rücken zu. Mit aller Kraft ſuchte er ſich zu beherrſchen, aber unaufhaltſam rollten die Tränen über ſeine Wangen. Wie ein Kind weinte er — der einzige, der weinen konnte.

Träge, mit geſenkten Köpfen ſchlichen die Pferde durch die Sonnenglut.

Zweimal hatte Marie Luiſe dieſe Fahrt gemacht, und all die alten Stellen erkannte ſie wieder, an denen ſie jetzt vorüberkam, und auch die Empfindungen von damals ſtellten ſich wieder ein. Da war die Zollſchranke. Das erſte Mal hatte ſie dort mit ihrem Mann geraſtet und dem Freund eine Karte geſchickt mit vergnügten, faſt übermütigen Zeilen, daß ſie ihn bald erwarteten. Die Gegend ſei ſo herrlich. Er müßte ſchleunigſt kommen! — Das zweite Mal war ſie den Berg hinunter in ſchlankem Trab durchgefahren, mit Unruhe und bänglicher Sorge wohl, aber doch mit wie viel freudiger Wiederſehenshoffnung im Herzen! Jetzt aber — — Doch von ihr ſelbſt und dem, was ſie erwartete, kehrten ihre Gedanken immer wieder zu dem Zurückgebliebenen zurück. Was mochte er nun wohl tun? Saß er in ſeinem Hotelzimmer und dachte an ſie? Irrte er durch die Straßen und ſuchte ſie dort? Wieder hörte ſie ſeine letzten Worte, als er auf dem Wege zum Bahnhof ſie noch einmal, obwohl er wußte, daß es vergeblich war, zurückhalten wollte. Nun trug er an ſeiner Qual, war irr an ſich und an ihr, denn kein Wort hatte ſie erwidert.

Jetzt aber bog ſie ſich zurück, und aus ihrer verzweifelten Bruſt ſtieg es wie heißes Rufen zu dem Fernen hin, es ſei doch nur für ihn, daß ſie ſich opferte. Damit er frei war fürs Leben, für alles, was die Zukunft von ihm forderte, hatte ſie ihn verlaſſen. . . Aber wie unterirdiſche Waſſer, die, mag

man ihre Ausflüsse verschließen, wo und wie man will, dennoch immer neue Wege finden, erhoben sich die alten raunenden Stimmen, ob es nicht doch die Möglichkeit eines neuen Lebens gäbe in naher oder ferner Zukunft? Der Drang nach Glück, nach Daseinsrettung umklammerte sie mit starren Griffen. Konnte ihr Mann die Trennung nicht verwinden? War seine Frau durch Bitten und Vorstellungen nicht zu erweichen? Und wenn sie selbst den Geliebten von Weib und Kindern losriß, konnte sie's nicht verantworten? Wenn er das neue Amt verlor, blühte mit ihr zusammen nicht überall eine fruchtbare, schönere Zukunft? Warum hatte sie's nicht gewagt, den Sprung ins Dunkle? Wer sich nur mutig in den Abgrund stürzt, irgendwo muß er ja Boden finden. War's nicht Feigheit? Die letzte dumpfe Regung der törichten Alltagsseele, die vor dem Äußersten zurückschrickt?

Aber zu klar, mit tödlicher Klarheit erkannte sie den Trugschluß all der Stimmen, und deutlich wie die von hellster Sonnenglut bestrahlte Straße lag der Weg, den sie gehn mußte, vor ihr, der Weg, der nie zu ihm führte, auch in fernster Zukunft nicht. Für sie gab es keine Brücke mehr zum Glück. Daß sie sich selbst getreu blieb, darin war alles eingeschlossen.

Und wie ein Aufleuchten, wie glorreicher, verzehrend reinigender Flammenschein kam über sie das Bewußtsein, daß, indem sie ihn freigab, sie ihn sich zu eigen machte fürs ganze Leben. Das wußte sie, daß er sie nie vergessen würde. Kein späteres Glück konnte die weißstrahlende Stunde auslöschen in der Mondnacht des Parks. Und wenn in dunklen Stunden sein Mut zusammenbrach, wenn er nirgendwo eine Stimme des Trostes hörte, wenn alle Schaffenskraft und Hoffnung ihn verließ, dann würde aus vergangenen und doch lebendigen

Fernen ihr Wort geheimnisvoll ihm klingen, ihr Licht ihm glänzen. Noch mochte er sie nicht begreifen und mit ihr hadern in wühlendem Schmerz, doch einst würde er sie verstehn: die an ihn glaubte, die im Glauben an seine Kraft ihr Glück fortgeworfen hatte, die gestorben war, damit sein Leben sich erhöhte.

Und es war ein Schweben in reiner, leichterer Luft, wie sie fühlte, daß ihr Leben selbst das Opfer war, das sie ihm brachte. Sie fühlte es, als wenn das Blut ihr schon enteilte mit roten Strömen ins Tal hinab, daß sie das Leben zurückließ zugleich mit ihm.

Ein Rausch der Freude ergriff sie in dem Bewußtsein, daß die Kraft, deren Wirken sie von Kindheit an in sich gefühlt, die ihr Zuversicht verliehn in allen Nöten und heitere Erhabenheit allem Gemeinen gegenüber, daß diese Kraft, an der sie mit ganzer Inbrunst gehangen hatte und doch in wirren Augenblicken verzagt war, nun siegreich triumphierte. Aus eigenem Willen hatte sie getan, was ihr als recht erschien, und hatte sich überwunden. Da wirbelte der Staub dahin, vom Wind getragen, ein Raub des Windes, talwärts flossen die Wasser den vorgeschriebenen Lauf — sie aber, vom Sturm der Sehnsucht zu ihm getragen, während jeder Blutstropfen ihm entgegeneilte: sie hatte sich frei gemacht und war den selbstgewählten Weg gegangen, von keiner Macht gebeugt, Herrin über sich.

Ein Hochgefühl erfüllte sie in diesem Augenblick wie eines Kriegers Mut, der mit fliegender Fahne in die Schlacht zieht und sich gefeit weiß gegen allen Schmerz der Wunden, die ihm der Feind beibringen kann.

Eine Woche blieb Wolf noch in Ratzes, dann reiſte auch er ab. Als er fort war, wurde das Wetter ſchlecht. Wie ein Waſchhaus mit Dampf wurde das enge Tal mit Nebel erfüllt, und die feuchte, kalte Luft drang in die Zimmer, näßte die Leintücher der Betten, hängte ſich in die Kleider, kroch in die Lungen. Eines Tages — als ihr Mann erneuter Schmerzen wegen liegen mußte — bekam Marie Luiſe wieder einen Blutſturz, ohne recht erkennbare Veranlaſſung. Sie verſchwieg es, machte ſich ſelbſt auch keine Sorgen, da die Ärzte ihr geſagt hatten, daß bei der Dünnwandigkeit und oberflächlichen Lagerung ihrer Gefäße leicht eins zerreißen könnte. Aber ſchlimmer war die zurückgebliebene Ruheloſigkeit, dieſe furchtbare Nervoſität, die ihr bei jeder Gelegenheit das Blut in die Wangen trieb, die ſie zuſammenzucken ließ beim kleinſten Geräuſch und ſie nachts auf dem Bette hin- und herwarf, daß ſich die Stunden zu qualvollen Endloſigkeiten dehnten. Sobald es dem Major beſſer ging, reiſte er mit ihr nach dem Gardaſee und von dort an die Riviera. Aber ihr Zuſtand verſchlimmerte ſich immer mehr. Es war, als wenn die Natur ſelbſt, ihr Körper, ihr Herz, jeder Blutstropfen ſich rächte für die Gewalt, die ihm angetan war. Unerträglich wurden ihr die Menſchen, ihre Stimmen, ihre Bewegungen beim Eſſen, unerträglich wurde ihr ſelbſt ihr Mann, ſeine Fürſorge, ſeine Fragen. Wenn er um ſie war, lag in ihren Augen nur ein ſtummes Flehn: Laß mich allein!

Unter dieſem tiefblauen, blendenden Himmel, an dem glitzernden Meer, inmitten all des Lichts, das in ſie eindrang, auf der Hotelterraſſe und in ihrem bis zum letzten Winkel mit Sonnenſchein erfüllten Zimmer, ergriff ſie das furchtbare Heimweh des Nordländers, das Sehnen nach dem milden, wolken-

verhangenen Himmel zu Hauſe, nach den zarten Farben der Abenddämmerung, wenn mit dem wachſenden Dunkel draußen die Lichter der inneren Welt ſich entzünden, nach den traulichen und troſtreichen Zwiegeſprächen, die ſie mit dem Freunde geführt hatte, während der Regen gegen die Scheiben trommelte, und im Kamin rötliche Funken den Holzſcheiten entſprühten. Dann war, wenn ſie allein geblieben, ein Blumenland fröhlicher Hoffnungen in ihrem Herzen aufgegangen. Hier aber, wo ſie jetzt weilte, gab es weder Hoffnungen noch Träume, nicht einmal dunkle Winkel für ihren Schmerz.

Dieſes Bangen ihres hilfloſen Herzens wurde oft ſo ſtark, daß ſie all ihre Vorſätze vergaß und an Grabaus ſchrieb: zu kommen und ſie fortzuführen, wohin er wollte. Hinterher aber verbrannte ſie dieſe Briefe ſtets. Dagegen waren die, die ſie ihm wirklich ſchrieb, kurz und zurückhaltend; kein noch ſo ſcharf blickendes Auge hätte herausleſen können, wie es wirklich um ſie ſtand.

In regelmäßigen Zwiſchenräumen kehrte dieſer Zuſtand einer namenloſen Angſt wieder, bis dann jedesmal nach einem neuen Blutſturz eine große Linderung über ſie kam, eine tiefe, ſtille Ruhe, als wenn ſie jenſeits des Todes, den ſie überwunden, ihr Leben und auch das ſeine überſchaute. In ſolchen Stunden ſchrieb ſie ihm ebenfalls Briefe, die ſie aufbewahrte als ein letztes Geſchenk für ihn.

Eines Tages, nachdem ihr Mann mit einigen Gäſten einen Ausflug unternommen hatte, fand er ſie fiebernd und in großer Aufregung. Obwohl ſie ihn ſelbſt zu dieſem Spaziergang veranlaßt hatte, überhäufte ſie ihn doch mit Vorwürfen, deren Ungerechtigkeit ſie einſah, die ſie aber nicht zurückhalten konnte, und ſchließlich, da er ſie beruhigt hatte, bat ſie ihn unter Tränen

mit ihr heimzureiſen. Der Arzt unterſtützte angeſichts ihres Zuſtandes dieſen Wunſch. Anfang Dezember langte Marie Luiſe mit ihrem Mann nach mehrfachen Unterbrechungen der Fahrt in Weimar an.

Nachdem Grabaus Frau und Kinder, die während der Umzugstage nach Berlin zu ſeinen Schwiegereltern reiſen wollten, auf die Bahn begleitet hatte, beſchloß er noch einmal, Wolf aufzuſuchen, um ſich nach Marie Luiſe zu erkundigen. Er ſelbſt war erſt geſtern von einem längeren Aufenthalt in Berlin heimgekehrt und hatte ſogleich den Freund ſprechen wollen, aber erfahren, daß dieſer verreiſt ſei. Auch jetzt teilte ihm die Wirtin mit, ihr Mieter wäre noch nicht heimgekehrt. Über Ziel und Dauer ſeiner Reiſe konnte ſie keine näheren Angaben machen, ſondern wußte nur, daß der Herr in ihrer Abweſenheit einen kleinen Koffer gepackt habe und in aller Haſt damit zur Bahn geeilt ſei, mit der Hinterlaſſenſchaft an das Dienſtmädchen, er würde in einigen Tagen wieder da ſein, doch könnte es auch länger dauern.

So blieb Grabaus nichts anderes übrig, als ſeine Wohnung aufzuſuchen, wo die Packer damit beſchäftigt waren, die letzten Sachen in den auf der Straße wartenden Wagen zu laden. In einem Schrank, den man während ſeiner Abweſenheit nicht hatte öffnen können, befand ſich noch eine Anzahl Bücher, weshalb er dieſe in eine leere Kiſte zu füllen begann.

Trotzdem im Zimmer mit den Resten der noch vorhandenen Kohlen nur mäßig geheizt war, wurde ihm doch bald warm bei der Arbeit, er warf den Rock ab und legte ihn über einen zerbrochenen Küchenstuhl, der mit anderen unbrauchbar gewordenen Stücken zurückbleiben sollte. Durch die großen Fensterviereckе fiel graues Schneelicht. Es schneite heftig und ununterbrochen, und da wegen der fehlenden Gardinen den Fenstern der rechte Abschluß fehlte, hatte er die Illusion, daß jeden Augenblick die Flocken hereinwirbeln würden. Mit Staub und zerstreuten Fetzen von Zeitungspapier bedeckt war der Fußboden, und die kahlen Tapeten, die da, wo früher Bilder gehangen hatten, dunklere Flecken aufwiesen, sahen trostlos verblichen aus.

Grabaus hatte grade eine Reihe Bücher im Arm, als nebenan eine Kiste zugenagelt wurde. Die Hammerschläge, zuerst dumpf dröhnend, klangen dann scharf und hell. Nervös lauschend setzte er sich auf den Rand der Kiste und wischte sich das nasse Haar aus der Stirn. Als nebenan rauhe Kommandoworte, ein Ächzen und dann ein Gepolter schwerer Schritte ertönten, begann sein Herz mit der ganzen Stärke einer plötzlichen Angst zu schlagen, und halb verzweifelt dachte er: ‚Warum höre ich nichts von ihr? Keinen Brief seit drei Wochen! Und wo ist Wolf? Warum gibt er mir keine Nachricht? Es ist ja grade, als ob sie alle nichts mehr von mir wissen wollten.‘

Er starrte auf das graue Schneetreiben, und seine Gedanken kamen dabei nicht über diese ergebnislosen Fragen hinaus. Dann aber biß er die Zähne zusammen und sagte sich: ‚Ich will nicht mehr an sie denken. Ich will nicht mehr. Was also ist zu tun?‘ Dabei nahm sein Gesicht den Ausdruck einer krampfhaften, bebenden Anstrengung an; dieser Ausdruck, den

es in der letzten Zeit oft getragen, hatte darin seine Spuren hinterlassen, hatte es gehärtet, abgemagert und zugespitzt.

Die Kiste war fast gefüllt, nur noch wenige Bücher lagen aufgeschichtet auf dem Boden und abseits daneben eins, das er schon vorhin zur Hand genommen, dann aber wieder beiseit getan hatte. Jetzt erst, als alle Bücher eingepackt waren, griff er wieder danach; doch als wenn ihm das Zeitungspapier zu schlecht wäre, um es darin einzuwickeln, entnahm er seinem Koffer einige Bogen weißen Papiers, die er auf dem Fußboden ausbreitete. Aber während die angestrengte Aufmerksamkeit seines Gesichts allmählich einem grüblerischen Ausdruck wich, vergaß er seinen Vorsatz, nicht mehr an Marie Luise zu denken, öffnete das Buch und blickte, sich halb aufrichtend, mit aufgestütztem Kopf das Titelblatt an. Es war die erste Ausgabe des Faust, oben am Rand stand eine eigenhändige Widmung Goethes an eine Weimarer Dame, darunter der Name Wolf August von Hellen, des Großvaters Marie Luisens, in dessen Besitz das Buch später übergegangen war, am unteren Rand aber war mit feinen Buchstaben geschrieben: „Herrn Doktor Grabaus, in dankbarer Erinnerung M. L. Platen."

Er erinnerte sich des Augenblicks, an dem Marie Luise ihm dieses Buch geschenkt hatte; bei seinem Fortgehn hatte sie es ihm eines Abends mit einem Lächeln in die Hand gedrückt. So deutlich sah er dieses Lächeln, daß er sich umdrehte, ob sie nicht unvermutet ins Zimmer getreten wäre? Andere Erinnerungen kamen wie lautlose Schatten, aber mit so eindringlicher Gewalt, daß er darüber seine Umgebung vergaß und den Lärm der auf dem Korridor polternden Arbeitsleute nicht mehr hörte. Endlich stand er auf, und indem sein Blick auf die kahlen Wände fiel, sagte er sich, daß alles zu Ende

ſei, was er hier erlebt hatte und was er geweſen war. Wohl lagen die toten Dinge ſorgſam verpackt zum Mitnehmen bereit in Kiſten und Kaſten — aber nicht mitnehmen konnte er den goldenen Schein, der ſie verklärt hatte, und nicht das Hochgefühl in ſeiner Bruſt, den mutigen Glauben an ſich und die fröhliche Menſchenliebe, die der Gewißheit entſprang, von ihr geliebt und der Geliebten wert zu ſein. Nun hieß es leben ohne ſie.

Er blieb am Fenſter ſtehn. Noch tanzte vor ſeinen geſchloſſenen Augen der Flockenwirbel eine Weile fort, aber ganz deutlich ſah er dann das kleine ſonnendurchleuchtete Zimmer am liguriſchen Strand, in dem Marie Luiſe ſaß. Die unbedeutendſten Kleinigkeiten gewahrte er an ihr, die lockeren Ringe an ihren Fingern, die Broſche an ihrem Hals. Doch nicht enträtſeln konnte er den Ausdruck ihres Geſichts. Nicht wußte er, wenn er ſich nun ihr nahte, ob ſie ihm die Hand entgegenſtrecken oder ſich erſchrocken abwenden würde. Das Bild verſchwand, es wurde ſchwarz, und dann tanzte vor ſeinen geöffneten Augen wieder der Flockenwirbel durch das abendliche Grau.

Das war der bitterſte Stachel ſeines Schmerzes, daß er zu zweifeln begonnen hatte, ob ſie ihn noch liebte, ihn noch ſo liebte wie in den guten Stunden, wo ſie ganz eins geweſen. Denn immer wenn er an ſie dachte, ſtand nun der letzte, rätſelhafte Abſchied vor ſeiner Seele, immer hörte er noch die furchtbaren Worte der Wut und des Haſſes, die er damals ausgeſtoßen. Und dann begann ſeine Seele in Froſtſchauern zu erbeben, und ſeine Hand machte wirre Bewegungen, als könnte ſie das alles fortſtoßen. Aber unverrückbar ſtand es da, und keiner ihrer Briefe, die, voller Güte, doch ſo kurz und unperſönlich geworden waren, in denen ſie ſich mehr zu verſtecken, als ſich ihm hinzugeben ſchien, konnte es ganz zerſtreuen. Es

bohrte in seiner Brust wie ein Pfeil, den Schmerz, Sehnsucht und Reue geschärft hatten.

Das war es auch, was ihn in Berlin beschäftigt hatte während der langen Wartestunden in den Vorzimmern des Ministeriums, was ihn abgelenkt hatte, während er mit dem Geheimrat Wohlbold konferierte, und weswegen dieser ihn angefahren hatte, ob ihm nicht wohl sei, ob er ein Haar in seiner neuen Stellung gefunden habe oder glaube, ihr nicht gewachsen zu sein? Und Grabaus mußte in diesem Augenblick eine gewaltig sich aufbäumende Kraft unterdrücken, um nicht gradeheraus das Geständnis zu machen, daß er lieber verzichten wolle. Seit der Stunde hatte er sich vorgenommen nicht mehr an Marie Luise zu denken und hatte die tatenfrohe Zuversicht, den Elan und Eifer zur Schau getragen, die von ihm verlangt wurden. Denn das war ihm klar, wenn er jetzt seiner Stimmung nachgab, so verzichtete er nicht nur auf dieses Amt, das ihn noch vor kurzem mit den größten Hoffnungen erfüllt hatte, sondern büßte auch den letzten Rest seines Selbstvertrauens ein und betrachtete sich als verlorenen Mann. Aber klar war ihm auch, daß von dieser einen Frage der ganze Fortbestand seines inneren Lebens abhing, daß davon abhing, ob er je wieder einen kraftvollen und wahrhaftigen Gedanken zeugen, ob er je wieder mit der lebendigen Begeisterung seiner Seele die Seelen anderer gewinnen könnte. So unauflöslich verkettet war mit der Liebe und Achtung Marie Luisens seine eigene Achtung und seine Liebe, daß er sich selbst aufgab, wenn er glaubte, von ihr aufgegeben zu sein . . .

Nachdem die Packer die anderen Zimmer aufgeräumt hatten, trugen sie den Bücherschrank hinunter, und einer begann die letzte Kiste zuzunageln. Ein dritter forderte Grabaus den

Lohn und das vereinbarte Trinkgeld ab, indem er durch die üblichen Redensarten dasſelbe noch um einige Mark zu erhöhen verſuchte. Dann hoben die beiden erſten mit Hilfe von Tragbändern die ſchwere Bücherkiſte auf. Im Augenblick, wo ſie ſich durch die ſchmale Flurtür zwängten, fragte jemand, ob Doktor Grabaus zu Hauſe wäre?

Dieſer erkannte ſofort die Stimme, ſprang erregt auf und rief:

„Ja, ja, er iſt zu Haus! — Du biſt's, Wolf? Komm herein, komm herein! Wie geht's? Wo haſt du nur geſteckt? Ein Glück, daß du mich noch triffſt. Eine Viertelſtunde — und alles wäre leer geweſen. Aber wie geht's?"

Er hatte von Hellen bei der Hand ergriffen, zog ihn ins Zimmer, und ſchnell die Petroleumlampe vom Boden hebend, fügte er hinzu:

„Laß ſehn, wie du ausſiehſt? Gott ſei Dank, daß wir uns noch treffen."

Während er ſeinen Freund beleuchtete, kam ihm augenblicks zum Bewußtſein, daß an dieſem etwas Beſonderes ſei. Er hätte nicht zu ſagen vermocht, worin dies beſtand, doch bemächtigte ſich ſeiner eine dunkle Beklommenheit.

„Du bringſt doch nichts Schlechtes?" fragte er. „Wie geht's deiner Schweſter?"

„Erſchrick nicht, Heinrich — meine Schweſter —"

Ob aus Unachtſamkeit, ob aus Schreck Grabaus die Lampe ſchief gehalten hatte, der Zylinder zerſprang plötzlich, und der Docht begann ſtark zu qualmen. Er ſetzte ſie auf die Erde und ergriff die Lehne des Küchenſtuhls, indem er mit eingezogenem Kopf und halb geöffnetem Mund ſeinen Freund anſtarrte. Keiner von beiden ſprach ein Wort. Kurze Zeit dar-

auf kam ein dumpfes Dröhnen von der Straße her, wo der Möbelwagen sich in Bewegung gesetzt hatte. Der Fußboden erbebte, und die Fensterscheiben klirrten. Aus dem kurzen Stummel des Zylinders flackerte die rote Flammenzunge mit schwelendem Qualm, der schnell einen scharfen Gestank in dem Zimmer verbreitete. Hinter dem Fenster aber schwebten in dichtem, weißem Wirbel die Schneeflocken.

„Sie war schon lange schwerkrank. Der Tod war eine Erlösung für sie. — Ich soll dich holen, wenn du sie noch einmal sehn willst."

Aber Grabaus behielt denselben entsetzten und wie erstarrten Ausdruck in dem blassen Gesicht, so daß in Wolf unwillkürlich der Gedanke aufstieg, er gliche in diesem Augenblick mehr einem Toten als seine Schwester.

Nachdem Wolf die Lampe heruntergeschraubt hatte, wiederholte er seine Bitte mehrere Male, indem er dabei die Hand seines Freundes drückte, bis Grabaus sich endlich aufrichtete. Sein Mund machte die Bewegung des Sprechens, und wieder trat dieser Zug einer furchtbaren Anstrengung in sein Gesicht.

„Ich will nicht mehr an sie denken — ich will — tot ist sie —?" dachte er.

„Wir müssen gehn, Heinrich, wenn wir den Zug noch erreichen wollen. Komm! — Wo sind deine Sachen?"

Er holte vom Korridor den über den Koffer gebreiteten Mantel und half ihn seinem Freunde anziehen.

Dann gingen sie zur Bahn. Auf dem Wege erzählte Wolf von den letzten Tagen seiner Schwester. Grabaus hörte schweigsam zu, ohne etwas zu erwidern.

Die beiden wurden in ein Zimmer geführt, in dem außer Doktor Platen mehrere Offiziere und schwarz gekleidete Damen

versammelt waren, von denen Grabaus einige nach Marie Luisens Beschreibung erkannte, andere auf dem Reichstagsfest in Berlin gesehn hatte. Doktor Platen, der die Vorstellung besorgte, sagte ihm, daß sein Bruder augenblicklich durch den Pastor, der wegen der morgigen Trauerfeier gekommen wäre, in Anspruch genommen sei. Grabaus nahm Platz, ohne sich an der halblaut geführten Unterhaltung zu beteiligen. Nach einer Weile trat der Major ein, er sah sehr angegriffen aus, doch waren seine Bewegungen ruhig und sicher. Er begrüßte zwei in seiner Abwesenheit angekommene Cousinen und gab auch Grabaus die Hand. Dann forderte er diesen auf, mit in das Zimmer zu kommen, in dem die Tote aufgebahrt lag. Den beiden schlossen sich die zuletzt gekommenen Damen, ein alter Herr und Wolf an. Als das Battisttuch abgenommen wurde, beleuchteten die Kerzen ein blasses Gesicht von überaus zarten Farben, das weder einer Toten noch einer Lebenden anzugehören schien, sondern wie die in Wachs ausgeführte Nachbildung der Verstorbenen wirkte, deren bei aller Lieblichkeit doch so strenge Züge ausdrückten: meine Seele, die viel gelitten, ist entflohn; seht, wie schön ich bin, seitdem ich Ruhe gefunden.

Die Damen führten ihre Taschentücher an die Augen, der weißhaarige Herr runzelte seine Stirn und kämpfte mit den Tränen. Wie unter einem Schleier verschwamm ihnen das Zimmer, sie fühlten den großen Frieden, der aus diesem Antlitz sprach, und ein wohltuender, sie aufrichtender Schmerz ergriff alle. Nur Grabaus stand mit trockenen Augen da und betrachtete, wie erstarrt von innerer Kälte, das Gesicht, die faltenlose Stirn, die rötlich grauen Lippen, die sich ihm auf immer geschlossen hatten.

Als der Major die andern hinübergeleitete, bat er Abschied nehmen zu dürfen. Wolf brachte ihn zum Hotel, wo

er sogleich sein Zimmer aufsuchte. Während der schweren, dunklen Stunden, die nun kamen, verließ ihn das Bild des wächsernen Antlitzes nicht, das seinem ringenden Herzen keine andere Antwort gab als Schweigen des Todes.

Und dieses lastete auf ihm auch am nächsten Morgen während des Begräbnisses; in aller Furchtbarkeit erhob es sich zugleich mit dem Bewußtsein, daß bei allen andern die Erinnerung immer lieblicher und lichter werden, daß aber in ihm kein warmer Hauch eines neuen Lebensgefühls den kalten und unbarmherzigen Schmerz der Reue auflösen würde.

Mittags sollte in dem Trauerhause eine größere Familientafel stattfinden, zu der auch er geladen war. Aber unfähig daran teilzunehmen, entschloß er sich, den Major vorher aufzusuchen.

Das vordere Zimmer, in das er geführt wurde, war leer, und er gewahrte den Major nebenan, der am Schreibtisch Marie Luisens sich in zusammengesunkener Haltung über ein Bild beugte. Doch im Augenblick, wo er des Besuchers ansichtig wurde, richtete er sich straff empor, und das gramgefurchte Gesicht schien sich strenger zusammenzufalten, während er Grabaus näherkommen ließ und ihm dann langsam die Hand hinstreckte. Als dieser nun von der welken, runzligen, aber warmen und noch so festen Hand seine umschlossen fühlte, als er ihm in die Augen schaute, denen alles Leid nicht ihren hellen und gütigen Glanz hatte nehmen können, da traf ihn wieder wie beim ersten Sehen die unverkennbare und erstaunliche Ähnlichkeit dieses Gesichts mit dem Marie Luisens, aber nicht, wie er damals geglaubt hatte, eine Familienähnlichkeit, sondern eine innerste Wesensgemeinschaft sprach aus diesen Zügen, und was er bis dahin nie begriffen, jetzt leuchtete es ihm mit einem Male auf: warum Marie Luise ihren Mann nicht hatte ver-

lassen können allem Ansturm ihrer Leidenschaft zum Trotz. Im Tiefsten aufschauernd, fühlte er den Strom dieses Wesens sich ihm mitteilen, nie hätte er die Hand loslassen mögen, die der Major endlich zurückzog, indem er auf einen Stuhl wies. Während er selbst sich gleichfalls setzte, fuhr er sich mit unwillkürlich rascher Bewegung über die gefurchte Stirn und sagte:

„Ich hatte bis zum letzten Augenblick noch immer gehofft, aber sie selbst hat es wohl anders gewollt."

Und nun kam ein Augenblick, kaum meßbar, aber von beiden gefühlt, wo sie einander stumm anschauten, wo alle Worte sich verflüchtigten, scheu und fern, wo, was einer vom andern gewahrte, dem spiegelnden Bild in einem tiefen Brunnen glich. Nicht vermochte einer des andern Gedanken zu lesen, nur in sich schaute jeder, aber tiefer, als er es in diesen letzten wirren Stunden vermocht. Und es war, als fänden sich beide auf gemeinsamem Grund. In diesem Augenblick war nichts Fremdes, nichts Trennendes zwischen ihnen. Als sie dann das Schweigen brachen, empfanden sie die Worte als etwas Störendes, empfanden zugleich aber auch, daß das, was soeben gewesen, unzerstörbar sei.

„Bis zuletzt hat sie an Sie gedacht," sagte der Major, als Grabaus ihn nach den letzten Krankheitstagen fragte. „Besonders die Zeit, wo Sie uns zuerst besuchten, schwebte ihr vor."

Dann erhob er sich und holte aus der Schublade des Schreibtisches ein Bündel Briefe, die er ihm reichte.

„Darin ist wohl enthalten, was sie Ihnen noch zu sagen hatte."

Grabaus hatte sich erhoben. Ohne sich von neuem zu setzen, die Briefe an sich haltend, reichte er dem Major die Hand zum Abschied, dessen letzte Worte waren:

„Leben Sie wohl! Schreiben Sie mir, wie es Ihnen geht. Auch ich wünsche Ihnen alles Gute.“

Dann ging Grabaus in den Park, wo er die Schnur von den Briefen löste. Auf den weißen Kuverts standen Daten aus verschiedenen Zeiten. Welche waren über ein Jahr alt, welche waren aus der letzten Zeit. Der obenauf liegende Brief zeigte das Datum des Tages, an dem Marie Luise gestorben war. Er war unverschlossen. Grabaus las nur die letzte Seite:

„Ich möchte noch einmal zärtlich zu Dir sein und Dir sagen, wie lieb ich Dich habe. Die Nacht war sehr schlimm. Aber ein Glück schwebt mir immer vor, das alles auslöscht, was ich gelitten habe. Wachsen mußt Du und groß werden über alle Menschen hinaus. Was die andern fesselt und niederdrückt, muß versinken vor Dir. Und dann müßtest Du sagen können, ein kleines Teilchen, ach, nur wenig, verdankst Du mir. Ein guter Stern bin ich Dir gewesen. Wenn das wäre, Heinrich, ich möchte noch viel mehr für Dich leiden.“ — —

Kein Laut regte sich in dem stillen Park. Rötlicher Schimmer ergoß sich über den Schnee, und in Grabaus erhob sich ein unnennbares Gefühl, eine Wärme und ein Leuchten, das von der Toten ausging. Und er ahnte, daß, solange dieses Gefühl in ihm lebte, er nicht aufhören würde zu wirken und fruchtbar zu sein, wie die Erde fruchtbar ist, so lange die Sonne ihr scheint.

Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W 35

Pastor Klinghammer

Roman von Wilhelm Hegeler

Preis: geheftet M. 6.—; gebunden M. 7.50.

Aus den Besprechungen:

Berner Bund: Es ist denn dem Dichter gelungen, durch die Kraft seiner Darstellung, seine ungewöhnliche Menschenkenntnis und die treffsichere Art der Charakterisierung ein altes, uraltes Motiv mit völlig neuem, hinreißendem Leben zu erfüllen, Gestalten zu schaffen, die trotz all ihrer menschlichen Schwäche zu wahrhaft gigantischer Größe emporwachsen, und eine Seelengeschichte zu geben, die von Anfang bis zu Ende unwiderstehlich fesselt, erschüttert und erhebt. Sicherlich gehört ‚Pastor Klinghammer' zum Bedeutendsten, was die epische Kunst in den letzten Jahren auf deutschem Boden hervorgebracht hat.

Gegenwart: Eine bis ins Feinste gehende Psychologie mit echt poetischer Keuschheit verbindend, schafft er in der Figur des Pastors eine Gestalt, der an innerlicher Tragik und künstlerischer Wahrhaftigkeit in der modernen Literatur nur wenig an die Seite gesetzt werden kann.

Münchner Allgemeine Zeitung. Neben wuchtigen Szenen voll düsterstem Pathos und antiker Herbheit, neben Alltagsbildern, in denen der Schilderer die ganze Trivialität kleinlich beschränkter Kreise auf der Palette hat, sind Stellen von höchstem lyrischem Reiz. Wir finden Worte, die wie Donner rasseln, und andere, die wie Tautropfen aus weichverhangener Nacht fallen. Stürmende Kraft aber ist in allem.

St. Petersburger Zeitung: Die Handlung ist Hegeler nur Mittel zu dem Zweck, ein Seelengemälde von gewaltiger Größe zu bieten. Er reißt den Leser mit sich und zwingt ihn in einer Weise zum Mitleiden und Mitempfinden, die fast einer Vergewaltigung gleich kommt. Eine in jeder Menschenbrust wiederklingende

Saite berührt der Verfasser, wenn er mit vollendeter Meisterschaft die religiösen Skrupel und Wandlungen seines Helden analysiert. Auch hier offenbart sich seine staunenswerte Kenntnis der menschlichen Seele. Alles in allem genommen handelt es sich um einen Roman, der in dem Leser einen tiefen und nachhaltigen Eindruck hinterlassen wird, um einen Roman, in dessen Helden sich so viel allgemein Menschliches konzentriert, daß er mit gewissen Einschränkungen und Abschwächungen als die Inkarnation des Menschentums überhaupt betrachtet werden kann.!

Über Land und Meer: So rein und edel wirkt die Klarheit und Vertiefung, mit der die Charaktere und Probleme entwickelt sind, daß das stark Naturalistische mancher Szenen dadurch hoch über das abstoßend Stoffliche erhoben scheint; und in der Schilderung der Gewissensqualen, von denen der zum Brudermörder gewordene Pfarrer gefoltert wird, reicht der Dichter an die gewaltige Kraft heran, mit der ein Dostojewsky und Tolstoi solche Seelenzustände gestaltet haben, während uns die Selbstbefreiung in dem deutschen Roman vielleicht noch menschlicher anmutet als die nur aus der slavischen Psyche heraus ganz zu begreifenden Bekenntnisausbrüche in „Schuld und Sühne“ und der „Macht der Finsternis“.

Velhagen und Klasings Monatshefte (Heinrich Hart): Zweifellos ist der Roman unter den literarischen Erscheinungen des letzten Jahrzehnts eine der bedeutendsten. Er hat jenen Zug ins Große, der heute so selten zutage tritt. Seine Bedeutung beruht vor allem auf dem reichen, bis ins Feinste ausgeführten Seelengemälde, das der Dichter nicht bloß vor Augen führt, in das er den Leser zwingt, sich zu versenken; das innere Leben Daniels, sein Zweifeln und Verzweifeln, sein Lieben und Hassen, sein Ringen um Weltanschauung wie um Glück und Frieden ist mit einer so lebendigen Bestimmtheit, so ins Tiefe hinein dargestellt, daß der Leser sich auch nicht einen Augenblick dem Banne zu entziehen vermag.

Der Vorwärts: Die Komposition des Ganzen ist straff, die Handlung durchlebt von innerlicher Dramatik und aufsteigender Kraft und Größe; alle Personen verraten die sichere Hand des in die menschliche Psyche tief hinabgrabenden Zeichners. Die Sprache ist knapp, klar und von jener Art eines Bildners, der sich seiner Mittel wohl bewußt zeigt. Kein Satz eine Phrase. Kein malendes Wort zu wenig, zu viel. Mit einem Wort: der Roman ist ein reifes, abgeklärtes Kunstwerk. Er wird seinen Weg machen, denn er verdient es, wie kaum ein andrer zuvor.

Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W 35

Ingenieur Horstmann

Roman von Wilhelm Hegeler

Preis: geheftet M. 6.—; gebunden M. 7.50.

Aus den Besprechungen:

Heinrich Hart in Velhagens und Klasings Monatsheften: Künstlerisch hat der Dichter in diesem Werke eine Höhe erreicht, wie er sie noch in keiner anderen Arbeit erklommen hat; sein Können zeigt sich in jeder Beziehung dem der besten unter den heutigen Erzählern ebenbürtig. Die Sprache ist überall voll lebendiger Kraft, die Schilderungen sind ebenso fein ausgearbeitet wie stimmungsmächtig, die Charakteristik gemahnt in der Schärfe der Zeichnung, in dem Reichtum der Einzelzüge an die Gestaltungskunst eines Dickens und Thakeray, und der Empfindungsausdruck hat eine hinreißende Gewalt.

Franz Servaes in der Neuen Freien Presse: Hegelers Roman ist ein starkes und ehrliches Werk. Zwar etwas düster in der Haltung und von wenigen Lichtstrahlen erhellt, aber von Leben durchtrieft und mit künstlerischer Hand geformt. Trotz herber Sachlichkeit mit Wärme und Ergriffenheit geschrieben. Von einem, der am eigenen Fleische gefühlt hat, was frembem Fleische geschah. Und darum bringt das Werk in den Leser ein und hält ihn fest in seinem Bann.

Albert Geiger in der Nordd. Allg. Zeitung: Samson und Delila — immer mußt ich bei „Ingenieur Horstmann" dieser alten, großen, ergreifenden Legende gedenken: von dem Manne, den das Weib und sein Anhang zugrunde richten. Das ist, ins Moderne gewendet, die Tragödie dieses Buchs. Der Zug zum Vollmenschentum, der fast schmerzlich durch unsere Literatur geht, in diesem Roman hat er ein festes, ganzes Ziel gefunden; hat er eine wirklich große Gestalt geschaffen, die im aristotelischen Sinne „Furcht und Mitleid" in uns erweckt. Aus dem Blüten-Eiland

der „Sonnigen Tage", aus dem Barockgarten seines humoristischen Idylls „Nellys Millionen" ist der Dichter hinausgetreten in die volle Unbarmherzigkeit des Lebens. Er hat in die riesenhaften Züge des Schicksals geblickt, und was er da las, hat er niedergeschrieben mit fester Hand, mit einer Konsequenz, welche den großen Seelenkenner eben so sehr wie den überzeugten Realisten verraten, der in der Schule eines Balzac gelernt hat, das Drama eines Menschenlebens mit unerbittlicher Schärfe aus seinem Charakter zu entwickeln, seinem Charakter und seinem Milieu. —

Dresdener Anzeiger: Man sieht, der Stoff ist düster und schrecklich. Er wäre unerträglich, wenn ihn nicht ein Dichter durch seine Kunst geadelt hätte. Aber die wahrhaft große Behandlung erhebt ihn aus der niedrigen Sphäre des Unerquicklichen zur hohen Tragik. Wir werden in unserm Innersten erschüttert durch das Geschick des Mannes, aber wir bleiben verschont von diesem peinlich niederdrückenden Gefühl, das uns die traurige Misere eines gewöhnlichen Dutzendmenschen abzwingt. Denn dieser Horstmann bleibt immer eine gewaltige Erscheinung, groß in seinem Emporkommen, groß in seinem Fall. — Bewunderungswürdig ist die Komposition. Die ganze Handlung scheint nur da, um das Seelenleben des Menschen zu enthüllen und doch schreitet sie mit fortreißender Wucht vorwärts. Ein dramatischer Zug liegt über dem Ganzen. Überhaupt immer wieder wird man an die große Tragödie gemahnt

Literarische Warte, München: Ein Roman, der zu dem Bedeutendsten zu zählen ist, was die epische Kunst der letzten Jahre in Deutschland hervorgebracht hat, schon deshalb bedeutend, weil der Autor es verstanden hat, seiner Handlung durch den großen Brückenbau einen prächtigen Hintergrund zu geben, und weil der Gegensatz, der durch den gesunden, robusten, aber ältlichen Ingenieur und seine junge verderbte Frau prächtig herausgearbeitet ist, und alle Szenen des Romans dem Leben entnommen sind. Es ist das reifste Werk des begabten Autors, reich an Handlung, gut im Aufbau, modern im Vorwurf.

Wiesbadener Tageblatt: Mit fortreißender Gewalt gibt das Buch in großem Zuge das Leben eines Menschen, der, die Masse des Durchschnitts weit überragend, doch ganz und gar der Wirklichkeit entnommen ist. Es ist zugleich Dichtung und Wahrheit, und der Grad der Illusion ist zuweilen so stark, daß man vergißt, ein Buch vor sich zu haben und glaubt im Leben selbst zu stehen. Es läßt sich schwer vergleichen mit andern Büchern aus der letzten Zeit. In seiner tiefgründigen unerbittlichen Seelenanalyse erinnert es an den „Raskolnikow" Dostojewskis.

Buchdruckerei Roitzsch, G. m. b. H., Roitzsch.

DEC 1 9 1933